

Stephen Spender  
**DEUTSCHLAND  
IN RUINEN**  
EIN BERICHT



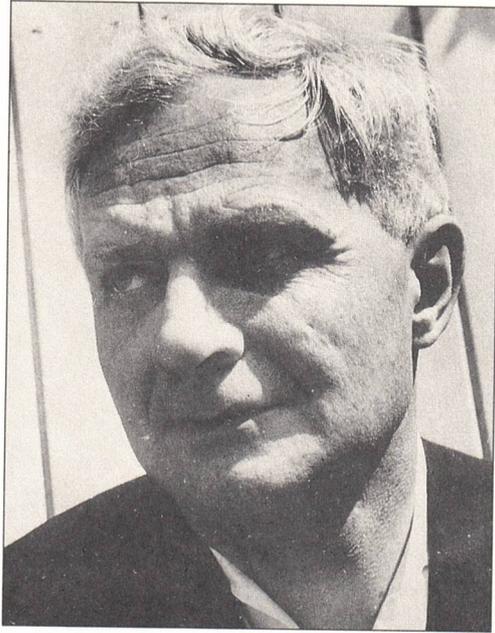
Mattes Verlag Heidelberg

Als britischer Kulturoffizier beschreibt der Dichter Stephen Spender sein Wiedersehen mit dem Land, das ihm einmal zweite Heimat gewesen war. Diese Aufzeichnungen vom Juni 1945 bis März 1946 erschienen unter dem Titel „European Witness“, einem der aufrührendsten Bücher der unmittelbaren Nachkriegszeit.

„Es wurde, genau wie Spenders Tagebücher, nie ins Deutsche übersetzt. Vielleicht glaubten die Deutschen ja besser zu wissen, wovon es handelte, vielleicht waren sie aber auch einfach der Trümmer überdrüssig, die sie täglich sahen und von denen sie nicht auch noch lesen wollten, schon gar nicht aus der Feder eines Engländers.“  
(Paul Ingendaay, F.A.Z.)

50 Jahre danach und wenige Monate nach Spenders Tod erscheint sein Bericht in der Übertragung von Joachim Utz unter dem Titel „Deutschland in Ruinen“.

DEUTSCHLAND IN FINNEN



Stephen Spender

# DEUTSCHLAND IN RUINEN

EIN BERICHT

VON

STEPHEN SPENDER

Übersetzt und mit einer Einleitung  
von Joachim Utz



Mattes Verlag Heidelberg

ISBN 3-930978-24-5

Titel der englischen Ausgabe: **European Witness**

First published by: © Hamish Hamilton Ltd., London 1946

Übersetzung ins Deutsche: © Mattes Verlag GmbH, Heidelberg 1995

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Spender, Stephen: Deutschland in Ruinen: ein Bericht

von Stephen Spender. Übers. und mit einer Einl.

von Joachim Utz. – Heidelberg: Mattes 1995

Einheitssacht.: European Witness <dt.>

ISBN 3-930978-24-5

Druck: Druck Partner Rübelmann, Hemsbach

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader**

## VORBEMERKUNG

Dieser Übersetzung liegt der Text der Erstausgabe von 1946 zugrunde. Streichungen wurden lediglich in den Kapiteln IM OFFIZIERSKASINO, GOEBBELS, FEUER UND BLUT und ERNST JÜNGER vorgenommen. Im OFFIZIERSKASINO betrifft dies die 17 Zeilen des Kapitelschlusses; in GOEBBELS Passagen aus *Michael*, in FEUER UND BLUT das lange Eröffnungszitat aus Jüngers gleichnamigem Roman, in ERNST JÜNGER das Zitat aus Wordsworths *Ruth* –, keine der Streichungen greift in den Sinnzusammenhang von Spenders Originaltext ein.

Die Geschichte der Freundschaft zwischen Ernst Robert Curtius und Stephen Spender wird dargestellt von Götz Schmitz in: ‚Deepest Friendship‘ – Ernst Robert Curtius und Stephen Spender», *«In Ihnen begegnet sich das Abendland»*. Bonner Vorträge zur Erinnerung an Ernst Robert Curtius, Hrsg. Wolf-Dieter Lange (Bonn 1990), 257-278; den Hinweis verdanke ich Hans Reiss.

Kirsten Hertel und Manfred Bernhard danke ich für ebenso grosszügige wie kompetente Hilfe bei der Erstellung der Reinschrift. Für die Lektorierung der Übersetzung bin ich folgenden Personen zu grossem Dank verpflichtet: Ulrich Horstmann, Paul Ingendaay, Horst Meller, Susanne M. Roth, Margret Schuchard, Ingrid Utz, Raphael Utz, Regina Wehrle und Helmut Winter.

Joachim Utz

# INHALT

EINLEITUNG .....	9
VORWORT .....	19
REISE DURCH DAS RHEINLAND (Juli und August 1945) .....	21
I BAD OEYNHAUSEN	21
II EINE REISE	30
III KÖLN .....	36
IV GESPRÄCHE .....	40
V BONN	46
VI DEPORTIERTE POLEN .....	50
VII EIN STUDENT	54
VIII DER DOLMETSCHER	61
IX INSASSE EINES KONZENTRATIONSLAGERS	65
X EIN TAG IN KÖLN	70
XI EKEL	84
XII LIEUTENANT ARRAN .....	94
XIII RUDI BACH .....	102
XIV EIN KONZERT IM LAGER FÜR DEPORTIERTE	104
XV ABENDGESELLSCHAFT .....	110

ZWISCHENSPIEL IN FRANKREICH (Mai, August und Oktober 1945)	122
REISEN DURCH DIE BRITISCHE ZONE (September und Oktober 1945)	177
I IM OFFIZIERSKASINO	177
II DIE FILMEINHEIT	182
III MEIN FAHRER .....	186
IV BIBLIOTHEKEN .....	191
V BONN	199
VI JUNGS INTERVIEW.....	205
VII JOACHIM BENDER .....	211
VIII WUPPERTAL	214
IX GOEBBELS .....	223
X ZEITUNGEN	233
XI FEUER UND BLUT .....	239
XII STUDENT AULACH .....	244
XIII ERNST JÜNGER	249
XIV HAMBURG	257
XV BERLIN	271

## EINLEITUNG

Stephen Spender, der am 28. Februar 1909 in London geboren wurde und am 15. Juli 1995 dort starb, war Zeitzeuge einer historischen Epoche, in der sich Europa und die Welt in einem Mass veränderten, wie es bis dahin unvorstellbar gewesen war. Das vorliegende Buch legt Zeugnis ab von Spenders Fähigkeit, genau zu beobachten. Sein Titel *Deutschland in Ruinen. Ein Bericht* erfasst nur teilweise, was Spender versucht hat, im Titel des Originals zu umreissen: *European Witness* berichtet von seinen Reisen durch Deutschland und Frankreich unmittelbar nach dem Ende des Krieges, versucht, die beiden Nationen, deren ‚Erbfeindschaft‘ mitauslösend für diese unüberbietbare Weltkatastrophe war, als Spiegel zu verwenden, in denen Ausmass und Eigenart ihrer jeweiligen Erfahrungen deutlicher sichtbar werden. Es bedurfte besonderer Voraussetzungen, um einen derartigen Bericht schreiben zu können; Spenders Lebensgeschichte bis Mai 1945 liess ihn dafür geradezu berufen erscheinen.

Stephen Spenders Ruhm in Grossbritannien und im gesamten angelsächsischen Kulturbereich lässt sich nur bedingt durch die Qualität seiner Gedichte erklären, mit denen er zwischen 1930 und 1940 bekannt wurde: Nach Audens Tod im Herbst 1973 war er zusammen mit Christopher Isherwood der einzige Überlebende einer Generation, die erneut versucht hatte, Dichtung in den Dienst der Menschheitsbefreiung zu stel-

len; ausgeprägter und naiver als seine Freunde, war Spender am Anfang seiner literarischen Karriere ein Neuromantiker in der Nachfolge Blakes, Wordsworths, Coleridges und Shelleys, die in der Französischen Revolution die Morgenröte einer Menschheit aufgehen sahen, deren Gesetzgeber die Dichter waren. Im *Wendepunkt* charakterisierte Klaus Mann seinen englischen Kollegen treffend als «dynamisch, überschwenglich, immer erfüllt von hochfliegenden Ideen und Projekten, der militante Träumer und aktivistische Poet, wie er im Buche steht, zugleich aggressiv und verschwärmt, Dichter-Jüngling mit rigorosen Prinzipien, Ariel, der Karl Marx gelesen hat». Es ist vor allem das Leben dieses merkwürdigen, hünenhaften, unerschütterlich subjektiven Mannes, das ihn früh zur Legende werden liess.

Spender ist deutsch-jüdischer Abstammung. Sein Vater Harold war Journalist ebenso wie sein Onkel Alfred; seine Mutter, Violet Hilda Schuster, stammte aus einer Familie hochangesehener Rechtsgelehrter und Mediziner. Beide Eltern verlor er früh. Nach einer für den Sohn einer grossbürgerlichen Familie typischen Privatschulerziehung kam der Melancholiker 1927 nach Oxford mit dem Willen zum Glück und dem Vorsatz, Dichter zu werden. In Oxford, das er ohne Abschluss verliess, studierte er bis 1930 Politik, Philosophie und Ökonomie. Dort geriet der hochgradig unsichere junge Mann in den Bannkreis des drei Jahre älteren Wystan Hugh Auden, der Massstäbe vorgab: literarische, weltanschauliche, private. Spender wurde Teil des linksintellektuellen Milieus in Oxford, versuchte, sich Audens Themen und Stil bis in Kleinigkeiten anzueignen, und war fasziniert von der unbefangenen Offenheit, mit der Auden und sein Freund, der Romancier Christopher Isherwood, Homosexualität vom öffentlichen Vorurteil emanzipierten. Doch ungeachtet aller chamäleonhaften As-

simulation gelang es ihm, sich an seine eigenen Quellen vorzutasten und vorzuschreiben.

Unmittelbar nach seinem Abgang aus Oxford folgte er Auden und Isherwood nach Deutschland, mit Aufenthalten zunächst in Hamburg und schliesslich in Berlin. Präludium zu seinen zahlreichen Besuchen war die Rheinreise im Sommer 1929, an die sich Spender in seiner Autobiographie *World Within World* (1951) erinnert und deren Erfahrungen im Zentrum seines Romans *The Temple* stehen, der erst 1988 veröffentlicht wurde. Vor allem als Dokument der Zeit- und Mentalitätsgeschichte im Spiegel eines individuellen Bewusstseins ist dieser Roman ein wichtiger Text, denn für Auden, Isherwood und Spender, sowie andere, weniger bekannte Zeitgenossen, waren das Deutschland der ausgehenden Weimarer Republik und das Berlin der Jahre vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten so etwas wie das Gelobte Land einer klassenlosen Selbstverwirklichung, einer sexuell freizügigen Körperkultur, wo Kommunismus fast identisch zu sein schien mit Hedonismus; es war eine ästhetische Weltsicht, wie sie etwa in den Photographien seines Bruders Humphrey und Herbert Lists, mit dem er befreundet war, ikonisiert wurde. In Deutschland erlebte Spender die Konfrontation seiner intensiv erfahrenen dunklen Innerlichkeit mit der Welt der Dinge, der Politik, der grossen gesellschaftlichen und historischen Kräfte. Dies ist den Gedichten seiner ersten Sammlung von 1930 bereits abzulesen, und die Spannung zwischen Ich-Sphäre und Welt strukturierte sein ganzes Lebenswerk. Ob Gedichte, Erzählungen, Romane: Was immer er schrieb, waren «Fragmente einer Autobiographie», wie er in *World Within World* bemerkte. Dass ein Zweiundvierzigjähriger seine Autobiographie schreibt, ist ungewöhnlich und hier Ausdruck einer Klarsichtigkeit hinsichtlich der eigenen Lebenskoordinaten: Ein «reines» und entfremdetes Selbst begegnet einer letztlich immer unerreichbaren

Welt, die ihn zwingt, seinen Lebensraum im gestalteten, aufgeschriebenen Leben zu erschaffen. Fast sämtliche Werke Spenders erweisen ihren Autor als einen überall anstossenden Idealisten in der Nachfolge seines Vorbildes Shelley, doch «unfähig, Inspiration in Form zu binden».

Als einziger der berühmten Dichter der Dreissigerjahre, der sogenannten Macspaunday-Gruppe (AfarNeice, Amender, Auden, DayLewis) genoss er bis kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs eine gewisse ökonomische Unabhängigkeit durch eine jährliche Leibrente von 300 Pfund aus dem Nachlass seiner Grossmutter Lily Spender, die in den letzten Jahrzehnten der viktorianischen Ara eine vielgelesene Romanautorin war: Er konnte es sich leisten, in Europa zu reisen und über Jahre jeweils zur Hälfte in Deutschland und England zu leben. Sein Bekannten- und Freundeskreis ist bereits am Ende des Jahrzehnts fast unüberschaubar. Er hatte Konversationstalent, war ein guter Zuhörer und beeindruckte durch seine Aufrichtigkeit.

*Forward From Liberalism*, das er während des ersten Höhepunktes der Weltkrise, dem Spanischen Bürgerkrieg, veröffentlichte (1937), ist Dokument seiner politischen Überzeugung, Aufruf zur Aktion, und markiert die Abkehr vom liberalen Credo des *laissez-faire*. Wie Auden und Isherwood war er Augenzeuge des erstarkenden Faschismus. Die hohe Arbeitslosigkeit auch in England, die Hungermärsche gewaltbereiter Arbeiter auf London, die Umtriebe der Mosley-Faschisten, die sich krisenhaft zuspitzende Entwicklung auf dem Kontinent, schienen ein Engagement der Dichter unumgänglich zu machen. Politisch hatte sich Spender bereits in seinen *Poems* (1933) zur Linken bekannt. Seine Teilnahme am Internationalen Schriftstellerkongress 1937 in Madrid war insofern lediglich die praktische Einlösung einer lange vorher bezogenen Po-

sition, und es bedurfte keiner grossen Überredungskünste Harry Pollitts, des Generalsekretärs der Kommunistischen Partei Englands, Spender zu veranlassen, der Partei beizutreten und nach Spanien zu reisen. In Spender vermutete Pollitt das Potential eines neuen Byron und schickte ihn an die Front mit den Worten: «Get killed, comrade, we need a Byron in the movement.» Knapp fünf Wochen später verliess er unter dem Schock der stalinistischen Säuberungen und sicherlich beeinflusst von André Gides antisowjetischem Bericht *Retour de P.U.R.S.S* die Partei. Spender schrieb bis Ende Juli 1937 noch für den *Daily Worker*, das kommunistische Parteiorgan, doch sowohl in seinen Gedichten als auch in seinen Artikeln vermied er den heroischen Ton: Von Wilfred Owen hatte er gelernt, dass die Dichtung im Mitleiden gegründet sein müsse. Der Bürgerkrieg, den er selbst noch als einen «Krieg der Dichter» stilisiert hatte, war wie jeder andere Krieg schmutzig und grausam. Auch im Spanischen Bürgerkrieg «ging die Wahrheit unter» und Spender proklamierte jetzt, «Dichtung dürfe nicht Partei ergreifen» (*Life and the Poet*, 1942). Damit war er in eine Position gelangt, die genau das Gegenteil jener war, zu der er sich mit seiner Unterschrift unter den berühmten Sammlungsaufruf *Authors Take Sides on the Spanish War* vom Juli 1937 bekannt hatte. Seine drei Reisen nach Spanien während des Bürgerkriegs hatten auch einen sehr privaten Grund: Er bemühte sich, seinen langjährigen Lebensgefährten Tony Hyndman buchstäblich aus der Schusslinie zu holen. Von Hyndman hatte er sich unter dem Eindruck seiner Begegnung mit der sozialistischen Schriftstellerin Muriel Gardiner getrennt, die er während eines Aufenthalts mit Tony an der dalmatinischen Küste kennen und liebgelernt hatte. Aus Kummer über die Trennung hatte sich Tony der Internationalen Brigade angeschlossen und kämpfte an der Front von Albacete. Der Spanische Bürgerkrieg und das kurze Engagement mit der Kommunisti-

schen Partei sind die entscheidende Wende in Spenders Leben: Er erkennt die romantische Illusion und bekennt sich zu seiner eigenen Subjektivität, zu Freiheit und Wahrhaftigkeit. Die *Poems From Spain* (1939) sind unideologische, private Reaktionen auf den Krieg, und Gedichte wie «Port Bou» und «Two Armies» sowie das Drama *The Trial of a Judge* (1938) definieren seine Position. In «Port Bou» wird die Lage der Hafenstadt zwischen Frankreich und Spanien zum Spiegel der privaten Grenzsituation, der welthistorische Konflikt wird als Ausdruck des inneren, persönlichen Konflikts sichtbar. Der Richter in *The Trial* nimmt im Prozess um einen politischen Mord die Position der absoluten Gerechtigkeit ein und rettet im Zusammenprall zwischen Faschisten und Kommunisten die *Idee* von Freiheit und Recht. In einer öffentlichen Diskussion im Group Theatre, wo das Stück im März 1938 uraufgeführt worden war, unterstrich Spender, was den Genossen immer noch als Missverständnis erscheinen wollte.

Die Jahre 1938 und 1939 waren erfüllt von fast hektischer Aktivität. Zusammen mit John Lehmann gab er die Anthologie *Poems For Spain* heraus, in Kooperation mit Goronwy Rees entstand eine Adaptation von Büchners *Dantons Tod*. Im Mai 1939 erschien die Gedichtsammlung *The Still Centre* –, Vorwort und Gedichte dokumentieren Spenders Abkehr von politisch-ideologischen Themen. Stattdessen bekennt er sich zur persönlichen, individuellen Erfahrung als Grundlage seiner Kunst und zieht damit die Konsequenz aus Yeats' Einsicht, dass Persönlichkeitsoffer im Dienst politischer Leidenschaft und Ideologie «Steine aus unserem Herzen machen.» Im Frühsommer 1938 trennte er sich nach zweijähriger Ehe von der Literaturwissenschaftlerin Inez Pearn. Die deutschen Luftangriffe auf London erlebte er als Mitglied der Londoner Feuerwehr, in der er als einer ihrer *Directors of Education* an einem

Fortbildungsprogramm mitwirkte. Aus der Ehe mit der Pianistin Natasha Litvin, mit der er seit April 1941 verheiratet war, hatte er einen Sohn und eine Tochter. Die private Glückserfahrung dieser Ehe und sein Erlebnis des Krieges brachten Spender ganz zu sich und zur Erkenntnis, daran mitwirken zu müssen, die Welt aus der Finsternis «auf Wege des Lichts» zurückzuführen. Gelegenheit dazu bekam er als Mitglied der Alliierten Kontrollkommission, in deren Dienst er als einer der ersten das zerstörte Deutschland betrat mit dem Auftrag, beim demokratischen Aufbau und der Wiederherstellung kultureller Einrichtungen zu helfen, sowie die Haltung deutscher Intellektueller zu erkunden. Es war die Rolle, die Klaus Mann – vergeblich – für sich erhofft hatte.

Nicht zuletzt private Gründe veranlassten Spender, sich bei der Kontrollkommission zu bewerben: Er wollte nach Bonn, um Ernst Robert Curtius wiedersehen zu können, zu dem er seit Sommer 1929 in freundschaftlichem Verhältnis stand. Im Herzen der Finsternis beging Spender sein Wiedersehen mit jenen Städten, die er sich vor dem Krieg zur zweiten Heimat gemacht hatte. Seine Aufzeichnungen vom Juni 1945 bis Oktober 1945 erschienen 1946 in Buchform unter dem Titel *European Witness*. Mit *European Witness* gelang Spender eines der bemerkenswertesten Bücher der unmittelbaren Nachkriegszeit mit einem eindrücklichen Porträt Goebbels' und einer scharfsinnigen Analyse von dessen Roman *Michael*; mit einem Bericht von seiner Begegnung mit Ernst Jünger, den er als überzeugten Apologeten eines vereinten Europa kennenlernte. Spender war wesentlich an der Neugründung und Wiederherstellung öffentlicher Bibliotheken in einer Vielzahl deutscher Grossstädte beteiligt.

Wie kaum ein anderer bot sich der Übersetzer von Schiller, Büchner, Wedekind und Rilke, der Kenner deutscher Sprache und Kultur, der Alliierten Kontrollkommission an, unmittelbar

nach Kriegsende aus dem zerstörten Deutschland zu berichten, alte Kontakte wiederherzustellen oder neue zu knüpfen. Dem Kontrollrat hatte er sich schon früher empfohlen mit einem Aufsatz über *Hoelderlin, Goethe and Germany*, der im Oktober 1943 in der Zeitschrift *Horizon* erschien. In diesem Aufsatz verteidigte Spender die deutsche Kulturtradition: Sie stand für das bessere Deutschland, in dessen Trümmern er nach ihren Überresten suchen wollte. «Rhineland Journal», das Spender auf Drängen Connollys noch 1945 in der Dezemberrnummer von *Horizon* veröffentlichte, enthielt die Aufzeichnungen von seinen Begegnungen mit Curtius vom Juli 1945 in Bonn. Als «Rheinländisches Tagebuch. Von Stephen Spender» war es im Januar 1946 in der *Neuen Schweizer Rundschau* in der Übersetzung N.O. Scarpis und zusammen mit einem von Curtius übersetzten Gedichtzyklus Spenders erschienen. Diese Veröffentlichung, die ohne die Zustimmung von Curtius erfolgt war, führte zu einer lang anhaltenden Entfremdung zwischen den beiden so ungleichen Männern. Ohne Möglichkeit, juristische Schritte dagegen zu unternehmen, beklagte sich Curtius bei seinen Freunden T.S. Eliot und dem Erzbischof von Canterbury über seine Rechtlosigkeit im besetzten Deutschland.

Die Reaktion von Curtius fiel so heftig aus, dass Spender die entsprechenden Passagen nicht in sein Buch *European Witness* aufnahm: dort wird Curtius hinter der Bezeichnung ‚Professor‘ verborgen (in den Kapiteln BONN und ABENDGESELLSCHAFT). Erst 1955 kam es zwischen den beiden zur Aussöhnung und erst in dem 1985 erschienenen Band *Journals 1939-1983* wurde «Rhineland Journal» wieder abgedruckt.

Von vornherein waren die deutschen Tagebücher auch für eine Buchpublikation im Verlag von Hamish Hamilton vorgesehen. *European Witness* besteht aber aus drei Teilen: Zwi-

schen den Berichten von seinen beiden Reisen in Deutschland ist das «French Interlude» plaziert. Die Absicht ist klar: Spender versucht, zwei Formen der Zerstörung darzustellen, die augenfällige der deutschen Trümmerlandschaften und die verborgene der «unsichtbaren Ruine» Frankreichs. In beiden Ländern registriert er die sich unterschiedlich anbietenden Auswirkungen der deutschen Vernichtungspolitik. Dass Frankreich im Vergleich zu Deutschland weitgehend unbeschädigt geblieben war, dass insbesondere Paris den Krieg unversehrt überstanden hatte, trübte Spender nicht den Blick für die psychischen Beschädigungen und Deformationen, die Krieg und Besatzung hinterlassen hatten. «Die Familienvereinigung», ja sogar «Liebesaffäre», wie Spender die Wiederbegegnung zwischen Franzosen und Engländern nach der Befreiung beschreibt, erlebt er selbst als überschattet von der Unfähigkeit vieler Franzosen, die Situation Frankreichs zu begreifen und zu akzeptieren. Das Selbstbewusstsein der grossen Kulturnation verhinderte die innere Annahme der Niederlage, machte es unmöglich zuzugeben, wie Deutschland an einem Nullpunkt angelangt zu sein, von dem der Neubeginn ausgehen musste.

Die Schwarzmarktwirtschaft erscheint ihm als Symbol von Frankreichs innerer Verfassung: Ohne Schwarzmarkt wäre das gesamte kulturelle und geistige Leben der Nation nicht möglich. Wenn man entsprechende Stellen im deutschen Tagebuch vergleicht, wie etwa im KÖLN-Kapitel, wird klar, dass Spender die beiden Länder als wechselseitig reflektierende Folien benutzt, vor denen ihre jeweiligen Wesenszüge besonders scharf hervortreten.

In der Substanz ist Spenders Buch ein Plädoyer für eine gesamteuropäische Friedensordnung innerhalb eines vereinten Europas; dass es nach den Jahren des Hasses und eines beispiellosen Krieges von Begegnungen berichten kann, in denen der Geist der Versöhnung beschworen wurde, ist eines seiner

Wunder. Geschrieben wurde es aus einer Haltung humaner Toleranz mit einer gewissermassen unbestechlichen Subjektivität. Deutschland wird erlebt und beschrieben mit dem offenen Blick eines sechsunddreissigjährigen Mannes, der sich selbst den Gefährdungen durch eine totalitäre Ideologie ausgesetzt hatte.

In der zweiten Hälfte seines Lebens arbeitete Spender an seinen Erinnerungen, die er verankert in den Dreissigerjahren als der trotz allem besseren Zeit, eben der vor der Katastrophe: *The Thirties and After* (1978) und *Journals 1939-1983* (1985). Von 1953 bis 1967 war er zusammen mit Melvin Lasky Herausgeber von *Encounter*, lehrte an englischen und amerikanischen Universitäten Literatur, war begehrter Vortragsreisender auf allen Kontinenten und hatte einen Freundes- und Bekanntenkreis, zu dem Jean Paul Sartre, André Malraux, Benjamin Britten und Leonard Bernstein gehörten. Kein Komitee, keine Gedenkveranstaltung waren ohne ihn denkbar. Er wurde geehrt mit dem Titel eines «Commander of the Order of the British Empire» und 1983 geadelt.

Aus dem *poète engagé* der Dreissigerjahre, dem Propagandisten der Spanischen Republik, war ein distanzierter, unideologischer Beobachter – auch seines eigenen Lebens – geworden.

Neben einer Handvoll gelungener Gedichte und seinen autobiographischen Schriften gründet sich sein Ruhm auf das Drama seines Lebens, das er aus dem Gefängnis einer verletzten, romantischen Egozentrik gestaltend herausgeführt hatte in die Wirklichkeit als Wohnort der Imagination.

Joachim Utz

## VORWORT

Dies ist ein gewöhnliches Reisebuch. Es ging aus Tagebuchaufzeichnungen hervor, die ich auf drei Reisen durch Deutschland und Frankreich vom Mai bis Oktober 1945 gemacht hatte.

Es enthält Erfahrungsberichte, Beschreibungen von Landschaften, Städten und Personen sowie allgemeinere Betrachtungen, wie man sie aus der Reiseliteratur kennt. Ungewöhnlich an diesem Buch ist nur ein Thema, das jedoch ist von grösster Bedeutung: Es geht um Deutschland nach dem Zusammenbruch der Nazidiktatur.

Dorthin fuhr ich mit dem Auftrag, etwas über das Leben und Denken der deutschen Intelligenz zu erfahren und zu erkunden, ob es überhaupt noch literarische Talente gab, die überlebt hatten. Später, bei meiner zweiten Reise, gehörte zu diesem Auftrag auch, mir ein Bild vom Zustand deutscher Bibliotheken zu machen.

Aus verschiedenen Gründen habe ich die Namen vieler Personen, denen ich begegnet bin, geändert. In einigen Fällen habe ich sogar Figuren und Begebenheiten erfunden, um meine Erfahrungen anschaulicher zu machen. Das Buch ist nicht viel mehr als eine Sammlung von Impressionen, die sich zu einem Gesamtbild dessen zusammenfügen, was ich in Deutschland gesehen und erlebt habe.

In erster Linie kam es mir auf dieses Gesamtbild an und weniger auf die Darstellung einzelner Erfahrungen und Ein-

drücke von Dingen und Menschen, die im einen Fall vielleicht zu schlecht, im anderen vielleicht zu gut wegkommen.

Stephen Spender

# REISE DURCH DAS RHEINLAND

(Juli und August 1945)

## I

### BAD OEYNHAUSEN

Das westfälische Bad Oeynhausen ist ein weitläufiger Kurort aus dem neunzehnten Jahrhundert voller hässlicher Villen. Seine Architekten scheinen den Grundsatz befolgt zu haben, mit wogenden Bäumen jede Villa, jedes Kurbauwerk wie mit Rock und Mieder umfassen zu wollen, so dass sie heute ihre altmodische Bescheidenheit zur Schau tragen wie etwas aufgetakelte ältere Damen. Aus der Entfernung sind die Villen selbst nicht zu sehen; plötzlich steht man vor ihnen, stört sie in ihrer Ruhe, überrascht sie, wenn man um die Ecke biegt. So phantastisch sind manche, dass man verstehen kann, warum sie sich mit ihren Türmchen und Kuppeln aus dunkel gestrichenem Kiefernholz hinter ihren Laubvolants verstecken wollen. Und dann gibt es die wuchtigen Konzertthäuser aus nordischem Granit, der am Anfang des Jahrhunderts in Deutschland sehr in Mode war. Die Strassen von Bad Oeynhausen sehen nicht wie richtige Strassen aus; alle geben sie sich selbstbewusst als breite Wege, die nach galoppierenden Hufen verlangen. Von diesen Wegen aus kann man in Gärten schauen, die geschniegelt sind wie ein Bubikopf und wo Blumengruppen an strategischen Punkten eingesteckt sind wie bei einer kunstvollen Frisur.

Dieser überaus deutsche Ort hat jetzt fast keine deutschen Einwohner mehr und hat sich in das Hauptquartier der 21. Ar-

meegruppe verwandelt. Überall sind militärische Hinweisschilder in die naive Märchenlandschaft für Erwachsene gepflanzt, als habe ein Zensor über die Bilder eines Kinderbuchs seine Ermahnungen geklebt. Am Ende einer Allee herrlicher, seltener Bäume sieht man Anschläge, die jedem Soldaten, der die Stadt verlassen will, um hinaus in die – vermutlich von Werwölfen heimgesuchte – Umgebung zu gehen, die strenge Frage stellt: ARE YOU ARMED? – Haben Sie Ihre Waffe bei sich? Die bunten Drähte der Fernmeldetruppe laufen wie Stickgarn durch diese Kunstlandschaft. Britische Soldaten, die es eilig haben in ihren schweren Stiefeln, oft mit dem Besteck und dem Kantinengeschirr in der Hand, tragen einen unromantischen Ton in dieses Tableau aus der Mode gekommener Schäfer und Schäferinnen.

Diese ganze Szenerie durchstreifte ich auf der Suche nach dem Hauptquartier von Brigadier W, eines Oxfordprofessors und sehr erfolgreichen Soldaten. Er ist von blasser Hautfarbe, schmalgesichtig, messerscharf im Ausdruck. Freundlich erzählte er mir, dass er einmal eine Vorlesung von mir am Queens' College gehört hatte. Dann hörte er mir aufmerksam zu, als ich ihm erklärte, dass ich nach Deutschland gekommen sei, um Berichte über die Einstellung deutscher Intellektueller zu schreiben. Er schien sehr interessiert und bat mich, ihm Kopien meiner Artikel zu schicken und ihn später wieder zu besuchen, um von meiner Mission zu berichten. Er fügte hinzu, dass sich die Aufklärungsarbeit verschlechtert habe. Aufklärungsoffiziere, die im Krieg vorzügliche Arbeit geleistet hätten, verstünden es nicht, sich den Friedensbedingungen anzupassen; der Mangel an Information über das gegenwärtige Deutschland sei fast so erstaunlich wie die Informationsfülle während des Krieges. «Jetzt, wo die Anspannung des Krieges weg ist, scheinen viele Aufklärungsoffiziere nicht zu wissen, wie sie ihren Auftrag erfüllen sollen. In diesem Raum habe ich

während der vergangenen Wochen Auftritte von Offizieren erlebt, die während des Krieges undenkbar gewesen wären.» Und mit derselben Offenheit erklärte er, für wie verfehlt er unsere Kulturpolitik hielt. «Im Augenblick protestiere ich zum Beispiel vehement gegen einen Plan, das Hamburger Museum in eine N.A.A.E.L, ein Militärkasino, umzuwandeln. Falls notwendig, werde ich mein Offizierspatent in die Waagschale werfen, um dies zu verhindern. Von allen anderen Überlegungen einmal abgesehen, ist das Hamburger Museum der einzige Ort in Deutschland mit ethnologischem Material, das die Rassen-theorien der Nazis als Unsinn entlarvt.»

Brigadier W händigte mir ein Ausweispapier aus mit der Überschrift To Those Whom It Might Concern, das mich legitimierte, in Erfüllung meines Auftrags uneingeschränkt mit deutschen Zivilpersonen zu sprechen (dies war noch in den Tagen des Fraternisierungsverbots). Ich hatte gehofft, nach unserem Gespräch sofort nach Bonn Weiterreisen zu können, denn es war vereinbart, nach einem vorbereitenden Besuch in Bonn in vier Wochen nach London zurückzukehren, um Bericht zu erstatten. Ich hatte jedoch nicht mit Transportschwierigkeiten gerechnet, die mich für weitere vier Tage in Bad Oeynhausen festhielten. Es gab nämlich eine Regelung, die Personen wie mich berechnete, für solche Reisen auf eine angeblich verfügbare «Flotte» von Personenwagen zurückzugreifen. Diese Flotte schien allerdings fast immer ausgelaufen zu sein, und selbst wenn mal ein Wagen hereinkam, den theoretisch ich hätte bekommen dürfen, nahm ihn meistens im letzten Augenblick eine Person höheren Rangs in Beschlag.

Major P. war ein Verbindungsoffizier, dessen Funktion darin bestand, die Transportansprüche von Personen wie mir bei der Armee durchzusetzen. Obwohl P. ein mutiger Offizier war, den man während des Krieges in Klagenfurt abgesetzt und

als Verbindungsmann zwischen uns und den jugoslawischen wie österreichischen Partisanen verwendet hatte, hatte er vielleicht zu viel von einem Dichter, um Transportoffiziere beeindrucken zu können. Er war zu sehr Mensch und zu wenig Amtsperson. Er war schüchtern, zögerlich, natürlich, amüsant und herzlich; mit menschlichen Qualitäten aber macht man sich bei Bürokraten verdächtig. Seine dunkle, sehr spanisch wirkende Erscheinung und seine schwarzen Augen mit dem beunruhigten Blick eines Tiers liessen sich schwer mit der Vorstellung vereinbaren, er könne korrekte Formulare auch korrekt ausfüllen.

Es war ärgerlich, in Bad Oeynhausen herumsitzen zu müssen, doch die Gesellschaft von P. tröstete mich. Ich kannte ihn aus Spanien, wo er für die republikanische Seite gearbeitet hatte. Er erzählte manche gute Geschichte; meistens kam er selbst dabei schlecht weg.

Eines Tages sass P. auf einer Bank im Kurpark von Oeynhausen hinter einem Stacheldrahtzaun, der die beschlagnahmte Stadt von einigen Häusern trennte, die noch von Zivilisten bewohnt waren. Auf der zivilen Seite des Zauns waren ein kleiner deutscher Junge und ein Mädchen. Der Junge ass einen Apfel. Als er ihn halb aufgegessen hatte, sagte das Mädchen zu ihm: «Warum wirfst du nicht die andere Hälfte von deinem Apfel dem armen britischen Soldaten hin, Hänschen? Der sieht so arm aus, wie er da hinter seinem Stacheldrahtzaun sitzt.» Ich sollte später das Quentchen Weisheit, das diese Geschichte enthielt, verstehen lernen.

In Jugoslawien war Major P. einmal verantwortlich dafür, zwölf SS-Männer zum Tode zu verurteilen und Zeuge ihrer Hinrichtung zu sein. Diese Männer hatten das Land durchstreift, Dörfer in Brand gesteckt und geplündert, ihre Einwohner an Bäumen aufgehängt usw., usw. Nachdem er sie hatte erschossen lassen, musste P. ihre persönlichen Habseligkeiten

inspizieren. Fast alle hatten Briefe hinterlassen mit kurzen, aber sentimental und romantischen Landschaftsbeschreibungen. «Liebste Mutti, die Berge hier sind wunderbar. Es würde Dir und Pappi hier gefallen.» Einige dieser Mörder und Räuber hatten in Alben Blumen gepresst oder Ansichtskarten gesammelt mit platten und salbungsvollen Widmungen für ihre Freundinnen.

So erzählen auch Franzosen, wie der wohlgezogene, scheinbar so brave junge Deutsche dir gerade noch Photos von seiner Frau und seinen Kindern zeigte und dann losging, um irgendjemanden kaltblütig zu erschiessen oder sich an der Niederbrennung eines Dorfes zu beteiligen. Und wenn man ihn fragte, wie er solche Sentimentalität mit so offenkundiger Gefühlskälte vereinbaren konnte, murmelte er nur «Pflicht ist Pflicht». Er war nicht fähig, seine eigene Persönlichkeit in Bezug zu seinen im Namen der Pflicht verübten Taten zu stellen. Gleichzeitig mit der Zunahme deutscher Brutalität unter Hitler nahm die Sentimentalität zu. Andere Beobachter werden mir beipflichten, wenn ich sage, dass ich selbst in Deutschland nie so viele sentimentale Bilder, Bücher und Gedichte gesehen habe wie heute in von den Briten beschlagnahmten deutschen Häusern, wo sie von ihren Bewohnern zurückgelassen wurden: Unzählige Bilder von Babies und Schmetterlingen und Blumen, unzählige Bilder von leuchtenden Berggipfeln und Sonnenuntergängen, unzählige Mütter und Bauern und Hütten und Herdfeuer, unzählige Heimwehtränen, so viele Phrasen über Vater, Mutter, Gott und Schönheit. All dies bildet natürlich nur den floralen Rahmen eines Schreines, aus dem über Nacht das Weihebildnis verschwunden ist: Porträts eines heldenhaften, strengen, doch maskenhaft lächelnden Adolf Hitler.

Irgendwie herrschte in Oeynhausen die Atmosphäre einer englischen Privatschule oder Universität. Ein jeder schien ungerührt seinen Geschäften nachzugehen. Es ist schwer vorstell-

bar, dass diese Soldaten, die an den Abenden zu zweit oder zu dritt ausgingen, um eigens für sie organisierte Tanzveranstaltungen, Konzerte und Filmvorführungen zu besuchen, glücklich waren; aber sie nahmen ihre Situation mit jener englisch-männlichen Munterkeit hin, die in einer gewissen Anpassungsfähigkeit besteht und den Engländer in jedem Augenblick seines Daseins befähigt, sich wieder in einen Schuljungen zu verwandeln.

In dieser zur Institution gewordenen deprimierenden Umgebung verbrachte ich vier Tage. Es passierte kaum etwas, und ich hatte das Gefühl, gar nicht in Deutschland zu sein, wie wahrscheinlich alle anderen auch, ausser den zwei, drei Aufklärungsleuten, die Major P. zugeordnet waren, die ihren Aussendienst verrichteten und Berichte über die Zustände in der Zone zurückbrachten. Alles war sehr englisch. Eines Abends hörte ich Orgelklänge, die aus einer hässlichen, hinter Nadelbäumen verborgenen roten Backsteinkirche kamen. Ich trat ein und sah auf der Empore einen Offizier der 8. Armee, der Bach spielte und von einer kleinen Gruppe anderer Musikanten umringt war, die darauf warteten, ebenfalls die Orgel spielen zu können. An einem Nachmittag hörte ich, wie ein Soldat über die ganze Frontseite eines als Kaserne beschlagnahmten Gebäudes hinweg ein Mädchen vom weiblichen Hilfsdienst anbrüllte: «Da schlaf ich noch lieber mit 'nem Fräulein als mit einer von euch blöden Gören.»

In den Kasinos drehte sich das Gespräch vor allem um «fratting», Fraternisieren. An einem anderen Nachmittag war ich im Park und setzte mich neben ein Paar auf eine Bank. Sie gehörten zu den wenigen noch deutschen Einwohnern Bad Oeynhausens. Ich bekam mit, dass es in ihrem Gespräch um einen Heiratsantrag ging. Völlig unrealistisch diskutierte das junge Paar, wie man nach geschlossener Trauung die Flitterwochen verbringen würde. Einen Mercedes-Benz wollten sie

sich kaufen und reisen. Nach Neapel würden sie fahren und sich dann nach Südamerika einschiffen. Das Ausserordentliche an dieser Unterhaltung war, dass sie ohne auch nur einen Hauch von Schuldbewusstsein geführt wurde, auch wenn alles nur Phantasie war. Dass es da materielle Schwierigkeiten gab, war ihnen bewusst, aber kein Gedanke daran, dass sie vielleicht nicht überall willkommen sein würden, wo sie hinfahren wollten, trübte ihren Traum, einem Deutschland zu entkommen, wo alles so unwirtlich war.

In Oeynhausen traf ich Goronwy Rees, mit dem ich bei der Übersetzung von Büchners *Dantons Tod* zusammengearbeitet hatte. Er war Colonel und nahm mich ins Hauptquartier nach Lübbecke mit, wo ich die Nacht verbrachte. Wir fuhren mit dem Auto durch die grüne, hügelige Landschaft, die jene Künstlichkeit nicht des achtzehnten Jahrhunderts, sondern des deutschen Märchens besass; eines Landes, in dem die Kinder wie Puppen und alte Männer und Frauen in steifseidene Bauertrachten gekleidet sind. Die Häuser sehen aus, als könne man sie essen, so süß, so zuckergussfarbig und sahnig und gestreift stehen sie da mit Balken, die wie Schokoladetafeln aussehen. Oft sieht man an ihnen Inschriften, die Volksweisheiten und gute Wünsche zum Besten geben, in bezaubernder Schreibweise auf die Traufbretter gemalt oder eingeschnitzt rings ums Haus.

Diese Sprichwörter und Volksweisheiten sind sehr charakteristisch für deutsche Ernsthaftigkeit, deutsche Frömmigkeit, deutsche gute Absichten, deutsche Selbstzufriedenheit; für das Verlangen, jede Umgebung mit ein paar Zentimetern Gedankengut zu etikettieren, das man der Bibel, den Dichtern oder den Klassikern entnommen hat; charakteristisch auch für das Bedürfnis, Denken auf einen gemeinsamen Nenner der Banalität zu reduzieren; oder schlimmstenfalls für das gelegentliche Verlangen des Teufels, aus der Heiligen Schrift zu zitieren.

Die deutsche Landschaft scheint mir besonders deutsch, weil sie sich in so vielen deutschen Gedichten und Bildern und oft im Denken der Deutschen spiegelt. Da sind die grossen Ebenen im Norden, nackt und ausdruckslos, unterbrochen nur von schwarzen Kiefernwäldern, vollgepackt mit Speeren und Drohungen. Da ist die Nibelungenlandschaft wogender Felder vor dem gezackten Horizont von Tannenwäldern und einem drohenden Himmel aus silbernen Wolkenschilden. Und es gibt wie hier in Westfalen die deutsche Märchenlandschaft, mit ihren kleinen, zusammengedrückten, bemalten Häusern, fast zu hübsch, um wahr zu sein, und eindringlich tiefgrünen Feldern, durch die Heimweh mit einem dunklen Ton grünlichen Blutes zu bluten scheint. Deutschland bietet nicht den kultivierten Anblick Italiens oder Frankreichs, sondern wirkt eher, als seien die Rundungen der westfälischen Hügel und sogar der Weinberge am Rhein geschnitzt und in Holz oder Stein aus der Landschaft gehauen und nicht mit den Jahren dort gewachsen. Die kleinen Herzogtümer und Fürstentümer haben auch viele Szenerien hinterlassen, die Stichen des achtzehnten Jahrhunderts ähneln, deren Mittelgrund ein wässriges Blaugrün färbt mit transparenten fernen Bergen und gelb-goldenen Feldern im Vordergrund unter einer flachen Wand grauen Himmels.

Die Landschaft Deutschlands ist so abwechslungsreich wie die jedes anderen Landes; ein Grossteil von ihr jedoch strahlt eine Art gemeinsamer Geistigkeit aus, die nicht so sinnlich und luminös ist wie die Frankreichs, nicht so erdhafte wie die englische. Man kann ganz abstrakt an sie denken; und man könnte sich vorstellen, dass sie Absichten hat, Stimmungen fühlt. Sie lässt uns nicht an die Götter und Nymphen Griechenlands denken, noch eignet ihr etwas von der Aura grosser Persönlichkeiten wie England oder Frankreich; aber sie ist voller Antrieb, einmal warm und freundlich, ein andermal düster. Sie

ist eher gestaltet, bedacht, gedankenbefrachtet als zivilisiert. Sie ist bedeutungsschwer, eher schwanger und mystisch als geheimnisvoll.

Goronwy Rees erzählte mir vom Ruhrgebiet, dessen Städte er mir beschrieb als schlichte Trümmerhaufen, mit Einwohnern, die in Kellern hausen. Die Menschen blieben in den Trümmern ihrer ehemaligen Wohnungen vor allem, weil es die einzige Möglichkeit war, ihre Familien wieder zusammenzubringen. Die Familien hatte zuerst der Krieg völlig auseinandergerissen und nach Kriegsende die Zonenaufteilung der Besatzungsmächte. Heute ist der sehnlichste Wunsch der einfachen Leute in Deutschland, ihre Familien wieder zusammenzuführen. Dafür blieben sie monatelang in den Kellern unter den Überresten ihrer früheren Wohnungen wohnen, in der Hoffnung, dass Fritz, von dem man das letzte Lebenszeichen vor zwei Jahren aus Ostpreussen erhalten hatte, oder Lisa, die nach München gezogen war, wieder auftauchen könnten.

## II

### EINE REISE

Nach vier Tagen Aufenthalt in Oeynhausen schien meine Beförderung nach Bonn endlich gesichert zu sein. Als sich dies jedoch im letzten Augenblick wieder zerschlug, erinnerte ich mich an das Angebot eines jungen Offiziers, Captain Denton Burn, mich nach Bonn mitzunehmen, wo er der Verabschiedung seines Regiments beiwohnen wollte.

Noch am selben Abend traf ich mich um halb sieben mit Denton Burn; es war der 11. Juli. Er wirkte etwas niedergeschlagen (was sich in seinem guten, leicht verdriesslichen Privatschulgesicht abzeichnete) und sagte: «Schlechte Nachrichten – der Wagen hat 'nen schleichenden Platten.» Wir beschlossen, ihn zur Reparaturstelle zu bringen und gut aufpumpen zu lassen. Es war sinnlos, den Ersatzreifen einzuwechseln, weil er in noch schlechterem Zustand war als der kaputte, denn der Mantel war an einer Stelle durchgebrochen, durch die sich nun der Schlauch drückte. In der Werkstatt hielten wir es dann doch für das klügste, den Reifen mit dem Platten nicht einfach aufpumpen, sondern ordnungsgemäss flicken zu lassen. Der Soldat, der den Reifen reparierte, war ein sehr gesprächiger, schlaksiger, fast albinohaft weissblonder junger Mann, und er und Denton entdeckten bald, dass der Vater dieses Soldaten Sergeant in Aldershot gewesen war, als man dort Burn ausgebildet hatte. Und weil dieser junge Mann sich nicht vorstellen konnte, dass ein alter Gardist aus dem letzten Krieg sich mit dem jungen Gardisten aus diesem Krieg gut vertragen könnte, wollte er nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst weg von zuhause. Während er uns dies alles erzählte, zog er den Reifen ab, reparierte ihn und montierte ihn wieder auf. Wie

er da mit beiden Füßen auf einer Seite der Felge stand und mit dem Schraubenzieher auf der anderen den Mantel über sie hebelte, war sein Körper so gebogen, dass er mich an eine hochgewölbte Raupe erinnerte.

Als er mit dem Reifen fertig war, schien dieser nicht richtig auf der Felge zu sitzen, drückte sich sogar sehr stark auf einer Seite heraus. Denton Burn machte ihn darauf aufmerksam, aber der Mann meinte, das müsse so sein und dass er sich nach hundert Yards auf der Autobahn von allein justieren würde.

Wir fuhren los und auf die Autobahn und hielten gelegentlich an, um nach dem Reifen zu schauen. Er justierte sich nicht, aber wir glaubten immer noch, dass er das nach weiteren hundert Yards tun würde. Nach zwanzig Meilen schien er sich dann von der Felge zu lösen, so dass wir wendeten und langsam zurück nach Oeynhausen fuhren. Nach vielen Schwierigkeiten fanden wir unseren Soldaten wieder. Als er den Reifen vom Rad genommen hatte, sah er, dass der Schlauch inzwischen Löcher hatte, und weil wir kein Flickzeug mehr hatten, zog sich die Reparatur sehr in die Länge. Wir durchsuchten zwanzig Lastwagen, die in der Werkstatt standen, und fanden Flickzeug nur in zweien, und in beiden war das Material verrottet. Da wurde mir klar, warum es in Deutschland zu so vielen Strassenunfällen wegen geplatzter Reifen kam.

In der Zwischenzeit vertrat ich mir die Beine und kam mit einer Frau ins Gespräch, die in einer der Nissenhütten nicht weit von der Werkstatt wohnte. Sie stand vor der Tür ihrer Hütte, schaute mich mit Leichenbittermiene an und sagte «Armes Deutschland». Ich sagte darauf nur «Armes Holland, armes Belgien, armes Griechenland, armes Norwegen und armes Dänemark.» Sie schaute mich wieder mit einem stumpfen Blick an und meinte, «Ich kann mir ja denken, dass es denen allen schlecht geht, aber unser armes Deutschland trifft es im-

mer am schlimmsten!» Als unser Wagen endlich repariert war, nahm uns der Soldat zum Abendessen in die Küche der Kaserne mit. Obwohl in Uniform, trug keiner von uns seine Rangabzeichen. (Glücklicherweise trugen wir beide keine Offiziersstreifen – ich hatte übrigens, obwohl in Uniform, überhaupt keine Rangabzeichen). Als wir uns wieder auf den Weg machten, war es halb zehn. Nach vierzig Meilen war der Reifen völlig platt. Wir wechselten ihn jetzt gegen den mit der Beule aus; um halb elf wurde der Motor sauer und fiel auf zwei Zylindern aus.

Entlang der Strasse erblickten wir einen Konvoi von sieben grossen Lastwagen. Es war ein Versorgungskonvoi der Royal Air Force, der am Strassenrand Rast machte. Wir baten sie um Hilfe. Sechs Männer machten sich in der Dunkelheit an unseren Motor. Sie hatten keine Taschenlampen (niemals habe ich in Deutschland einen Soldaten getroffen, der eine Taschenlampe besass), sondern arbeiteten im Licht von Treibstoffpfeuern auf der Strasse, die sie angezündet hatten. Mit der grössten Munterkeit nahmen sie fast den ganzen Motor auseinander, wobei sie laufend seine Gebrechen diagnostizierten. Untereinander riefen sie sich mit Namen wie Mac, Fatty, Tich und Tony-Pandy. Ihre Unterhaltung war charakterpralles und humorvolles Drama wie eine Szene von Shakespeare, denn ihr Leben bestand darin, dass jeder eine Charakterrolle spielte, die zu den Charakteren der anderen passte: dies ist das Geheimnis der Geselligkeit. Nach ihrer eigenen Aussage lebten sie wie Zigeuner. Sie fuhren diese Strasse – Route 250 – immer mit ihren Versorgungskonvois hin und zurück, nächtigten draussen unter freiem Himmel, wuschen sich mit Benzin und machten sich ihren Tee in einem grossen Waschkrug aus Emaille über der Flamme einer Lötlampe. Vielleicht plünderten sie ein bisschen, vielleicht würden sie später ein bisschen fraternisieren. Im Grunde aber und wie alle niederen englischen Mannschafts-

grade waren sie gut, weil sie Mechaniker waren, die leidenschaftlich an Motoren herumbosselten und weil sie eben nicht verzweifelt darauf aus waren, jemandem etwas wegzunehmen. Sie waren selbstgenügsam, sie konnten verzichten.

Nach zwei Stunden Hämmerei «schnurrte die Maschine wie eine Katze», wie sie meinten. Als wir von ihnen losfuhren, war es beinahe Mitternacht. Um halb eins war der Reifen mit der Beule platt, und der andere hatte immer noch die Löcher. Es war windig und wir waren auf der Kuppe einer Anhöhe. Es war sehr kalt. Ich schlief auf einem Feld in meinem Schlafsack, den ich auf eine Bodenmatte gelegt hatte; Denton Burn schlief im Auto. Um fünf Uhr morgens wurde ich von Kühen geweckt, die mich beschnupperten.

Von fünf bis halb acht hielten wir jedes Fahrzeug an, doch niemand konnte uns helfen. Um halb acht stieg Denton mit den beiden platten Reifen in ein deutsches Zivilauto und fuhr damit zum nächsten britischen Konvoi. Ich ging zu einem Bauernhaus auf der anderen Seite der Strasse und fragte, ob ich mich rasieren könne. Es war ein einfaches Steinhaus. Der Bauer und seine Frau waren freundlich und boten mir ein Glas Milch an. Sie erzählten, dass sie am Anfang Nazis gewesen waren, «als jeder ein Nazi war». Wie, fragten sie, hätten denn einfache Leute wie sie «wissen sollen, dass Hitler sie dann vor zwei Jahren verraten würde?» Sie sagten, sie kämen aus dem Rheinland, wo jetzt Russen, Polen und andere Deportierte ihre Verwandten terrorisierten.

Ich verliess den Bauernhof und legte mich in einem Feld nicht weit vom Auto nieder, das ich glaubte im Auge behalten zu müssen. Recht viele schwere deutsche Fahrzeuge kamen vorbei, viele von ihnen mit Anhängern, auf denen Landarbeiter sassen. Um elf kam Denton entmutigt zurück. «Eine Tragödie ist passiert», sagte er, «jemand hat eines der Räder geklaut». Nachdem man ihn in der Nähe des Konvois abgesetzt hatte,

liess er für genau zwei Minuten ein Rad neben der Autobahn zurück, während er das andere zum Konvoi trug. Als er zurückkehrte, war das Rad verschwunden. «Ich bin sicher, dass einer von diesen verdammten Fritzenlastwagen zehn Sekunden angehalten und sich mein Rad geschnappt hat.» Jetzt hatten wir nur noch den Reifen, dessen (geflickter) Schlauch durch den Mantel quoll. Langsam fuhren wir nach Hamm.

Hamm war die erste schwer zerstörte Stadt, die ich sah. Im Zentrum klafften riesige Lücken. Hamm hatte jede Ähnlichkeit mit dem Erscheinungsbild einer modernen Stadt verloren. Auf den Strassen drängten sich Menschen mit Handwagen und Kinderwagen auf dem Weg von und zum Bahnhof. Zu dieser Zeit hielten Züge in Hamm, wo die Menschen aus den überfüllten Waggonen und Güterwagen stiegen, um sich mit ihren Habseligkeiten zu Fuss auf den Weg in die anderen Ruhrstädte zu machen. Frauen und alte Menschen streckten die Hände aus und bettelten darum, von uns mitgenommen zu werden. Diese Szene, mit sich dahinschleppenden Menschen, die ihre Karren schoben und ihr Gepäck trugen, wartend, flehend, alle gänzlich mit ihrem eigenen Handeln beschäftigt, hatte die Einfachheit einer in Kohle gezeichneten Karikatur: Im Hintergrund nur gebrochene Linien und Trümmer, im Vordergrund Schlaglöcher und menschliches Elend. Eine militärische Regel verbot uns, irgendjemanden mitzunehmen.

Wir hatten grosse Schwierigkeiten, durch die zerstörten Strassen Hamms zu fahren, die voll von zerstörten Menschen waren. Endlich fanden wir eine Werkstatt, die von einem tüchtigen Sergeant geführt wurde, mit einem Depot gebrauchter Reifen und Räder, die man von den Autowracks im weiten Umkreis zusammengetragen hatte. Die waren jedoch von so hoffnungslos schlechter Qualität, dass wir eine Stunde brauchten, bis wir einen Schlauch fanden, der nicht zerrissen, verdor-

ben oder übel durchlöchert war. Ein deutscher Arbeiter und ein Junge gingen uns dabei mit nervösem Eifer zur Hand und taten alles, um uns zu Gefallen zu sein. Er war ein alter Mann mit dem typischen Gesicht eines norddeutschen Arbeiters, mit straff über hohe Backenknochen gespannter Haut, dünnem, flach von der runden, knochigen Stirn zurückgebürstetem Haar und Augen, die wie Essen glühten. Ganz beiläufig, wie mir schien, sagte Denton: «Das ist ein deutsches Auto. Ich habe es von einem Nazi beschlagnahmt.» Der alte Arbeiter spuckte auf den Motor und sagte: «Ach, die Schweine! Sie haben alle die besten Dinge gekriegt!»

Wir fuhren weiter nach Iserlohn, wo mich Denton verliess, da er nach Bonn wollte; ich wollte mich bei dem Colonel melden, der für diesen Bereich (zu dem auch Bonn gehörte) zuständig war, um über meine Tätigkeit zu berichten. Mit ihm und zwei anderen Offizieren zusammen ging ich zum Lunch in einen angenehmen Offiziersclub in einem Landhaus, das dem Geschmack deutscher Industrieller entsprechend aus Beton war und das ein paar Meilen ausserhalb Iserlohns lag. Die Offiziere waren freundlich. Der Colonel bestätigte mir, dass es in dieser Gegend tatsächlich ein Terrorregime von Deportierten gab, die zwischen dem 15. und 25. Juli vierundfünfzig Menschen ermordet hatten. Die Deutschen waren entwaffnet und gegen bewaffnete Übergriffe wehrlos. Auf dem flachen Land blieb ihnen nichts Besseres übrig, als am Eingang ihrer Häuser eine grosse Glocke anzubringen und sie laut zu schlagen, wenn sie angegriffen wurden. Es war jedoch unwahrscheinlich, dass ihnen irgendjemand zu Hilfe kommen würde.

### III

## KÖLN

In Hagen schon hatte ich grosse Zerstörungen gesehen und danach wieder in Hamm, wo fast das ganze Stadtzentrum in Trümmern lag. Auch auf dem ganzen Weg von Oeynhausen sahen wir zerstörte Brücken, Umleitungen und hölzerne Behelfsbrücken, die man anrührenderweise nach den Namen einiger Mitglieder der «Royal Engineers» benannt hatte: M'Mahon's Bridge, Piper's Bridge, Smith's Bridge und so weiter. Erst in Köln aber wurde mir bewusst, was totale Zerstörung bedeutete.

Beim ersten Durchfahren schien es mir, als sei dort auch nicht ein einziges Haus übriggeblieben. Noch stehen zwar viele Mauern, aber sie sind wie dünne Masken vor der feuchten, hohlen, stinkenden Leere ausgewaideter Innenräume. Ganze Strassenzüge, von denen nur noch die Mauern der Häuser stehen, sind schrecklicher als Strassen, die dem Erdboden gleich sind. Sie sind unheimlicher und bedrückender.

Tatsächlich sind nur wenige Häuser Kölns bewohnbar geblieben, insgesamt vielleicht dreihundert, wie man mir sagt. Von einer Strasse geht man in die andere mit Häusern, deren Fenster hohl und geschwärzt wirken – wie die offenen Mäuler verkohlter Leichen. Hinter diesen Fenstern gibt es nichts mehr ausser Decken, Möbeln, Teppichfetzen, Büchern; alles zusammen ist in die Keller der Häuser abgestürzt und liegt dort zusammengepresst zu einer feuchten Masse.

Durch die Strassen Kölns schleppen sich tagein, tagaus Tausende von Menschen; dieselben, die noch vor wenigen Jahren die Strassen dieser Stadt bevölkerten und an den Schaufenstern entlang bummelten oder vor den Kinos warteten, in die

Oper gingen oder sich ein Taxi herbeiwickten; dieselben, die einst ganz normale Bürger einer grossen Stadt waren, deren Wiederaufbau in unserer Zeit wie ein unvorstellbares Zauberkunststück erscheinen will; dieser verfaulenden Stadtleiche, die einmal das Herz des Rheinlands war, mit einem grossen Einkaufszentrum, riesigen Glasflächen, Restaurants, einer wuchtigen Geschäftsstrasse mit den Sitzen vieler Banken und Firmen, einer hervorragenden Oper, Theatern, Kinos und Lichtern in den Strassen bei Nacht.

Jetzt bedarf es grosser Phantasie, sich des Kölns zu erinnern, das ich vor zehn Jahren so gut kannte. Nichts ist mehr da. Und dies unterscheidet die Zerstörung Deutschlands noch vom schlimmsten, was England widerfuhr (nicht aber von Polen und Teilen Russlands). In England gibt es Löcher, Lücken und Wunden, aber das Leben der Menschen, von dem sie umströmt werden, hat sie wieder aufgefüllt und mit Narben überzogen, die noch verheilen werden. In Städten wie Köln und denen des Ruhrgebiets hat sich etwas völlig anderes ereignet. Die äussere Zerstörung ist so fürchterlich, dass sie nicht geheilt werden kann, weil das sie umgebende Leben des übrigen Landes nicht in sie zurückfliessen und sie wiederbeleben kann, denn diese Stadt ist nicht nur zerschmettert, sondern auch zerstückelt und abgeschnitten vom übrigen Deutschland und Europa. Die Verheerung der Stadt spiegelt sich in der inneren Verheerung ihrer Bürger, deren mangelnde Lebenskraft die Wunden der Stadt nicht vernarben lässt; eher sind sie Parasiten, die einen Kadaver aussaugen, in den Trümmern nach verborgener Nahrung suchen und auf dem Schwarzmarkt in der Nähe des Doms Geschäfte machen – die Wirtschaftsform der Zerstörung statt der Herstellung.

Die Menschen, die dort leben, scheinen gar nicht zu Köln zu gehören. Sie gleichen vielmehr einem Stamm von Nomaden, die inmitten einer Wüste eine Ruinenstadt entdeckt und dort ihr

Lager aufgeschlagen haben, in ihren Kellern hausen und zwischen den Trümmern nach Beute suchen, Überresten einer toten Zivilisation.

Die grosse Stadt sieht wie ein Leichnam aus und stinkt auch so, von all dem nicht weggeräumten Müll, all den Leichen, die immer noch unter Bergen von Schutt und Eisen begraben liegen. Und obwohl die Strassen teilweise geräumt sind, gibt es noch viele Krater, und einige der Nebenstrassen sind unpassierbar. Immer noch gibt es ganze Landschaften völlig unberührter Ruinenfelder.

Der Rhein mit seinen zerstörten Brücken war von erschreckender Grossartigkeit an dem Tag, als ich ihn auf der Pionierbrücke überquerte. Schwarze Wolken wurden von glashellen Himmelsfragmenten aufgebrochen; Lichtstrahlen fielen auf den Dom, der, nur wenig beschädigt, wie ein abgenutzter, sich selbst darstellender Bildteppich dasteht mit nackten Stellen im Dach, durch welche man die Gewebestruktur sieht. Doch der vergleichsweise unbeschädigte Dom gibt Köln das, was es noch an Charakter besitzt. Man sieht, dies war und ist eine grosse Stadt, von den Türmen ihrer Kathedrale erhoben und davor bewahrt, nur noch ein Haufen Schutt und Asche zu sein und eine Ansammlung von Gemäuer wie die Städte an der Ruhr. Die grossen Gebäude im Umkreis des Doms sind geschunden und zerschlagen, doch wie sie dort wie Klippen unter seinen beiden Türmen aufragen, besitzen sie noch eine gewisse Würde wie Felsklippen unter einer Kirche über der Meeresküste.

Die Brückenträger sind diagonal ins schwarze Wasser des Rheins gestürzt, das sie in weissen Wirbeln umschäumt. Wie Hochgeschwindigkeitsmaschinen sehen sie aus, wie sie in den Fluss tauchen und mit ihren schönen Linien den Eindruck der Bewegung unterstreichen. Wo sie nicht wie Speere oder Schnellboote in den Fluss niederstossen, hängen von den Pfeilern zerbrochene Träger in Bändern, Splittern und Fetzen – ein

Tanz angehaltener Bewegung. In den zerstörten deutschen Städten fühlt man sich oft heimgesucht von Geistern eines ungeheuren Lärms. Unmöglich, sich nicht die alles erschütternden Explosionen, das Hämmern des Himmels auf die Erde vorzustellen, die dies alles bewirkten.

Die Wirkung dieser Leichenstädte ist tief entmutigend und ergreift jeden, der in Deutschland lebt und arbeitet, die Besatzungsmächte ebenso wie die Deutschen. Die Zerstörung ist *ernst* in mehr als nur einem Sinn. Sie ist Höhepunkt einer Willensanstrengung, Errungenschaft unserer Zivilisation, das überwältigendste Ergebnis eines Zusammenwirkens der Völker in diesem Jahrhundert. Dies ist die von unserem Jahrhundert geschaffene Gestalt, so wie das Mittelalter sich seine Gestalt in der gotischen Kathedrale schuf. Hier wurde alles angehalten, jenes Ineinanderfließen von Vergangenheit und Gegenwart, die in den Formen der Architektur zusammenfinden, die das organische Leben einer Stadt prägt, ein Leben, das sich ganz und gar von dem ihrer Bewohner unterscheidet, die eine Stadt nur als Warteraum auf ihrer Reise durch die Zeit benutzen: dieses lange, riesenhafte Leben einer Stadt ist getötet worden. Die Stadt ist tot, und die Bewohner halten sich in Kellern und Erdgeschoss auf. Ohne ihre Stadt sind sie die Ratten in den Kellern oder Fledermäuse, die um die Türme des Doms kurven. Die Bürger existieren weiter auf einer Stufe niederen mechanischen Lebens, wie Insekten in den Ritzen der Mauern, zu krabbelig und unscheinbar, um von den stürzenden Mauern vernichtet zu werden. Die Zerstörung der Stadt mit all ihrer Vergangenheit und all ihrer Gegenwart ist wie ein Vorwurf an die, die weiterhin in ihr leben. Die Predigten der Steine Deutschlands verkünden den Nihilismus.

## IV

### GESPRÄCHE

Professor von Beckerath ist der Typ des vitalen, wissbegierigen Nonkonformisten mit der lebendigen, aber etwas grau wirkenden Erscheinung des Lehrers, der jeden, der von ihm lernen möchte, als seinesgleichen betrachtet.

In dem Haus in Godesberg, das er mit seiner Familie bewohnt, hat er sein schönes Arbeitszimmer voller Bücher. Die Häuser hier erinnern an die stuckverzierten Häuser des frühen neunzehnten Jahrhunderts in Londons St. John's Wood, nur dass sie eben am Ufer des Rheins stehen. Von Beckerath äusserte sich kritisch über die BBC. Vor der Kapitulation, so sagte er, wollte jeder sie unbedingt hören; jetzt aber sei sie langweilig und vorsichtig und niemand sei mehr interessiert. Ihre Nachrichtenmeldungen über Deutschland seien genau das, was in einem Land ohne nennenswerte Kommunikationsstrukturen und ohne Verbindung zwischen seinen Teilen am wenigsten interessiere. In Hamburg zu erfahren, dass dreissig Züge von Köln nach Düsseldorf gefahren, oder in Düsseldorf, dass sechs Schiffe in Rostock angekommen seien, das sei so, als erhalte man Nachrichten aus China. Wenn es schon nicht politisch opportun sei, den Deutschen etwas über Deutschland zu sagen, so wäre es doch zumindest interessanter, über die Situation in England, Frankreich oder Amerika informiert zu werden; denn die Deutschen wüssten so gut wie nichts über die Lage der übrigen Welt ausserhalb Deutschlands. Die Sendungen für Deutschland sollten deshalb einem breiten politischen Informationsbedürfnis entgegenkommen.

Und er fragte auch: Warum könne die BBC denn keinen Diskussionsbeitrag über die Zukunft Deutschlands anbieten?

Warum etwa kommentiere sie nicht Massnahmen wie die Übernahme der IG. Farben, Massnahmen, die Ängste aufkommen liessen, weil die Fabriken der IG. Farben neben Waffen auch viele lebensnotwendige Produkte herstelle?

Ich fragte ihn nach seiner Einschätzung von Artikeln wie denen Franz Werfels und Thomas Manns, die in der britisch kontrollierten deutschen Presse erschienen waren. Werfel hatte geschrieben: ‚Ausser Pastor Niemöller war unter euch nicht ein einziger Mann zu sehen, der Gott mehr als die Gestapo ehrte.›

«Werfel wollen wir ablegen», erwiderte er. «Dieser Mann sieht alles nur schwarz oder weiss, ohne die eigentlichen Probleme zu verstehen. Thomas Mann verdient natürlich grösseren Respekt. Er ist ein grosser Literat, hat aber als Ziehvater Deutschlands stets eine unglückliche Figur gemacht. Während des letzten Krieges schrieb er noch ein Buch, in dem er das Preussentum verteidigte. Ihm fehlt die moralische Autorität. Was wir brauchen, ist das Wort einfacher, ernsthafter Männer, Männer, denen wir Achtung und Vertrauen entgegenbringen können. Es mag ja welche geben unter denen, die ins Exil gingen, doch ist unsere Haltung ihnen gegenüber sehr problematisch.»

Der Rektor der Universität Bonn, Dr. Konen, ist ein energischer Siebziger. Sein Gesicht ist müde, mager, schmal und vergeistigt. Aber er hat auch einen Sinn für Humor. Was er sagt, veranschaulicht er gerne mit Metaphern, Gleichnissen, Bildern, kleinen Geschichten. Dabei wird er nie geschwätzig.

Konen lebt nicht weit entfernt von Beckerath in einem Haus an den Hängen von Godesberg überm Rhein mit Blick über den Fluss auf das wunderschöne Siebengebirge. Sein Haus ist altmodisch, vollgestopft mit Möbeln, aber zugleich gepflegt und hell. Konen erläuterte mir die Situation der Bonner Universität nach Hitlers Machtergreifung und während des

Krieges. Er erzählte, dass sich nach 1933 in der Professorenschaft verschiedene Gruppierungen gebildet hätten. Da gab es jene, die die Nazis aktiv unterstützten und versuchten, eine völlig nationalsozialistisch orientierte Ausbildung an den Universitäten durchzusetzen; dann die, die zwar aktive Nazis waren, gleichwohl aber noch einen gewissen Respekt für objektive Werte und die Tradition der Universität bewahrt hatten, deren Unabhängigkeit sie erhalten sehen wollten; dann die Gruppe der nichtaktiven Parteimitglieder sowie jene, die zwar nicht der Partei angehörten, aber auch nicht in Opposition zu ihr traten; die, die sich aus der Politik heraushielten; und schliesslich jene, die ernsthaft versuchten, sich dem Einfluss der Nazis zu widersetzen. Nach seiner Einschätzung haben etwa die Hälfte der Universitätslehrer die Nazis nie unterstützt, und nie seien mehr als 45 Prozent Parteimitglieder gewesen. Im Allgemeinen sei in der Lehre ein hohes Niveau gehalten worden.

Die meisten Beobachter in England, sagte ich, hätten aber den Eindruck, die Jugend sei vom Ideengut des Nazismus vergiftet worden.

Er räumte ein, dass die Jugend zwar verwirrt und geistig ausgehungert sei, aber nicht auf diese einfache und direkte Weise vergiftet, wie wir es uns vorstellen. «Versuchen Sie doch nur, sich einmal klarzumachen, was es für einen jungen Menschen bedeutete, in Deutschland erzogen zu werden. Wurde er mit ganzem Herzen Nazi, bedeutete dies endlose Pflichten und Strapazen. Er wäre nicht mehr Herr seiner Zeit gewesen; jedes unabhängige Denken hätte man ihm verwehrt; man hätte von ihm erwartet, die Bindungen an zu Hause und die Familie zu lösen. Wenn seine Eltern gewollt hätten, dass er ein Nazi wurde, hätten sie ihn mit Leib und Seele der Partei überantworten müssen. Anfangs gingen sehr viele Jugendliche der Bewegung auf den Leim, aber später war das nicht mehr

so. Viele Studenten haben mich während des Krieges besucht, und ich kann Ihnen versichern, dass die meisten von ihnen von der Zukunft nicht mehr erwarteten als eine Frau, ein Zuhause und eine Stellung.»

Als ich sein Haus verliess, hielt er mich noch einmal an der Tür an und sagte sehr bestimmt: «Ich bin völlig zuversichtlich, meine Studenten wieder unterrichten zu können, wenn sie mich darum bitten. Ich habe keine Angst, dass sie meiner Kontrolle entgleiten könnten. Eine Universität steht für eine gewisse Gemeinnützigkeit, wie ein Bauernhof etwa, und so wie Kühe Milch geben, können wir Professoren ein intellektuelles Bedürfnis befriedigen.»

Den Geologen Professor Cloos traf ich im Vorlesungsraum eines unzerstörten Universitätsgebäudes in einer der Vorstädte; er ist ein kleiner, temperamentvoller Mann mit ungepflegtem langem Haar und dem sonnengebräunten Aussehen eines Naturisten; seine Art zu sprechen ist eindringlich. Mit grossem Einsatz arbeitet er in der Zivilregierung mit und ist im Bildungsbereich aktiv. Die in jüngster Zeit in Bonn für die Bevölkerung veranstalteten Konzerte und Lesungen hat er vorbereitet.

Wie die anderen Professoren, die ich besucht hatte, wählte ich ihn mit Bedacht, weil er im Rufe eines Regimegegners stand. Mit grosser Bestimmtheit nahm er seine Studenten in Schutz. «Die braune Farbe der Nazis hat sich längst nicht so weit verbreitet, wie Sie meinen», sagte er. «Und schliesslich ist das Rheinland der Teil Deutschlands, der den Nazis immer am meisten Widerstand entgegen gesetzt hat. Persönlich habe ich immer meinen Einfluss auf meine Studenten bewahrt, weil sie wussten, dass ich kein Nazi war. Es waren die Nazi-Professoren, die man nicht respektierte und die deshalb ihren Einfluss verloren. Manche Studenten sehnten geradezu leidenschaftlich Deutschlands Niederlage herbei. Hier in diesem Raum trafen

sich meine Studenten, um nach der Landung der Amerikaner in Nordafrika auf den Sieg der Alliierten anzustossen.»

Ich erfuhr von ihm auch, dass mehrere Medizinstudenten sich dem Militärdienst entzogen hatten, aber nicht aus Feigheit, sondern weil sie gegen den Krieg waren. Als Geograph konnte er einigen von ihnen bei der Flucht in die Schweiz behilflich sein, indem er ihnen auf der Karte zeigte, wo man am leichtesten über die Grenze kam. Er wies auch darauf hin, dass die akademische Jugend immer ein Zentrum des Widerstandes gegen die Nazis gewesen sei.

Dies waren Äusserungen aussergewöhnlicher Deutscher, die sicherlich nicht die Einstellungen des normalen Deutschen repräsentieren. Es sind Einstellungen einiger weniger Intellektueller, gegen die Hitler immer tobte, weil sie nie an einen deutschen Sieg glaubten und stets ausserhalb der deutschen Gemeinschaft standen.

Aber selbst diese Männer hatten gewisse Ansichten, die, wie mir scheint, den Einfluss von zehn Jahren Nazi-Ideologie erkennen lassen. Zum Beispiel nehmen sie alle die Aussenwelt ausschliesslich unter machtpolitischen Gesichtspunkten wahr. Die Aufteilung der alliierten Besatzungszonen deuteten sie in strategischen Zusammenhängen. Für sie war die britische Zone «die Brücke», der Brückenkopf zum Kontinent. In der Entscheidung der Briten, den Kontinent von der Rhein- bis zur Elbemündung zu besetzen, sahen sie die Abkehr von der bisherigen britischen Politik, die auf den Brückenkopf Frankreich setzte. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass wir es uns jemals würden leisten können, «die Brücke» aufzugeben, und nahmen deshalb an, ihr Schicksal und ihre Zukunft seien nun untrennbar geworden von dem Grossbritanniens. Sie wiesen darauf hin, dass diesen Briten, diesen Rheinländern und diesen Hamburgern Interessen und Charakterzüge gemeinsam waren, zu denen ein Hass auf Preussen und auf die zentrale Regierung

Deutschlands in Berlin zählten. Sie bedauerten sehr, dass wir nicht fest und entschieden unsere Absichten für Deutschland verlaublich und ihnen dadurch ermöglichten, ihre Zukunft als Teil des britischen Empire klarer zu sehen. Als solchen wollten sie sich jetzt verstehen, so dass es nicht sehr überraschend kam, als mich ein prominenter katholischer Priester, Pater R., fragte: Ob ich mir vorstellen könne, dass die britische Zone in zehn Jahren den Status eines Dominions erhalten würde?

Daneben verband sie bitteres und unverhohlenen Ressentiment und Misstrauen gegenüber den Franzosen, deren Besetzung des Rheinlandes sie als die tiefste aller Demütigungen empfanden. Die Franzosen, so sagten sie, seien doch geschlagen und sowohl als Nation wie als Weltreich erledigt; die Wiederbelebung des Leichnams von Frankreich durch die Macht der Alliierten sei ihnen unerträglich.

Bis zum Tag, an dem die Atombombe fiel, teilten sie mit fast allen anderen Deutschen die Überzeugung, Russland würde entweder das ganze europäische Festland erobern oder von den Westmächten besiegt werden. Die gewohnheitsmäßige Einschätzung jeder Situation unter dem Aspekt der Macht liess ihre Überlegungen zwangsläufig zu dieser Schlussfolgerung kommen. Sie wiesen darauf hin, dass der grössere Teil der amerikanischen Streitkräfte bald den Kontinent verlassen haben werde und dass damit die Machtbalance zwischen Russland und dem Westen sich entscheidend zugunsten Russlands verschieben würde. Aus diesem Grund halten die Deutschen einen russischen Angriff auf den Westen für unvermeidbar.

## V

### BONN

Eine angenehme, von Bäumen überschattete und parallel zum Rhein verlaufende Strasse führt von Godesberg ins Zentrum von Bonn, das an diesem Ende der Stadt sozusagen mit der Universität beginnt, deren Eingang die Strasse überbrückt. Auf beiden Seiten dieser breiten, laubigen Strasse stehen Häuser und Hotels, von denen viele zerstört sind. Schutthaufen machen es oft unmöglich, auf dem Gehsteig zu bleiben. Jenseits des Universitätstors ist alles zerstört: der grösste Teil des Hauptgebäudes der Universität, das Einkaufszentrum und der Marktplatz. Über dem Tor ragte die Mauer der Universität in gelber Farbe, überthront von der leuchtenden alten Statue des Heiligen Georg vor dem Himmel und inmitten des Geästs von hohen Kastanienbäumen. Aber hinter dieser äusseren Mauer war nichts als verkohlte Leere. Zwischen Stadtzentrum und Rhein war im letzten Stadium der Kämpfe alles im Granatfeuer zerschlagen worden. Gelegentlich sah ich auf einer Mauer noch Nazi-Parolen, die überlebt hatten: SIEG ODER SIBIRIEN, LIEBER TOD ALS SIBIRIEN, DER SIEG IST UNSER, DAS IST SICHER, oder DER TAG DER RACHE KOMMT. Etwas merkwürdig Verkündungshaftes klang aus diesen Parolen, und es hätte nicht überrascht, unter ihnen auf solche zu Stossen wie GOTT IST DIE LIEBE oder LASST ALLE HOFFNUNG FAHREN, DIE IHR HIER EINTRETET. Oft sah man auf den Mauern eine bedrohliche, schwarze Gestalt mit einem Fragezeichen über der Schulter. Zuerst dachte ich, es sei einer der Naziführer oder vielleicht sogar Mussolini; es stellte sich aber heraus, dass die Gestalten vor Spionen warnen sollten.

Die Biergärten, Hotels und grossen Häuser am Rheinufer lagen alle in Trümmern. An einer Stelle zwischen den Ruinen, die gleichsam ein geschütztes Nest bildeten, lag ein ausgebrannter deutscher Panzer. Ringsherum am Boden zerstreut lag noch die Munition – Granaten mit der Form von Rheinweinflaschen, teilweise noch umhüllt von ihrer sorgfältigen Verpackung aus Stroh und Faserstoff.

Die grosse Brücke lag eingebrochen im Fluss. An einem Landungssteg nahebei zeigte ein Flakgeschütz, das als Panzerabwehrgeschütz eingesetzt worden war, immer noch mit schrecklicher Präzision auf das Brückenende auf der anderen Rheinseite.

Bonn stank ebensosehr wie Köln oder die Städte im Ruhrgebiet. Zusätzlich zu diesem hartnäckigen Geruch, der einen wie ein allzu fürsorglicher Gefährte nie im Stich liess, wurde die Stadt von einer Plage kleiner grüner Fliegen heimgesucht, die in dem Schutt und den Müllbergen zu brüten schienen, denn seit Monaten war kein Müll mehr abgeholt worden, und in vielen Strassen lagen grosse Abfallhaufen, auf denen Gras und sogar hohe Kartoffelpflanzen aus einer Masse aus Kies, Stengeln und Schalen hervorstechten.

In den Nächten liessen sich diese Fliegen scharenweise auf den Wänden der Schlafzimmer nieder, während der Mahlzeiten gerieten sie in jedes Getränk. Eines Abends machte ich einen Spaziergang am Rheinufer entlang. Als ich zurückkehrte, war die Sonne untergegangen, und die Fliegen hingen dicht wie ein Londoner Erbsensuppennebel über beiden Ufern des Flusses. Sie flogen mir in Augen, Nasenlöcher und Haare und wurden zu einer dicken Schmiere aus Schleim, als ich versuchte, sie wegzuwischen.

Am Tag wurde Bonn alle paar Stunden von einer heftigen Explosion erschüttert. Ausgelöst wurde sie von der Mannschaft eines Schleppers auf dem Rhein, die versuchte, Teile der

eingestürzten Brücke zu sprengen, die den Verkehr auf dem Fluss behinderten.

In den Geschäften Bonns wurde praktisch nichts ausser Brot und wenigen anderen rationierten Waren verkauft. In vielen Läden sah man verschiedene Pulver, die, nach ihren Etiketten zu schliessen, Nahrungsmitteln einen angenehmen Ersatzgeschmack vermitteln sollten. Ein Buchladen verkaufte Bücher, die offensichtlich aus Schutthaufen ausgegraben worden waren. Sie waren durchweicht und rochen wie alles andere in Bonn. Dennoch hatte ich den Eindruck, dass es in Bonn mehr Bücher gab als in jeder anderen Stadt der britischen Zone. In einigen Kunsthandlungen wurden Drucke und barocke Kleinstatuen angeboten.

In den Körpern der Menschen schien das Leben auf das Niveau des Schutts in den Erdgeschoss und Kellern ihrer Häuser abgesunken zu sein. Gleichwohl gab es in den wenigen Wochen meines Aufenthaltes einige Verbesserungen der Lebensbedingungen. So fingen etwa die Strassenbahnen wieder zu fahren an; die Briefträger trugen wieder Postkarten aus (Briefverkehr war immer noch nicht erlaubt). Auch sah man mehr Züge, und sie fuhren über grössere Entfernungen. Sie boten einen phantastischen Anblick: Die Menschen hingen nicht nur aussen an den Waggons und auf den Trittbrettern; sie klammerten sich auch an die Puffer und hockten auf den Dächern. Züge waren von Menschen bedeckt wie von Fliegen.

Die Deutschen beklagten sich oft über die Besatzung; dabei muss man fairerweise erwähnen, dass sie sich nicht so sehr über die materiellen wie über die geistigen Bedingungen beschwerten. Leute aus der Mittelschicht unternahmen unglaubliche Reisen in überfüllten Lastkraftwagen, tage- und nächtelang auf Bergen von Kohle sitzend, und verloren am Ende der Reise kein Wort darüber. Einige vornehmere Deutsche verweigerten ihre Mitarbeit in der deutschen Zivilverwaltung mit dem

Hinweis, dass jene, die sich beteiligten, von der Besatzung profitierten und besser als die anderen Deutschen lebten. Es kamen mir sogar Fälle zu Ohren, wo deutsche Sekretärinnen unserer Offiziere, die man nun gewiss nicht aufgrund ihrer moralischen Qualitäten ausgesucht hatte, Lebensmittelgeschenke für sich selbst und ihre Familien zurückwiesen, weil sie zeigen wollten, dass Deutsche «hart im Nehmen» sein können.

## VI

### DEPORTIERTE POLEN

Auf einer Bank unter Bäumen, vor der breiten Front eines schlichten, modernistischen weissen Gebäudes, das jetzt als Kaserne dient, sassen sechs Männer und schauten trübsinnig hinaus auf den Rhein. Sie hatten blassblaue oder braune Augen, lachsfarbene Gesichter wie angestrichenes Holz und struppiges oder stoppliges Haar.

Zunächst hielt ich sie für Angehörige der Wehrmacht. Deutsche Soldaten haben heute denselben seelenlos-niedergedrückten Gesichtsausdruck wie die aus Holz geschnitzten Figuren von slawischen Bauern. Zwei waren älter als die andern und wirkten verbraucht und müde. Mit einem Netzwerk von Kummerfalten auf der Stirn und tief eingeschnittenen Linien um Augen und Mund sassen sie vornübergebeugt auf ihrer Bank.

Bei ihnen waren auch ein Knabe, der jüngste von ihnen, und ein nur wenig älterer junger Mann. Von diesen beiden in ihren geflickten blauen Uniformen, mit diesen mageren Gesichtern ging etwas von der schwebenden Melancholie von Harlekinen aus.

Ob sie deutsche Kriegsgefangene seien, fragte ich sie. Es schien sie zu ärgern, dass ich diese Frage stellte, denn sie fingen an zu reden und taten so, als würden sie mich anspucken, liessen aber hinter dem Unmut ihre Gutmütigkeit durchblicken. «Nein», sagten sie, «wir sind keine deutschen Schweine. Wir sind Polen.» Sie sprachen sehr schlecht Deutsch und drückten sich mehr durch schwerfällige Gesten als durch Wörter aus. «Ihr Engländer seid viel zu freundlich zu diesen Deutschen, viel zu freundlich», sagte einer. Ein anderer fuhr in diesem Sinne fort und sagte: «Jetzt laufen sie herum, alle laufen

sie herum und sagen: Ich war nie ein Nazi. O nein, ich war nie ein Nazi.» Und ein dritter meinte: «Jetzt ziehen sie den Hut vor uns und verbeugen sich. Sie können gar nicht freundlich genug sein, sie können nicht genug für dich tun.» – «Vor lauter Hilfsbereitschaft stolpern sie übereinander.»

Während sie sprachen, gestikulierten sie mit eckigen Bewegungen und imitierten in einem Tonfall, der nicht wirklich schauspielerisch sein wollte, die Stimmen der Deutschen. Alles wirkte wie in einem kubistischen Gemälde: diese Bauern mit ihren winkeligen Bewegungen, deren dumpfe Stimmen sich kurz auf einen Höhepunkt flüchtiger Ironie erhoben, um dann wieder in einen Ton der Gleichgültigkeit zurückzusinken.

Nach derlei Ausbrüchen schwiegen sie, als seien sie am Ende einer Strophe ihres im Chor vorgetragenen Kommentars angelangt, den sie mir, einem Fremden von einer Insel, liefern wollten. Dann packte es sie abermals: «Was glauben Sie, wie die vorher mit uns umgegangen sind?» fragte der Zweitjüngste. Jeder im Chor bekam jetzt wieder seinen Einsatz: «Wie Vieh wurden wir zusammengepfercht» – «Wie Sklaven mussten wir arbeiten» – «Nichts war zu schlecht für uns» – «Wo wir auch ankamen, sammelten sich die Kinder um uns herum und schriegen ‚Dreckiger Polacke!‘, ‚Saupolack!‘» Etwas besonders Schmerzliches klang aus der Bitterkeit, mit der sie dieses «Polack» aussprachen, was doch im Englischen einen eher zärtlichen Beiklang hat.

«Nie hat uns jemand ein freundliches Wort geschenkt, kein einziges freundliches Wort, nicht ein einziges freundliches Wort in fünf Jahren» – «Nie hat uns jemand geholfen, nie hat uns jemand freundlich angelächelt. Niemand.» – «Und jetzt lügen die euch alle an. Sie sagen, dass sie nie die Nazis gemocht haben und nur wollten, dass ihr kommt und sie rettet.»

Das Schweigen, in das sie wieder zurückfielen, wirkte wie verächtliches Schulterzucken. Ich fragte: «Wo kommen Sie her?» Ohne mir direkt zu antworten, sagte der Älteste: «In der Stadt, aus der wir kommen, haben sie dreissigtausend Menschen umgebracht. Die Stadt wurde niedergebrannt und viele, die wir kannten, wurden an Bäumen aufgehängt. Aber mein Sohn hier ist mit mir zusammen entkommen.»

Sein Sohn war der Jüngste von ihnen, und bei seiner Erwähnung wurde er auf eine sehr körperliche Weise befangen und streckte die Ellbogen nach aussen. «Ich bin bei meinem Vater», sagte er, «aber wir wissen nichts von meiner Mutter und meiner Schwester. Alle andern hier haben ihre Verwandten verloren.» Alle bestätigten dies, dann trat wieder Schweigen ein, die Pause am Ende einer Strophe.

«Wir bekamen zwanzig Mark im Monat für unsere Arbeit. Aber sogar davon nahmen sie uns das meiste weg.» – «Warum hat man es Ihnen weggenommen?» fragte ich. Sie lachten. «Sehen Sie doch! Zwei von uns mussten einen Lastwagen mit Kohlen oder Holz abladen. An einem Vormittag sollten wir das schaffen, bekamen aber nicht genügend zu essen.» – «Wenn wir mit dem Abladen nicht fertig wurden, zogen sie uns einen Teil von unserem Lohn ab.» – «Auf die Weise nahmen sie uns bis zum Monatsende fast unsere ganzen Löhne zur Strafe wieder ab.» – «Wir waren nur noch Sklaven.»

«Aber jetzt, wollen Sie jetzt wieder zurück nach Polen?» – «Ja. Wir wollen zurück. Es ist doch unser Land.» – «Was halten Sie von den Russen in ihrem Land?» – «Vor den Russen fürchten wir uns nicht. Wir hassen nur diese Deutschen.» – «Lieber würden wir zwanzig Jahre unter den Briten oder Amerikanern arbeiten als ein Jahr unter den Deutschen.»

«Wie würden Sie selbst die Deutschen behandeln?» – «Wir würden sie so behandeln, wie sie uns behandelt haben.»

– «Zum Arbeiten würden wir sie bringen. Ihr bringt sie doch nicht so zum Arbeiten, wie die es verstehen, andere Leute zum Arbeiten zu bringen. Ihr seid viel zu freundlich zu denen.» – «Ihr gebt euch solche Mühe, sie zu ernähren, rechnet ihre Rationen aus, als wären sie im Krankenhaus und müssten gepflegt werden.» – «Glauben Sie, dass die unsere Rationen ausgerechnet haben?» – «Zugegeben, die Deutschen verdienen, was sie kriegen, wie schlecht es auch ist. Aber wenn man Deutschland so behandelt wie Polen, wäre der grössere Teil Europas bald eine Wüste.» – «Ja, das stimmt», erwiderten sie teilnahmslos und verfielen wieder in dasselbe apathische Schweigen, in dem ich sie zuerst angetroffen hatte.

Diese Apathie ist indessen nur ein vordergründiges Symptom. Hinter ihr steht etwas viel Bedrohlicheres, etwas, was geschah und seine Spuren hinterlassen hat, die Feuer nämlich, in denen die Städte Europas verbrannten und die noch im Geist der Menschen schwelen. Dies ist ein Geisteszustand, der jenseits aller Verzweiflung weiterglüht, dessen Glut noch die Zerstörung unserer Zivilisation überdauern wird.

Denselben Ausdruck kannte ich von den Gesichtern der hoffnungslosen jungen Männer der aufgelösten Wehrmacht, aber auch von denen repatriierter französischer Gefangener und von Männern und Frauen, die man als Deportierte, als *Displaced Persons* bezeichnet.

## VII

### EIN STUDENT

Als ich eines Nachmittags in einem erstickend heissen Buchladen die Reihen feuchter Bücher musterte, bemerkte ich neben mir einen jungen Mann mit sommersprossigem Gesicht, stechenden, eng zusammenstehenden Augen und einer so spitzen Nase, als solle in ihr seine ausserordentliche Hagerkeit ihren gekniffenen Höhepunkt erhalten. Er war gefällig gekleidet in einem locker sitzenden, sauberen Tweedanzug von dunkler Farbe mit einer losen Jacke mit Gürtel. Er trug ein sauberes weisses Hemd und eine gepunktete Fliege. Eine Fliege verlangt stets nach einer Spiegelung ihrer Flügel im Erscheinungsbild ihres Trägers, und bei Haecker (so sein Name) spiegelte sich die Fliege in den beiden Flügeln seines locker zurückgebürsteten Haares, das von einem Mittelscheitel geteilt war.

Ich hatte zweifellos einen Studenten vor mir, also fragte ich ihn nach seiner Fakultät. Bis zum Ende des Krieges habe er zwei Jahre lang Rechtswissenschaft in Bonn studiert, sagte er. Davor sei er in der Wehrmacht gewesen, aufgrund seines allgemeinen Schwächezustands nach einer ernsthaften Blinddarmoperation aber entlassen worden. Er sei auch, wie er sagte, Künstler und Schriftsteller. Er war sehr freundlich und hatte solche Freude an unserem Gespräch, wie sie manche Schulknaben empfinden, wenn sie sich mit ihrem Schulsprecher unterhalten. Er lud mich auf sein Zimmer ein, wo er mir einige seiner Gedichte und Bilder zeigen wolle.

Bei unserem Gang durch die staubigen, stinkenden, halbzerstörten Strassen erklärte er, er könne mir seine anspruchsvolleren Gemälde nicht zeigen, weil sie aufs Land geschafft

und dort, so befürchtete er, möglicherweise zerstört worden seien. Dann erzählte er mir von seinem Leben als Student: «An der Universität bildeten wir sogar einen Kreis antinazistischer Studenten und hatten Kontakt mit der Hitler-Schule in der Nähe des Drachenfels.» – «Wie viele Studenten gehörten dieser Bewegung an?» – «Ungefähr achtzig. Ich war einer ihrer Führer.» – «Was haben Sie gegen die Nazis unternommen?» – «Wir unternahmen keine Aktionen im direkten Sinn; aber wir hatten Zusammenkünfte, auf denen wir beschlossen, Ereignisse und Bücher objektiv zu interpretieren und nicht zu gestatten, unser Urteil von Nazi-Propaganda beeinflussen zu lassen.» – «Haben Sie gegen irgendeine Aktion der Nazipartei protestiert?» – «Nein.» – «Sind Sie aus der Partei ausgetreten?» – «Nein. Um unsere Aktivitäten zu tarnen, blieben wir mit Bedacht in der Partei. Aber jeder von uns trug als Abzeichen der Bewegung ein schmales Band am Hosenbund.» Er zeigte mir dieses schmale Band – typisch studentisch –, das an einem der Hosenträgerknöpfe am Bund befestigt und unter dem Jackett verborgen war.

Sein Zimmer war im obersten Stock eines Hauses, das nicht zerstört worden war. Drei, vier Regale mit Büchern besass er, unter ihnen alte Rechtsbücher aus dem sechzehnten Jahrhundert, wundervoll gedruckt auf Papier, das in vierhundert Jahren nicht mürbe geworden war.

Seine Zeichnungen und Aquarelle hätten Hitler gefallen. Sorgfältig gezeichnete Architektur-Skizzen etwa von Kreuzgängen oder Bauernhöfen, von denen jeder einzelne Stein, jeder Strohalm mit Bleistift oder Tusche ins Papier gepflügt war; Stilleben mit grünen Krügen, roten Äpfeln und orangenen Orangen; Selbstbildnisse Haeckers, auf denen er hager, klein und bekümmert dreinschaute. Seine Gedichte waren vom selben Schlag: Liebesgedichte auf sonnengebräunte Jungfrauen, die von Rheinwellen geküsst wurden; dann ein paar humor-

voll-zynische Gedichte, in denen ein «Dichter», der von Idealen starrt wie ein Kriegsschiff von Geschützen, seiner Enttäuschung über die Menschheit Luft macht. Sie waren in freien Versen geschrieben und besaßen eine nicht ganz talentlose Fadheit.

Haecker zeigte mir auch einen Essay über Indianer, den er während des Krieges geschrieben hatte und von dem er sagte, es sei eine Satire auf die Nazis. Die Pointe dieses Essays bestand darin, dass Indianer in Tierhäuten und Federschmuck kindisch seien. Für eine Satire war der Stil aber von einer merkwürdig weinerlichen Unruhe.

Dreimal machte ich während der nächsten Tage einen Spaziergang mit Haecker: einen in den Kreuzgang der Nikolauskirche, einen zum Poppelsdorfer Schloss und einen zum Beethovenhaus, das geschlossen war. Mit grossem Genuss erzählte mir Haecker etwas über das Alter des Kreuzgangs und dass er oft hierher zu seiner spirituellen Erfrischung komme. Dieser Kreuzgang atmet die Stille ältester Architektur, die man mit Brunnen, Felsen, Taufbecken verbindet, mit Orten kühler Unberührtheit. Überflüssig zu sagen, dass Kreuzgang und Poppelsdorfer Schloss in Haeckers Skizzenbuch ihren besonderen Platz hatten.

Die Liebe Haeckers zur Architektur, zu Büchern und schönen Dingen war echt. Gleichwohl war diese Liebe der kraftlose Ausdruck seiner schwachen Persönlichkeit. Mit seiner flotten Fliege, seinem affektierten Blick zurückhaltenden Dünkels, seiner Verbindung von Unbefangenheit und Unaufrichtigkeit, seinem herausgekehrten Stolz und «Humor», dem ganzen Aufgebot seiner kleinen Vorzüge erinnerte er mich an ein prärraffaelitisches Gemälde, das ich in der Londoner Tate Gallery gesehen habe, «Isabella and the Pot of Basil» nach dem Gedicht von Keats. Isabella wird als herausgeputztes und theatralisch bekümmertes Mädchen dargestellt, das sich bückt, um

einen Topf mit Basilikum zu giessen, was mich wiederum an des armen Haeckers schmales Repertoire von Begabungen erinnerte.

Er war sehr beflissen. So gab er mir zwei Stiche aus dem achtzehnten Jahrhundert mit Ansichten der Universität Bonn, als diese noch herzoglicher Palast war. Haecker war nicht der einzige junge Deutsche, der mir mit geradezu orientalischer Höflichkeit begegnete. Eines Tages sah ich einen Studenten die Strasse entlanggehen, der dabei ein (wie ich dachte) wundervoll auf einen einzigen Bogen gedrucktes Gedicht las. Der Schriftstil liess mich vermuten, das Gedicht könne von Stefan George sein. Also sprach ich den Studenten an. Er erklärte mir, das Gedicht sei nicht gedruckt, sondern von ihm selbst in Kalligraphie aufgeschrieben, so dass man es wirklich nicht von einem Druck unterscheiden könne. Es war ein Meisterstück fehlgeleiteter Kunstfertigkeit. Als er mein Interesse bemerkte, drängte er mich sofort, das Gedicht als Geschenk anzunehmen, das niederzuschreiben ihn Stunden gekostet haben musste.

Solche Beweise von Grosszügigkeit lassen den Soldaten, der jetzt Deutschland besetzt hält, in Erstaunen geraten und oftmals wütend werden. Jahre seines Lebens hat er darauf verschwendet, einen hartnäckigen Feind zu bekämpfen, und nun empfängt ihn dieser nicht mit Kugeln, sondern mit *billets doux*. Dieses interpretiert man als die einschmeichelnde Unaufrichtigkeit des deutschen Charakters. Ich glaube jedoch nicht, dass diese Kritik ganz gerecht ist. Wie im Falle Haeckers geht einschmeichelndes Verhalten oft mit einem gewissen Stolz einher, und ich glaube, dass es etwas Pubertäres in den Deutschen und nicht Unterwürfigkeit ist, was sie veranlasst, einen zuerst zusammenzuschlagen, um ihm dann die Freundschaft anzubieten.

Wenn er sich mir (und auch sich selbst) gegenüber einmal nicht als den stilisierten, kultivierten Studenten präsentierte,

machte Haecker oft Bemerkungen, die in erstaunlicher und in doppelter Hinsicht verräterisch waren. Doppelt verräterisch, weil sie an sich verräterisch waren und weil die Tatsache, dass er sie machte, verriet, dass er sich absolut nicht vorstellen konnte, dass seine Worte mich überraschen würden – obwohl er stets bemüht war, einen vorteilhaften Eindruck zu erwecken. Und dass er mir oft genau das sagte, was er dachte, bewies seine völlige Ahnungslosigkeit bezüglich meiner Gedanken.

Haecker beschrieb sich und seine Kommilitonen, die beanspruchten, Nazigegner zu sein, nicht als Nazis, sondern als «Nationalisten.» «Hitlers Antisemitismus war natürlich ein grosser Fehler. Die Juden stellten einen fast unschädlichen, unbedeutenden, untergeordneten Teil der Bevölkerung dar, und es war unsinnig, sie zu verfolgen, zumal die Tatsache, dass sie verfolgt wurden, die öffentliche Meinung im Ausland gegen Deutschland aufbrachte. Gleichwohl jedoch ist Rasse etwas Reales. Wir Deutsche gehören wirklich einem nordischen Typus an, der sich von den südlichen und besonders von den östlichen Völkern unterscheidet und ihnen überlegen ist. Es war der grosse Fehler der Nazis, die eigentliche Rassenproblematik (ich meine die des Westens gegen den Osten) verwischt und verzerrt zu haben, indem sie es als jüdisches Problem deklarierten. Wenn die Nazis das nicht getan hätten, hätten die Engländer und Amerikaner mit uns gegen die Japaner gekämpft. Ausserdem hätten wir in Indien das britische Weltreich im Kampf gegen den Osten unterstützt.»

«Aber wie schaffen Sie es, an eine nordische Rasse zu glauben, die – selbst wenn sie die Briten und Amerikaner mit einschliesst –, immerhin auch ein Volk einschliesst, das Buchenwald und Belsen hervorbringen konnte: Wie können Sie nur annehmen, dass diese nordische Rasse dem Osten überlegen ist?» fragte ich. «Ich glaube nicht, dass die Geschehnisse,

von denen man uns erzählt hat, sich in Belsen und Buchenwald tatsächlich ereignet haben.» – «Und warum? Haben Sie nicht davon gelesen?»

«Aber natürlich; ich habe mich mit dem ganzen Problem sehr eingehend befasst», erwiderte er und verzog dabei mit etwas unzufriedener Selbstgefälligkeit den Mund. «Aber ich glaube nicht, dass diese Dinge geschehen sind, nicht einmal unter den Nazis.» Von den Nazis sprach er wie von einer mythischen Rasse, die völlig vom Antlitz der Erde verschwunden war. «Warum nicht?» – «Weil die Dinge, über die ich gelesen habe, ‚menschlich unmöglich‘ sind». (So drückte er sich aus). «Ich kann Ihnen versichern, dass sie stattgefunden haben, und wenn Sie es nicht glauben, will ich versuchen, Ihnen die Beweise zugänglich zu machen.» Während dieser Unterhaltung sass er halb zurückgelehnt auf einem Diwan. Als ich davon sprach, ihm die Beweise liefern zu wollen, zuckte er zurück, als hätte ich gedroht, ihn zu schlagen, und sagte schnell: «Wenn Sie mir sagen, dass es so ist, glaube ich Ihnen natürlich.» Es klang nicht ehrlich, aber ich belies es dabei.

An dem Nachmittag, an dem wir durch die schönen Gärten des Poppelsdorfer Schlosses gingen, sprach Haecker über Literatur. Er versicherte mir, «wir jungen Leute» könnten Thomas Mann keinerlei Bedeutung zuerkennen, der nur Werke «rein literarischen Werts» geschaffen habe. Er versicherte mir auch, dass es viele gute «junge Schriftsteller» gebe, konnte mir aber keine Namen nennen. Er schien wie selbstverständlich vorauszusetzen, dass jedes Jahr seine jungen Schriftsteller wie Frühlingssämlinge hervorbringen würde. Er liess unmissverständlich seine Geringschätzung der gesamten Vergangenheit erkennen und verband eine gänzlich unoriginelle Konventionalität der Weltanschauung mit dem Gefühl, Repräsentant einer überlegenen neuen Generation zu sein.

Als wir Poppelsdorf verliessen, gingen wir auf einer schwer bombardierten Allee entlang, die vom Schloss zum Nachbarort führt. «Hier hat die Bewegung ‚Edelweiss‘ einige ihrer Attacken durchgeführt», erzählte er. «Wer war das denn?» fragte ich. Er erläuterte, dass es gegen Ende des Krieges eine sporadische Bewegung von Jugendlichen und Kindern gegeben habe, die Akte reiner Zerstörung durchführten und oftmals Menschen auflauerten und sie ausraubten. Diese Gewaltausbrüche standen in einem merkwürdigen Zusammenhang dank der Tatsache, dass Kinder, die in entfernten Teilen Deutschlands wegen Rowdytums angeklagt wurden – zu einer Zeit, als alle Verbindungen schon weitgehend unterbrochen waren – erklärten, sie seien Mitglieder der Edelweiss-Bewegung.

Auf unserem Rückweg zum Transit-Kasino über den Marktplatz wollte Haecker wissen, ob die deutschen Geheimwaffen V1 und V2 in England viel Schaden angerichtet hätten. Ich erwiderte, dass sie zwar sehr unangenehm waren und dass sie grosse Zerstörungen angerichtet hätten, dass sie aber ungenau waren. Haecker rief aus: «O, ich habe nie daran geglaubt, dass sie Schaden angerichtet haben! In diesem Stadium des Krieges hielt ich alles, was man in den Zeitungen las, für Propaganda, der man kein Wort glauben konnte.» Gerne hätte ich gewusst, wie seine Haltung wohl ausgesehen hätte, wenn er die Geschichten von den Zerstörungen durch die V1 und die V2 geglaubt hätte.

## VIII

### DER DOLMETSCHER

Im Kasino schlug mir ein britischer Offizier vor, seinen Dolmetscher zu interviewen, den er als einen «aussergewöhnlich ehrlichen und intelligenten Mann» beschrieb. Ein paar Tage später kam also ein schwerer, älterer Mann in mein Zimmer. Er hatte fleischige, hängende Hamsterbacken, nicht ganz waagrecht stehende Augen, die vom Nasenrücken schräg abfielen, und eine Glatze. Er verbeugte sich und lächelte gekünstelt mit jenem Ausdruck übertriebenen Respekts, wie er heutzutage von vielen Angehörigen der Herrenrasse den Besitzern bezeugt wird. Dann setzte er sich etwas unbeholfen auf die Kante eines Stuhls und scharrte mit den Füßen. Als ich ihm eine Zigarette anbot, nahm er sie an und verneigte sich in einem Akt orientalischer Selbsterniedrigung über meiner Hand; danach begann unser Gespräch.

Er gab an, Shakespeare-Übersetzer zu sein und besser als alle Übersetzer vor ihm. Ich gab meinem Erstaunen darüber Ausdruck, denn ich hätte gehört, es gebe so gute Übersetzungen Shakespeares ins Deutsche, dass viele Deutsche glaubten, Shakespeare sei besser auf Deutsch als auf Englisch. «Ja», sagte er betont deutlich und streckte dabei einen Finger aus, um seinen Ansichten Nachdruck zu verleihen; dabei sah er mich mit seinen wachsamen, hängenden Bluthundaugen an, als wolle er meinen Blick nicht erwidern, sondern einfangen. «Ja, aber die anderen Übersetzer haben die Shakespearesche Harmonie vergessen. In meiner Fassung habe ich Shakespeares Harmonie der deutschen Sprache wiedergeschenkt. Nehmen Sie zum Beispiel die Rede ‚To be or not to be‘, sein oder nicht sein. Einige Zeilen später heisst es ‚To sleep, to die, no more?‘

Alle anderen Übersetzer geben dies wieder mit: ‚Schlafen, sterben, nichts weiter‘. Aber ich habe übersetzt: ‚Schlafen, sterben, sonst nichts‘, was dem Rhythmus des Originals näher ist: ‚To sleep, to die, no more.‘ Auf diese Weise habe ich den ursprünglichen Rhythmus des Englischen ins Deutsche übertragen.»

«Sind Ihre Übersetzungen in Deutschland aufgeführt worden?» – «In jüngerer Zeit ja, davor aber nicht, weil es Kräfte gab, die ihrer Aufführung im Wege standen.» – «Was für Kräfte waren das?» – «Wenn ich Ihnen das erklären soll, müssen Sie zuerst die kulturelle Situation Deutschlands vor 1933 verstehen.»

Er nahm eine überhebliche professorale Pose ein, die in besonders auffälligem Gegensatz zu der fast kriecherischen Art stand, mit der er mein Zimmer betreten hatte. Bis 1933, erklärte er, sei die gesamte deutsche Kultur – besonders Film, Theater und Musik – unter jüdischer Kontrolle gewesen und, dies gelte besonders für das Rheinland, auch unter der der Katholiken. Niemand konnte ohne Zustimmung der Juden Stücke spielen oder aufführen, Konzerte dirigieren oder Bücher veröffentlichen. Orchester wurden von Juden geleitet, Filme von Juden gemacht, und Juden waren auch die Kritiker. Mit der Sicherheit und der frommen Einfalt dessen, der einem Kind eine Geschichte aus der Bibel erzählt, fuhr er fort, dass sich daraufhin eine grosse Bewegung, eine Glaubensbewegung, erhoben habe. Das Ziel dieser Bewegung war es, die Christen, welche Deutsche und ganz bewusst Deutsche waren, einerseits gegen die Juden zu vereinigen und andererseits gegen die Kirchenfürsten, die die Loyalität gegenüber Rom höherstellten als ihre Pflicht gegenüber Deutschland.

Ich fragte ihn, ob er damit Reichsbischof Müllers Deutsche Christen meine. Er blickte mich etwas verlegen an und antwortete: «Nicht unbedingt, aber vielleicht mehr oder weni-

ger doch.» Und meine Unterbrechung gleichsam umgehend, fuhr er mit seiner Bibelgeschichte fort. «Es wurde sehr ungerecht gegen diese Bewegung christlicher Einheit agitiert, und es war nur natürlich, dass einige dieser Zwietracht säenden Agitatoren, die die deutsche Gemeinschaft durch ihre ausländischen Loyalitäten untergraben wollten, beiseite gestellt wurden.»

«Was verstehen Sie unter ‚beiseite stellen?« – «Einige Juden und Katholiken mussten doch aus dem Weg geräumt und eingesperrt werden, weil sie versuchten, die Einheit der deutschen Glaubensbewegung zu zerstören.» – «Wenn Sie so harmlos sagen, dass sie aus dem Weg geräumt werden mussten, ist Ihnen bewusst, was sie in Wirklichkeit ertragen mussten?» – «Natürlich habe ich gelesen, was man uns in den Zeitungen über Belsen und Buchenwald erzählt. Davon weiss ich selbstverständlich nichts.»

«Selbstverständlich?» – «Ich habe inzwischen von diesen Dingen gelesen und kann überhaupt nicht verstehen, wie sie geschehen konnten. Ich bin mir ziemlich sicher, dass der Führer nichts von diesen Vorgängen wusste. Gut möglich, dass Leute in seinem Umkreis» – er rutschte jetzt verlegen von einer Gesässbacke auf die andere – «vielleicht Himmler oder Göring dafür verantwortlich waren. Ich habe aber den Eindruck, dass der Führer nichts davon wusste. In den Anfangsjahren, als die Bewegung voller Idealismus war und soviel Gutes leistete, hatte er alles unter Kontrolle. Dann fingen die anderen in seiner Umgebung an, ihn zu betrügen und immer mehr vor ihm zu verheimlichen.»

«Waren Sie Parteimitglied?» Stolz richtete sich der Dolmetscher auf: «Als Intellektueller, als Übersetzer, als Schriftsteller und Künstler», sagte er, «war ich stets unabhängig von Parteien. Ich kann es doch nicht zulassen, dass man meinen Geist mit den Ideen einer politischen Bewegung in Zusammenhang bringt.»

Dem Offizier, der diesen Mann zu mir geschickt hatte, erzählte ich später, dass sein Dolmetscher, wenn auch nicht Parteimitglied, so doch einer der unverblümtesten Nazis war, denen ich seit 1933 begegnet war. Er war zwar ziemlich überrascht, liess sich aber nie von seiner Überzeugung abbringen, sich glücklich schätzen zu dürfen, einen bemerkenswert intelligenten Dolmetscher zu haben, einen Mann voller Ideen.

## IX

### INSASSE EINES KONZENTRATIONSLAGERS

Auf der Strasse, die neben der Eisenbahnlinie von Bonn nach Godesberg führt, trat eines Nachmittags ein junger Mann an mich heran und bat mich, ein Auto anzuhalten und den Fahrer aufzufordern, ihn nach Godesberg zu bringen. Während wir noch am Strassenrand standen und auf ein Auto warteten, dachte ich, es sei gut, zuerst einmal seine Papiere zu prüfen, und forderte ihn auf, sie mir zu zeigen. Er gab mir ein vom Stadtkommandanten von Bonn unterzeichnetes Papier, aus dem hervorging, dass es sich um einen Rudolf Clarens handelte, der sechs Jahre im Konzentrationslager von Esterwegen verbracht hatte. In diesem Papier wurde das *Office for Those Who had Suffered Injuries through Fascist Oppression* (Amt für die Opfer faschistischer Unterdrückung) aufgefordert, ihn mit Geld und Kleidung zu unterstützen.

Clarens war unrasiert und trug ausserordentlich schmutzige Kleider über einem aufgerissenen Hemd, durch das die nackte weisse Brust schaute. Er hatte einen viereckigen, knochigen, von braunem Haar bedeckten Schädel und Augen mit einem etwas starren Blick, jedes von geringfügig anderer brauner Farbe, was ihnen ein scheinbar unterschiedliches Aussehen verlieh. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Verschwiegenheit und unterdrückter Spannung wie auf den Gesichtern blinder Bettler und mancher Arbeitsloser während der grossen Wirtschaftskrise von 1931. Er lächelte mich mit einer scheuen Freundlichkeit an, die, wenn auch nicht ganz ohne Kalkül, sich doch von der Unterwürfigkeit des Übersetzers oder derjenigen des Studenten Haecker unterschied.

Er berichtete mir, Student in Aachen gewesen zu sein. Mit siebzehn sei er festgenommen und in ein Konzentrationslager gesteckt worden. Jetzt war er dreiundzwanzig und wollte so schnell wie möglich sein Studium wiederaufnehmen, um Journalist zu werden. Ich bat ihn, mich am morgigen Nachmittag im Transitzasino-Hotel aufzusuchen, weil mich das Ergebnis seines Besuches im Godesberger Amt interessierte.

Um halb fünf am nächsten Tag traf er ein, während ich gerade in der Lounge ein ausgiebiges Essen zu mir nahm. Als deutschem Zivilisten konnte ich ihm nichts anbieten und schickte ihn deshalb auf mein Zimmer, während ich meine hervorragende Mahlzeit mit mehr Butter und Marmelade abschloss, als man derzeit in England bekommt. Der Gegensatz zwischen meinem Lebensstandard und dem dieses Konzentrationslager-Insassen war mir wohl bewusst; und obwohl mich das etwas bekümmerte, veranlasste es mich, vielleicht ein klein wenig mehr zu mir zu nehmen als sonst, weil diese Bekümmernisse eine Form von Beklemmung war, und unter Beklemmung neige ich zur Gefrässigkeit.

Als ich auf mein Zimmer kam, fand ich Clarens weitaus besser gekleidet als am Tag zuvor. Er erklärte mir, dass er sich von den Leuten, bei denen er gewohnt hatte, einen Anzug geliehen habe. Ich bemerkte, dass beide Handgelenke bandagiert waren. Er sagte, dies diene der Kräftigung seiner Gelenke, die von der Arbeit im Moor von Esterwegen geschwächt worden waren. Vom ‚Wohlfahrtsamt für Beschädigte‘ habe er zwar keine Kleidung, aber dreissig Mark erhalten. Ich sagte ihm, ich wolle mehr darüber erfahren, und verliess das Zimmer mit der Erklärung, mit dem Beschäftigungsamt zu telefonieren. Ich bekam aber unter dieser Nummer keine Verbindung, und als ich es ihm sagte, schien er nicht beunruhigt; er sass einfach im Sessel in seiner üblichen Art eines geduldig wartenden Tieres, die

leicht zur Faust geballten Hände auf die Hüften gestützt. Er wirkte, als sei er aus leichtem, biegsamem Holz.

Als ich zurückkehrte, war ein anderer Besucher, Dr. L., der Universitätsbibliothekar, angekommen. Dr. L., ein freundlicher Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren mit einem rosafarbenen Gesicht und ziemlich vorstehenden blassblauen Augen, schaute mit rosa-blauem Erstaunen auf Clarens, der zwar arm und deplaziert aussah, aber derartig entspannt wirkte, dass er wohl überall denselben entspannten Eindruck gemacht hätte. Bevor er mit siebzehn ins Konzentrationslager ging, hatte er (wie ich ihn jetzt erläutern liess, nachdem ich Dr. L. dafür um Verständnis gebeten hatte), in Holland gelebt. Was immer er getan haben mochte, dass man ihn ins Konzentrationslager schickte (und er hätte ja durchaus eine gewöhnliche Straftat begangen haben können), die Alltagserfahrungen aller anderen deutschen Zivilpersonen während der zurückliegenden sechs Jahre der Naziherrschaft teilte er nicht.

Ich fragte Clarens, was er jetzt vorhabe. Per Anhalter nach Freiburg zu fahren, wo seine Mutter lebe, sagte er. Dort wolle er sich eine Weile ausruhen und dann ein Buch schreiben. Wovon es handeln solle? «Meine Erfahrungen in einem Konzentrationslager.» – «Welchen Titel soll es haben?» – «*Menschliche Bestien.*» – «Bitte geben Sie mir einen Abriss einiger Ereignisse, die Sie aufnehmen wollen; Ihre Erfahrungen interessieren mich.»

Darauf beugte er sich in seinem Sessel nach vorn, faltete die Hände, schloss halb die Augen und fing an, mit leiser Stimme zu rezitieren. Sein Vortrag begann mit Sätzen wie: «Wie ist es möglich, dass menschliche Wesen sich anderen menschlichen Wesen gegenüber mit einer Unmenschlichkeit betragen können, welche die jedes Tieres übertrifft...» Auswendig und einige Minuten lang entfaltete er diesen Gedanken. Dr. L.s porzellanblaue Augen in seinem rosafarbenen Ge-

sicht wurden grösser und grösser. Dann sprach Clarens über die Gottlosigkeit der Menschheit, und mir wurde klar, dass alles in seinem Buch, sollte er es jemals schreiben, von dieser Qualität sein würde: ohne Schärfe, ohne Leidenschaft, abstrakt und uninteressant.

Sein Vortrag aber erinnerte mich an eine Szene in Spanien, als man bei einer Konferenz, die in einem Theatersaal abgehalten wurde, einen deutschen Helden von der Internationalen Brigade in seinem Rollstuhl auf die Bühne schob: mit denselben halbgeschlossenen Augen, derselben ohnmachtsähnlichen Totenblässe sprach er über die Verbrechen des Faschismus. Damals hat mich das gleichermassen überwältigt und entsetzt, weil ich spürte, dass, während dieser junge Deutsche zwar mein ganzes Mitgefühl beanspruchte, irgendwo im Herzen seines romantischen Gemüts eine Schlange lauerte.

Als Clarens seinen Vortrag beendet hatte, bat ich ihn, mir etwas von seinen wirklichen Erlebnissen zu berichten. Er erzählte, dass er mit fünfzehn Jahren Deutschland verlassen habe und in Holland umhergezogen sei. Dann wurde er von einer «Gräfin aufgenommen, die fünfundvierzig Jahre alt, aber immer noch eine schöne Frau war». Hier blickte er vertraulich zu Dr. L., der steif auf seine schönen Hände mit den gepflegten Fingernägeln hinabschaute, die, hübsch wie Ziegenlederhandschuhe gefaltet, auf seiner geschmackvollen grauen Flanellhose ruhten. Offenbar war die Gräfin eine sozialistische Gräfin und hatte Clarens über die Verlogenheit der Nazi-Ideologie aufgeklärt, die ihm in der Hitlerjugend eingepflanzt worden war. Danach war er nach Deutschland zurückgekehrt und hatte an Aktionen gegen die Nazis teilgenommen. Er könnte einer jener jungen Männer gewesen sein, die im vergangenen Jahrzehnt von den politischen Parteien, und oft von beiden Seiten,

in dem grossen Untergrundkampf zwischen Links und Rechts benutzt worden waren.

Er erzählte mir einige merkwürdige Einzelheiten seiner Verhaftung und des Verhörs durch die Gestapo. So musste er durch einen Korridor gehen, den ein anderer Korridor kreuzte. Als er die Kreuzung der beiden Korridore erreichte, feuerte man Schüsse über seinen Weg. Dann steckten sie ihn in einen Keller mit einer Art Duschbad, das man immer wieder mit Wasser volllaufen liess und das er auspumpen musste, wenn er nicht ertrinken wollte. Seine seltsamste Geschichte handelte von einem SS-Mann, der ihm «menschlicher zu sein schien als die andern» und der, nachdem man ihn geschlagen und in eine Zelle geworfen hatte, mit einem grossen, hölzernen Ball zu ihm in die Zelle kam und Fussball mit ihm spielte.

Als Clarens gegangen war, fragte ich Dr. L.: «Was halten Sie von diesem jungen Mann? Glauben Sie, was er erzählt?» – «Ich weiss nicht, was ich davon halten soll», meinte L. «Er schien mir nicht ganz aufrichtig zu sein, aber da gab es Dinge, die nicht zu glauben mir schwerfallen würde. Ich kann mir zum Beispiel kaum vorstellen, dass er die Geschichte mit dem hölzernen Ball erfunden hat.»

## EIN TAG IN KÖLN

Eines Morgens fuhr ich auf einen Tag nach Köln. Sofort nach der Ankunft suchte ich Dr. Grosche auf, einen gescheiterten, früher einmal ziemlich populären katholischen Priester, der eines der wenigen noch stehenden Häuser in Domnähe bewohnt. Es ist ein reizvolles Haus aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert in schlichter Steinbauweise, nicht unähnlich vielen Häusern in Bath oder Wells.

Dr. Grosche war leider nicht zuhause. Ich hielt mich deshalb einige Minuten in einem Wartezimmer auf, in dem ein Vervielfältigungsapparat stand und wo man Papier und kirchliche Zeitschriften aufbewahrte. Eine Nonne steckte Broschüren in Umschläge. Noch eine andere, fromm aussehende Frau mit einem Gesicht wie ein zerdrücktes Brötchen war im Raum, die, kaum dass sie mich sah, sich mit den Worten an mich wandte: «Sie sind Engländer. Vielleicht hat Sie der Liebe Gott geschickt, um uns zu helfen!» Ich war nicht überrascht, denn ich hielt es für äusserst wahrscheinlich, vom lieben Gott in der einen oder andern Absicht ausgesandt worden zu sein. «Ich bin Fräulein Dr. Fuhsamer», sagte sie, «Direktorin der Mädchenschule in D.» Sie berichtete mir von ihrem Neffen, Rudi Bach, der im Zivilkrankenhaus von Bonn mit einer Herzerkrankung im Sterben lag, und zeigte mir Gutachten eines deutschen Arztes, die bestätigten, dass er nur durch Penicillin gerettet werden konnte; dazu aber den Brief eines englischen Majors, in dem ihr mitgeteilt wurde, dass für deutsche Zivilisten leider kein Penicillin zur Verfügung stehe, weil die Vorräte nicht einmal den britischen Bedarf deckten. Sie gab mir zu verstehen, dass es sich bei den Fuhsamers um eine angesehene katholische

Familie und natürlich um Nazigegner handle. Klar war, dass der Knabe sehr jung war, so dass ich ihr riet, sofort nach Bonn zu gehen und beim dortigen Town-Major vorzusprechen, einem freundlichen und wohlwollenden Mann, für den ich ihr eine Empfehlung mitgab. Darauf hob sie die Augen zum Himmel mit dem Ausruf, ich sei ‚gottgesandt‘, und signierte für mich ihr Buch über *Die Katholische Frau in der Kunst*, das mit der Jungfrau Maria begann.

Da Dr. Grosche noch nicht zurückgekehrt war, ging ich ins Rathaus, wo ich mich bei Dr. Adenauer, dem Oberbürgermeister, anmelden liess. Er war im Haus und schien mich zu erwarten, da der Herausgeber des *Kölnischen Kuriers* ihm meine Ankunft telefonisch mitgeteilt hatte.

Adenauer ist ein im Rheinland sehr prominenter Katholik. Er war Bürgermeister von Köln, bevor Hitler an die Macht kam. Mit besonderer persönlicher Anteilnahme begibt er sich jetzt an die Wiedererrichtung jenes Kölns, das wie ein Tablett voller Geschirr zerbrach, als man es ihm aus der Hand nahm. Als er zum letztenmal Oberbürgermeister war, war er in den Fünfigern, jetzt ist er ein Mann von siebzig Jahren. Seine äussere Erscheinung wirkt energisch, wenn auch etwas nichtsagend; er hat ein langes, mageres, ovales Gesicht, fast keine Haare mehr, kleine, blaue, lebendige Augen, eine kleine Knopfnase und ein rötliches Gesicht. Er wirkt erstaunlich jung und hat das ruhige, selbstgewisse Auftreten eines erfolgreichen und höflichen jungen Mannes.

Sein Amtszimmer war bescheiden, aber geräumig und in einem der wenigen grossen Bürogebäude untergebracht, die es in Köln noch gibt. Noch während ich eintrat, begrüsst er mich herzlich und erwähnte, meinen Namen schon einmal gehört zu haben, weil er nach dem letzten Krieg von einer früheren Generation von Spenders interviewt worden war. Merkwürdig war nur, dass er mich während unseres gesamten weiteren Gesprächs mit «Herr Stentet» anredete, nachdem er den Namen

Spender zwanzig Jahre lang in seinem Gedächtnis gespeichert hatte.

Bei ihm war noch ein anderer Mann, den mir Adenauer als Professor Kroll vorstellte. Der Herausgeber des *Kölnischen Kuriers* hatte ihm bereits meine Mission erläutert, und Adenauer sagte: «Sie hätten zu keinem besseren Zeitpunkt kommen können. Ich habe soeben Professor Kroll, der hier bei mir ist, damit beauftragt, das Kultur- und Bildungswesen in Köln – Schulen, Kunst und Wissenschaft – in die Hand zu nehmen. Den Wiederaufbau sehen wir unter zwei gleichrangigen Gesichtspunkten», fuhr er fort. «Der eine, materielle, ist der Wiederaufbau der Stadt. Von gleicher Bedeutung aber ist die Schaffung eines neuen geistigen Lebens. Es kann Ihnen nicht entgangen sein, dass nach den Nazis die deutsche Kultur genau so am Boden liegt wie die Ruinen des Rheinlands und des Ruhrgebiets. Nach fünfzehn Jahren Nazi Herrschaft ist Deutschland eine geistige Wüste, und vielleicht ist es wichtiger, die Aufmerksamkeit eher darauf als auf die materielle Zerstörung zu richten, denn die geistige Verheerung ist weniger augenfällig. In Deutschland herrschen grosser Hunger und Durst nach geistigen Werten. Dies gilt besonders für Köln, weil es hier früher ein so bedeutendes und aktives geistiges Leben gab. Hier kann heute viel getan werden, und wir sollten dabei nur das Beste zum Ziel haben. Wir wollen für Köln das beste Erziehungswesen, die besten Bücher, die besten Zeitungen, die beste Musik.»

Er sprach wie ein Mann, der erfüllt war von einem Gefühl des Bütgerstolzes auf Köln; während er redete, schaute ich durch das Fenster hinter seinem Kopf auf einige Ruinen jenseits des Platzes. Ob er glaube, die Jugend Kölns sei von den Ideen der Nazis vergiftet. Nach seinem Eindruck, meinte er, liessen die jungen Menschen zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig einen unerwarteten Durst nach geistigen Dingen er-

kennen. Kroll nickte zustimmend: «Unsere jungen Leute sind wie trockene Schwämme und warten darauf, in Wissen getaucht zu werden.»

Adenauer äusserte sich kritisch über die Haltung der Amerikaner gegenüber den Universitäten in den ersten Tagen der Besetzung. Die Amerikaner – und ebenso die Briten – hätten ja zuerst die Ansicht vertreten, Schulen dürften nur für Kinder bis zum vierzehnten Lebensjahr geöffnet werden, weil die über Vierzehnjährigen durch die Nazi-Indoktrination zu verdorben seien, um normal erzogen werden zu können. Adenauer sagte: «Ich glaube, dass die Kinder unter vierzehn nicht so wichtig sind. Die können es sich leisten, noch etwas müssig zu sein. Die eigentliche deutsche Krise findet in den Köpfen der jungen Leute über vierzehn statt, bis zum Alter von fünfundzwanzig. Diese müssen sobald wie möglich mit Lehrern versorgt werden.» Grosse Bedeutung mass er auch der beruflichen Ausbildung zu.

Er sprach über Schulen, Theater, Kino, Bücher, Konzerte. Eine grosse Zeitung wollte er für Köln und die britische Zone als Gegenstück zur *Frankfurter Zeitung* in der amerikanischen Zone (er nahm wohl an, ich würde das besonders attraktiv finden), wenn dieses bedeutende Blatt im Süden wieder aufgelegt würde. Adenauer stand in Verbindung mit dem Frankfurter Bürgermeister Holbach, der ein Wiedererscheinen der *Frankfurter Zeitung* schon im Oktober für möglich hielt. Adenauers Vorstellungen gingen dahin, den Kulturteil der *Frankfurter Zeitung* weitgehend für die *Kölnische Zeitung* zu übernehmen (der früheren Zeitung im Köln der Vorkriegszeit, nicht zu verwechseln mit dem *Kölnischen Kurier*, der von den Besatzungsmächten als Nachrichtenblatt herausgegeben wurde). Jede der beiden grossen Zeitungen wäre dann eine lokale Ausgabe der anderen. Holbach, sagte er, sei mit diesem Plan einverstanden.

Adenauers Pläne für den Wiederaufbau Kölns sahen vor, um das alte Zentrum herum einen Ring von Satellitenstädten zu legen und dann Schritt für Schritt die City abzureissen und wiederaufzubauen. Auch hatte er eine Vorstellung für ein Kulturmagazin, das sofort realisierbar wäre; es sollte Ausschnitte aus den besten Vorträgen veröffentlichen, die täglich in der ganzen Welt im Radio ausgestrahlt wurden. Er selbst höre sich viele dieser Sendungen an und sei erstaunt über die Qualität ihrer Beiträge. In der gegenwärtigen Situation Deutschlands stellten sie eine Informationsquelle dar, die ohne grossen Aufwand dem deutschen Publikum sofort verfügbar gemacht werden könne. Unser Gespräch endete damit, dass Adenauer mit grossem Nachdruck sagte: «Die Phantasie braucht Nahrung!»

Nach meinem Besuch bei Adenauer war ich zum Mittagessen bei Henry Graebner und Mitgliedern des Redaktionsstabes des *Kölnischen Kuriers* in einem Haus etwas ausserhalb Kölns. Obwohl es nur geringfügig beschädigt war, gab es kein fliessendes Wasser, weil das städtische Versorgungssystem noch nicht wieder repariert war. Graebner, ein gebürtiger Danziger mit blondem Haar, blassblauen Augen und einer unteretzten Figur, sprudelte über von sehr dynamischen, klaren Vorstellungen darüber, wie man die deutsche Presse organisieren solle. Diese Herausgeber arbeiteten unter beschränkten und schwierigen Bedingungen, taten aber viel, um Köln wieder zu einer lebendigen Stadt zu machen. So hatten sie zum Beispiel das Staatsorchester gewissermassen adoptiert und baten mich, bei meiner Rückkehr nach London Saiten für die Harfe zu besorgen, die alle fehlten, sowie die Orchesterpartitur eines von Beethovens Klavierkonzerten.

Nach dem Essen schaute ich noch einmal bei Dr. Grosche vorbei, der inzwischen wieder zu Hause war. Er war ein kultivierter, gescheiter Priester, wahrscheinlich Jesuit. Zuerst er-

zählte er mir von seinen Freunden in England und Frankreich, besonders vom Bischof von Chichester und von Paul Claudel. In der Bibliothek, in der wir zusammensassen, sah ich neben anderen Werken moderner französischer Autoren sämtliche Bücher Claudels und sechs Bände von André Gide.

Dr. Grosche beklagte die Isolation Deutschlands und wies darauf hin, dass selbst die Kirchenführer fast keine Verbindung zu ihren Amtskollegen im Ausland hätten. Dabei musste ich an eine andere organisierte Gemeinde von Intellektuellen in Deutschland denken, der es ganz gewiss nicht an Kontakten nach draussen fehlt: Ich meine die Naturwissenschaftler. Die Alliierten nämlich hatten Deutschland kaum besetzt, als sie bereits Verbindungen zu Wissenschaftlern und insbesondere Erfindern von Geheimwaffen aufnahmen und viele nach England, Amerika und Russland verbrachten, wo man ihnen Laboratorien zur Verfügung stellte und wo sie wahrscheinlich in engem Kontakt mit Personen leben, mit denen sie ihre Ideen teilen – unter Bedingungen also, um die sie die meisten Menschen in Deutschland beneiden würden, die Angehörigen der Besatzungsmächte ebenso wie die Deutschen.

Aber nicht nur Wissenschaftler hat man aus Deutschland herausgeholt; es gab auch einen Wettlauf um Industrietechniker und Manager besonders solcher Betriebe, in denen man komplizierte technische Abläufe wie etwa den Farbendruck beherrschte, mit dem man während des Krieges grosse Fortschritte gemacht hatte. Und erst vor Kurzem hat man Techniker der Alliierten in alle Besatzungszonen entsandt, um Kontakte mit deutschen Technikern aufzunehmen und den Abtransport deutscher Maschinen ins Ausland in die Wege zu leiten.

Während mir Dr. Grosche erläuterte, dass deutsche Bischöfe fast keine Verbindung zu den geistlichen Führern der

übrigen Welt hatten, stellte ich mir vor, wie diese Führer der christlichen Kirchen, hätten sie leitende Funktionen in der Entwicklung neuer Technologien oder Materialien gehabt, mit Flugzeugen versorgt worden wären, um sie zu Konferenzen mit ihren europäischen Mitbrüdern zu bringen. Russland, Amerika, Grossbritannien und Frankreich würden miteinander wetteifern, um den Stuhl von Moskau, New York, London oder Paris einem Bischof anzubieten, von dem es hiess, dass ihm während des Krieges bedeutende Fortschritte in der Theologie gelungen seien. In einer christlichen Gesellschaft gäbe es draussen in der Welt den aufrichtigen Wunsch, mit deutschen Kirchenführern in Verbindung zu treten, weil sie im Unterschied zu den Wissenschaftlern mehrheitlich Widerstand gegen Hitler geleistet hatten und weil sie wohl Leidenserfahrungen gemacht hatten, die für das Wohl der Menschheit von ebenso grossem Interesse sind wie technische Abläufe und Geheimwaffen.

Und doch erklärte mir wenige Wochen nach meinem Gespräch mit Dr. Grosche ein hoher Beamter des Foreign Office und selbst Katholik, dass es fast unmöglich sei, zwischen den Spitzen der deutschen und denen anderer europäischer Kirchen Verbindungen herzustellen, weil Deutschland allgemein verhasst sei. Ein anderer Grund mag sein, dass Religion, Bildung und Humanität sich in der modernen Welt nicht derselben Wertschätzung erfreuen wie industrieller Fortschritt und Geschäft. Und der Gedanke drängte sich mir auf, dass dieser Beamte des Foreign Office keine Veranlassung gehabt hätte, mit mir über Hindernisse zu sprechen, die der Hass auf Deutschland der Zusammenarbeit deutscher Erfinder mit amerikanischen und britischen in den Weg stellte, wenn er nicht Mitglied der Katholischen Kirche, sondern Vorstandsmitglied bei ICI wäre.

Dann stellte Dr. Grosche mir die Frage, die heute alle deutschen Intellektuellen stellen: Ob denn nicht englische Bücher

und Zeitschriften nach Deutschland geschickt werden könnten? Könnte der geistige Austausch zwischen seinem Land und der übrigen Welt nicht zum frühest möglichen Zeitpunkt wieder aufgenommen werden?

Er sagte: «Ich muss gestehen, dass ich von Ihrer Besatzung enttäuscht bin. Vor dem Ende des Krieges hörte ich die BBC und sah Ihre Flugblätter. Ihre Propaganda – die ich für etwas ganz anderes hielt als die Goebbelssche – verkündete wieder und wieder, dass Sie für freie Meinungsäußerung einstünden und dafür, zwischen Nazis und Nazigeignern in Deutschland unterscheiden zu wollen. Sie haben aber Ihre Versprechungen nicht eingelöst. Natürlich habe ich von der Besatzung erwartet, dass sie hart sein würde; ich erwartete aber auch, dass Sie die geistige Freiheit fördern und den frischen Wind der Freiheit, des Idealismus und neuer Ideen bringen würden.»

Wie viele der Bonner Professoren sagte auch er, mit etlichen Katholiken der älteren Generation, nie an den Endsieg geglaubt oder ihn herbeigewünscht zu haben, «obwohl manchmal alles dafür zu sprechen schien. Ein Sieg der Nazis wäre für die Kirche in Deutschland die schlimmste Tragödie gewesen, weil Hitler den totalen Sieg als Signal verstanden hätte, die Kräfte der Opposition endgültig zum Schweigen zu bringen. Wir Älteren waren uns darin völlig einig. Die Jüngeren standen in einem Zwiespalt: Als Katholiken nämlich hassten sie die Nazis, auch wenn sie, zwangsweise, der Hitlerjugend angehörten; trotz allem aber hatten sie das Gefühl, für ihr Land kämpfen zu müssen.»

Ganz offensichtlich war Dr. Grosche ein Anhänger der Christlich Demokratischen Partei, über die ich später mehr hören sollte. Er hielt es nicht für richtig, sagte er, wenn die Katholiken damit liebäugelten, in die Parteipolitik zurückzukehren und die alte Zentrumsparterie wieder ins Leben zu rufen.

Stattdessen sollten sie mit den Protestanten gemeinsam Wegbereiter einer christlichen Lebensauffassung sein.

Er erläuterte mir auch seine persönliche Ansicht, dass Politik auf örtlicher Basis stattfinden müsse, weil «nicht politische Programme, sondern Männer gewählt werden sollen, denen man vertrauen kann.» Örtlich gewählte Körperschaften sollten wiederum höhere Körperschaften wählen in einem pyramidenförmigen System mit der gesetzgebenden Versammlung als Spitze. Gesamtgesellschaftliche Streitfragen, die dieses System eines auf die Einzelpersonlichkeit gegründeten politischen Lebens überfordern, könnten durch ein Referendum entschieden werden.

Nachdem ich Dr. Grosche verlassen hatte, besuchte ich kurz den Buchhändler Dr. Melchers. Der einzig interessante Punkt meines Gesprächs mit ihm war sein Vorschlag, Köln zu einem Zentrum des Verlagswesens und Büchervertriebs zu machen, um mit den Amerikanern konkurrieren zu können, die Wiesbaden zu einem Mittelpunkt des Buchhandels ausbauen; dem lag die unter Deutschen weitverbreitete und von ihm geteilte Vermutung zugrunde, nach der man in den Zonen die Einflussphären der globalen Rivalität zwischen den Besatzungsmächten sehen wollte.

Melchers gab mir auch die Namen einiger deutscher Schriftsteller, von denen er glaubte, dass sie in Deutschland geblieben waren: Friedrich Georg Jünger, der Dichter und Bruder von Ernst Jünger; Stefan Andres, Erzähler; Werner Bergengruen, Romancier und Dichter; Theodor Haecker, katholischer Philosoph; Herbert Frank, Übersetzer aus dem Chinesischen und jetzt als Angestellter einer Kölner Bank tätig.

Später sah ich ein paar von Jüngers Gedichten. Vielleicht gibt es interessantere als die, die man mir zeigte und die als sorgfältige und eingängige Imitationen des Stils und der Gedankenwelt von Goethes *West-Östlichem Divan* ihre Meriten

hatten. Von Anders höre ich über einen Freund, der ihn in Italien kennenlernte, dass er einen dreibändigen Roman über die Nazi Herrschaft geschrieben hat. Herbert Frank lernte ich später in Köln kennen. Er ist ein sensibler, intelligenter Gelehrter, dessen klaglose und mutige Haltung mich sehr angenehm berührte.

Noch am Morgen bei unserer ersten Begegnung bei Adenauer hatte mich Professor Kroll zum Tee eingeladen. Er besitzt ein schönes Haus in Marienburg, einem nur geringfügig beschädigten Vorort von Köln. Bücher, der Flügel, eine vorzügliche Schallplattensammlung, Stiche von Piranesi mit italienischen Ansichten – im Deutschland dieser Tage schien das alles sehr ungewöhnlich. Sein Haus ebenso wie andere in derselben Strasse, auf die ich einen Blick werfen konnte, erinnerten mich an jenes andere, «Neue Deutschland» avantgardistischer Architektur, eines selbstbewussten, freien und eigenwilligen Lebensstils, der in den Zwanziger Jahren so vielversprechend schien. Nichts ist befremdlicher, als in den Vorstädten Kölns und auf dem östlichen Flussufer die Zeugnisse jenes zielstrebigsten, innovativen, gut geplanten demokratischen Deutschlands zu sehen, welches jetzt das Schicksal des restlichen Landes teilt. Die berühmten Ausstellungspavillons in rotem Ziegelstein mit ihren betonten Vertikalen, die wie moderne Interpretationen der Houses of Parliament wirken, sind jetzt nur noch Ruinen, von deren armseligen Stahlskeletten das Mauerwerk heruntergerissen ist.

Wie Adenauer gehörte auch Kroll zu den älteren Vertretern der Neuen Deutschen aus der Zeit vor den Nazis, als man mit einem neuen Deutschland Stadtplanung assoziierte, Sonnenbaden, vielversprechende, wenn auch vielleicht amateurhafte Entwicklungen in Malerei und Literatur, Sozialdemokratie, Zentrumsparterie, Psychoanalyse und die ganze Heterogenität der Weimarer Republik. Entfernt erinnerte Kroll an den al-

ten – vielleicht etwas missgelaunten – Goethe, was wohl auch die Zeichnung nahelegen sollte, die Goethe in dem Lebensalter darstellte, in dem Kroll jetzt selber stand, und die an einer Wand seines Empfangszimmers hing.

«Über welchen Plan möchten Sie etwas erfahren? Wissen Sie, ich habe so viele Pläne!» erwiderte Kroll auf meine Bitte, mir zu erläutern, wie er sich die kulturelle Erneuerung Kölns vorstelle. «Worin sehen Sie Ihre vordringlichste und wichtigste Aufgabe?»

«Zweifellos im Bildungswesen. Wie der Oberbürgermeister auch halte ich die Studenten für nicht nazifiziert – der Krieg hat sie davon kuriert; aber sie wissen nichts, sie wissen absolut nichts. Das deutsche Bildungswesen hat nie einen derartigen Tiefstand erreicht wie nach der Machtergreifung der Nazis, sieht man von einigen wenigen technischen Fächern ab. Sie müssen sich nur einmal Briefe von jungen Deutschen anschauen. Die Handschrift ist dermassen unkultiviert, als hätten sie gerade das Abc gelernt. Die müssen ganz von vorne anfangen und die elementarsten Dinge lernen, sogar das Schreiben.

Ausserdem muss man sehen, dass viele junge Deutsche noch nicht einmal die Ausbildung erhielten, die von den Nazis angeboten wurde. Sie waren noch jung, als sie von der Schule abgingen und haben seither nichts anderes gelernt, als Krieg zu führen. Viele, die eigentlich ein Universitätsstudium hätten aufnehmen sollen, sind nie dazu gekommen. Viele Unterrichtsfächer, die in den Schulen hätten angeboten werden müssen, fielen aus. Es gab keinen nennenswerten Geschichts- oder Literaturunterricht, und die Biologie hatte man pervertiert.

Aber trotz ihres abgrundtiefen Unwissens zeigen die jungen Leute einen echten geistigen Durst und wollen lernen. Jetzt müssen sie auch erkennen, dass ihnen vor allem zwei Dinge

fehlen: Sie kehren aus dem Krieg zurück und sehen sich möglicherweise vor die Situation gestellt, Heim, Familie und ihren gesamten Besitz verloren zu haben. Und wenn sie sich dann die unausweichliche Frage stellen ‚Was soll ich jetzt tun?‘ drängt sich ihnen sofort die nächste auf, und die lautet ‚Was soll ich denken?‘ Dann merken sie, dass ihnen ethische Richtlinien, Führung, jeder kulturelle Halt fehlen, an denen sie sich in ihrer Situation orientieren könnten.

Darin liegt das Hauptproblem und ich habe einen ganz konkreten Plan. Der sieht vor, sie dazu zu bringen, gleichermassen mit der Hand wie mit dem Kopf zu arbeiten. Meinen Vorstellungen liegt die Tatsache zugrunde, dass sie an harte körperliche Arbeit gewöhnt sind. Würde man sie jetzt sofort zu einer ausschliesslich geistigen Tätigkeit veranlassen, hiesse das, sie mit dem Dilemma zu konfrontieren, wie sie den Sinn ihrer gegenwärtigen geistigen Tätigkeit mit den physischen Anforderungen der Vergangenheit vereinbaren sollen. Sie müssten doch glauben, dass geistige Tätigkeit in einem Gegensatz stünde zu den gemeinschaftlichen Anstrengungen, in die sie in der Vergangenheit eingebunden waren. Wir möchten ihnen aber ein Gefühl dafür vermitteln, dass Denken und die Aufgabe des physischen Wiederaufbaus Deutschlands zwei Aspekte ein und derselben Sache sind. Wir wollen nicht, dass sie zu abstrakt, zu hirnlastig werden.»

«Wie stellen Sie sich denn diese Verbindung von geistigen und physischen Anforderungen vor?»

«Ich würde sie veranlassen, die Universität wiederaufzubauen. An den Vormittagen könnten sie dann ihre Hörsäle instand setzen, an den Nachmittagen könnten sie einfache Lehrveranstaltungen besuchen. Ihre Arbeit würde ich ihnen bezahlen. Sollen sie die Trümmer wegräumen und diesen Ort wieder in Ordnung bringen. Angesichts ihrer völligen Ignoranz müs-

sen sie zuerst einmal einfache Aufgaben bewältigen. Nach einer solchen Phase schlichter Tätigkeiten kann man damit anfangen, die intelligenteren von den weniger intelligenten zu trennen.»

Kroll sagte mir, die britischen Behörden hätten seine Vorschläge abgelehnt, er hoffe aber, dass sie ihre Entscheidung noch einmal überdenken.

Im deutschen Erziehungswesen habe es zu viel Zwang gegeben, und es sei sinnlos, totalitäre Ideen gegen demokratische auszutauschen, wenn in den Schulen noch dieselbe von Zwang erfüllte Atmosphäre herrsche. «Jeder muss Zugang zu schulischer Ausbildung haben. Der Unterricht darf nicht zu streng sein. Und jeder sollte fröhlich lernen, auch wenn es vielleicht seine Zeit braucht, das fröhliche Lernen zu lernen, statt in einer Umgebung eiserner Härte und geistigen Elends aufzuwachsen. Der Unterricht muss attraktiv gemacht werden. Die deutsche Jugend wird noch viel Schulung brauchen, um sich daran zu gewöhnen, nicht herumkommandiert zu werden.»

Wie Adenauer und die Bonner Professoren glaubte er nicht an einen starken Einfluss nazistischer Literatur und erinnerte daran, dass in den Büchern der öffentlichen Bibliotheken Leihkarten im hinteren Buchdeckel registrieren, wie oft jedes einzelne Buch ausgeliehen und gelesen worden ist. Es sei erstaunlich, wie wenige Leser Interesse an Naziliteratur gehabt hätten. Der Grund liege darin, dass sie zu langweilig, zu humor- und leblos sei, um Interesse zu finden.

Wie Melchers hatte auch Kroll seine Vorstellungen darüber, wie man aus Köln ein Zentrum des Verlagswesens machen könne: «Wir Kölner müssen grosses Interesse für das Buch aufbringen und so viele Bücher wie möglich produzieren. Wir brauchen gute Zeitungen, gute Bücher, gute Musik, gute Literatur. Wir müssen das Beste aus unserer Freizeit machen.»

Er hatte auch Pläne für den deutschen Film und schliesslich für ein Projekt, das die Eröffnung eines Französischen Instituts in Köln vorsah. Erst kürzlich nämlich hatte man in der Nähe Kölns eine Sammlung von 30'000 französischen Büchern und 6'000 Photographien entdeckt, die dem deutschen Institut in Paris gehörten. Er wusste nicht, wie die Deutschen dazu gekommen waren, nahm aber an, dass sie gestohlen waren. Er hielt es unter den gegebenen Umständen für vernünftig, der französischen Regierung vorzuschlagen, diese Bestände zum Grundstock eines französischen Instituts in Köln zu machen.

Ich verliess Kroll in gehobener Stimmung. Ich empfand es als ermutigend, dass es Männer gab, die voller Ideen und Pläne für die Zukunft waren mitten in dieser Stadt, die sich mir beim Durchfahren mehr denn je als riesige, sandige Einöde darbot, deren eingestürzte Mauern und verstümmelte Denkmäler der Staub umwirbelte.

## XI

### EKEL

Einige Tage später erlebte ich eine Sinnesempfindung, die so schwer zu beschreiben ist wie ein kräftiger Geschmack oder unangenehmer Geruch oder eine gewalttätige Handlung, und zwar deshalb, weil ihre Ursachen mental, ihre Auswirkungen jedoch ausgesprochen körperlich waren. Dennoch lohnt sich ein Versuch, sie zu beschreiben; denn obwohl ich dies vielleicht intensiver empfunden habe als andere, glaube ich doch, dass dieser Zustand, unter dem viele Angehörige der Besatzungsmächte leiden, mentaler Natur und zum Teil eine Folge der Besatzung ist. Andere Leute würden wahrscheinlich den Horror, den die Mehrzahl der Angehörigen der Besatzungstruppen in Deutschland spürt, den fast panischen Drang, um jeden Preis von hier wegzukommen, als seelische Folgen der zerstörten Umgebung, des Mangels an Unterhaltung und der allgemein bedrückenden Atmosphäre erklären. Der komplexere und tiefere Grund liegt aber nach meiner Einschätzung in dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit, das die Beziehung zwischen Besatzern und Besetzten hervorgebracht hat.

Die ersten Symptome meiner Krankheit waren heftiges Heimweh und das gleichzeitige Gefühl panischer Angst, nie mehr aus Deutschland herauszukommen. Heimweh kann wie ein beständiges intensives Fließen unglücklicher Empfindungen sein, das durch einen hindurchgeht wie elektrischer Strom: eine Spannung, die jeden Augenblick die Funken eines heftigen Schocks auslösen könnte. Eines Morgens zum Beispiel gab es mit einem Offizier ein Transportproblem zu lösen. Auf einer Seite seines Schreibtischs stand eine Vase mit Wicken, auf der andern eine mit Fackellilien. Diese absurde Kombina-

tion verursachte mir einen eigentümlich schockartigen Ekel, weil die Lieblingsblumen meiner Frau Wicken sind und wir uns einen Scherz daraus machen, so zu tun, als sei die Fackellilie meine Lieblingsblume.

Derartige Empfindungen sind durchdringender als die meisten körperlichen Schmerzen, und wenn sie auch nicht von Dauer sind, nützt es in der akuten Situation wenig, sich einzureden, morgen werde es schon wieder besser gehen, was ja höchstwahrscheinlich stimmt; sie überfallen uns nämlich mit der Kraft einer Vision; sich dann aber zu sagen, du erholst dich wieder von deiner Vision, ist so, als wolle man sich über eine handfeste Realität mit dem Wunsch trösten, einfach blind sein und so tun zu können, als gäbe es sie nicht.

Einen ganzen Tag war ich zu nichts anderem gut, als in französischen Büchern zu lesen, die ich mir mitgebracht hatte, weil mir alles in Bonn aufs Neue Qualen bereitete. Die Fliegen, die eintönigen Explosionen vom Rhein her, die die ganze Stadt erschütterten, die Kapelle unterwürfiger Musiker, die im Speisesaal ihre «gemütliche» Musik spielten, während man eine Mahlzeit einnahm, die mehr als die ganze Wochenration eines Universitätsprofessors darstellte; der gedankenverlorene Blick auf den Gesichtern der Einwohner, die Unterhaltungen im Kasino – alles fügte sich zu einer Art Irrsinn, einer wirren Mischung aus Symptomen, Katastrophen und Ausflüchten.

Ich lag auf meinem Bett und las André Gides *Die Falschmünzer*. Ich las dieses Buch, weil ich Gide vor Kurzem in Paris kennengelernt hatte, weil ich es schon von früher kannte und weil ich aus manchen Stellen den genauen Tonfall der Stimme eines Pariser Freundes heraushören konnte. Warum tröstete es mich so, wenn Oliviers oder Edouards Reden sich für Augenblicke im Tonfall eines meiner Pariser Freunde in mir verge-

genwärtigten? Warum war dies so tröstlich wie das Rauschen von Wasser oder die Klänge jener Musik, die in Beethovens *Fidelio* bis in Florestans Verlies dringen?

Die Antwort ist, dass Deutschland ein ungeheures Mahn- und Grabmal der verlorenen Freiheit ist und dass die Stimmen, die ich hörte, die Stimmen der Freien im Geiste waren. Meine französischen Freunde entwarfen ihre Ideen im Schnecken- gang meiner Ohren, hier, jetzt, während ich in einem Hotel- zimmer in Bonn auf meinem Bett lag. Ihre Pläne, ihre Gedan- ken, ihre menschlichen Beziehungen, ihre unterschiedlichen Persönlichkeiten, ihre Zukunft, erstanden in meinem Inneren, wo meine Zuneigung ihnen Licht und Luft zum Wachsen gab.

In Deutschland dagegen war es selbst auf der Ebene per- sönlicher Beziehungen unmöglich, jene Atemzone von Frei- heit herzustellen, in der das Gute Wurzeln fassen und gross werden konnte. Die Deutschen hatten zuerst sich selbst und dann Europa die Freiheit geraubt, und nun hatten sie sich eine Ruine zum Gefängnis gemacht, dessen Wärter wir waren.

Dieses Gefühl der Hilflosigkeit bei Besatzern und Besetz- ten, das Wissen, dass aus diesem Verhältnis nichts Gutes ent- springen kann, weil ihm das menschliche Element nachbar- schaftlicher Hilfsbereitschaft fehlt: Dies macht die Besatzung zu einer so bedrückenden Erfahrung. Das Verhältnis zwischen Siegern und Besiegten kann sich als Mildtätigkeit darstellen, als Bestechung, Schwarzmarkt, Korruption, Plünderung, Ver- gewaltigung, als alles Mögliche – nur nicht als Freimütigkeit, Aufgeschlossenheit und Kreativität.

Ich muss hier etwas weiter ausholen, um die Frage zu be- antworten: «Sind Sie dafür, den Deutschen freundlich oder un- freundlich zu begegnen?» Darauf kann ich nur antworten, dass diese Frage für mich fast bedeutungslos ist, denn ich kann mich nicht erinnern, jemals eine freundliche oder unfreundli-

che Handlung begangen zu haben, deren einzige Motivation es war, vorsätzlich freundlich oder unfreundlich zu sein, wenn gleich meine Handlungen gelegentlich von dem Bedürfnis beeinflusst worden sein mochten, eben freundlich oder unfreundlich zu sein. Ginge es in unserem Verhalten gegenüber den Deutschen nur um Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit, würde ich wahrscheinlich zur Unfreundlichkeit neigen; denn sich in Deutschland daran zu erinnern, was die Deutschen anderen Völkern angetan haben, das erfordert mehr Vorstellungskraft und einen ausgeprägteren Sinn für Verhältnismässigkeit, als sich nur von dem Elend anrühren zu lassen, dem man überall begegnet.

Die Frage, was Gefühle mit unserer Tätigkeit in Deutschland zu tun haben, ist kaum je von Belang und erhebt sich dennoch unablässig. Als Folge der Jahre bitteren Hasses schämen sich viele Leute, einfach vernünftig zu handeln, weil man dies für freundlich oder menschlich halten könnte. Offiziere, die einem eben noch erzählen, dass ihre deutschen Angestellten unterernährt sind, finden nichts dabei, im selben Atemzug zu erklären, dass sie ‚die Jerries‘ hassen wie jeder andere auch«. Sie sehen jedoch keinen Grund, sich dafür zu rechtfertigen, die Arbeiter zu ernähren, die ohne Nahrung nun einmal nicht arbeiten könnten.

Die Verwaltung Deutschlands sollte vernünftigerweise auf der Grundlage der Politik, nicht des Gefühls stehen – was auch weitgehend der Fall ist. Es ist ein Kurzschluss, zu sagen (wie das gelegentlich geschieht), wir wollten die Deutschen bestrafen, indem wir Deutschland unzureichend mit Nahrungsmitteln versorgen. Tatsächlich sind unsere Gründe ganz andere. Wir müssen auch andere Teile Europas versorgen, die Vorrang vor deutschen Ansprüchen haben; wir haben gewaltige Verteilungs- und Transportprobleme, überall herrscht Knappheit.

Warum also sollte man die Frage des Gefühls zu einem Problem machen, das alle beunruhigt, die in Deutschland arbeiten, von denen gleichwohl die einen gerne freundlicher, die andern unfreundlicher zu den Deutschen sein möchten?

Manchmal beeinflusst uns kurzschlüssiges Denken aber tatsächlich in der Durchführung einer harten Massnahme, die eben nicht durch ihre Härte gerechtfertigt ist, sondern weil sie erforderlich ist. Wir müssen zum Beispiel Häuser beschlagnahmen, während wir das Land besetzen. Beschlagnahmeaktionen dieses Ausmasses und ohne Entschädigung sind als Massnahme schon hart genug. Und gerade, weil sie so hart sind, verstehen wir sie in gewissem Mass als «Bestrafung» und führen sie mit einer Härte durch, die wir nun selbst wieder damit rechtfertigen, dass die Deutschen sich in den von ihnen besetzten Ländern noch schlimmer verhalten haben. Während meines Aufenthaltes in Bonn mussten Familien innerhalb von vier Stunden nach Erhalt des Beschlagnahmebescheids ihre Häuser verlassen. Sie durften an Kleidungsstücken und persönlicher Habe nicht mehr mitnehmen, als in einen Koffer ging, dazu noch ein paar Küchenutensilien. Wenn sie dann nach ihrem Auszug irgendetwas aus ihrem Besitz dringend benötigten, hatten sie die Möglichkeit, durch ein langwieriges Antragsverfahren, zunächst über deutsche Zivilstellen und dann die Behörden der Militärregierung, ein wichtiges Möbelstück von der Beschlagnahme freistellen zu lassen.

Unabhängig von Grundsätzen der Verwaltung und Politik, aber diese oft genug beeinflussend, stellt sich in der Praxis immer wieder die Frage nach der Verhaltensweise, wenn die Besatzer mit den Deutschen Zusammentreffen. Auch hier scheint mir eine vorgefasste Einstellung gegenüber allen Deutschen von zwei weiteren grundsätzlichen Einschätzungen in den Schatten gestellt zu werden. Die eine ist, dass Deutschland in

ein allumfassendes Schicksal, eine allumfassende Vergeltung einbegriffen sei und der einzelne Deutsche davon nicht ausgenommen werden könne, mag er sich nun schuldig fühlen oder nicht. Die andere ist, dass der einzelne Deutsche ein je individueller Mensch und nicht mit allen anderen Deutschen gleichzusetzen sei, obwohl auch er das Los Deutschlands mitzutragen habe. Er ist entweder mehr oder weniger als andere für das Geschehene verantwortlich, und er muss seine eigene Einstellung dazu finden; ihn so zu behandeln, wie man alle anderen Deutschen behandelt, hiesse seinem moralischen Empfinden Unrecht anzutun, Unrecht, das nicht damit entschuldigt werden kann, dass viele Deutsche (zu denen er vielleicht gar nicht gehörte) das moralische Empfinden anderer Völker mit Füßen getreten haben.

Wenn ich mir also die Beschwerden und Selbstrechtfertigungen vieler Leute anhörte, ohne darauf die Antwort zu geben, die wahrhaftig jeder Stein in Europa hinauszuschreien schien – «Jeder von Euch hat alles, was geschah und noch geschehen mag, allein sich selbst zuzuschreiben» – dann deswegen, weil ich kein Stein, sondern ein Mensch bin und andere Menschen wie Menschen zu behandeln versuche – selbst in einem Land, das den Zusammenbruch einer ganzen Zivilisation zu verantworten hat.

Doch wer so dachte, hatte begriffen, dass man fast nichts tun konnte. Man konnte sich die Klagen der Leute anhören, man konnte ihnen erklären, dass man sie zwar verstehen und mit ihnen fühlen konnte, dass die Ereignisse aber unvermeidlich waren und dass die Bedingungen in fünf Jahren besser sein würden. Einmal war ich so gereizt, dass ich einem Professor und seiner Frau erklären musste, dass alle ihre Klagen grundlos waren, weil das Deutschland Hitlers keine Armee von Befreiungsengeln auf sich herabgerufen hatte, sondern schlicht die Besatzungsmächte, die Rote Armee, die GIs, die Tommies und

die Poilus – einschliesslich aller Mängel des einzelnen Soldaten, aus denen diese Streitkräfte bestanden. Mit Nachdruck sagte ich, dass die Besatzer Deutschlands nicht gern dort waren, sondern dass die Deutschen selbst sie herbeibeschworen hatten. Und dass sie nicht gern blieben, sondern dass sie von den Deutschen festgehalten wurden. Während der darauf eintretenden Stille spürte ich, dass ich meine Freunde gänzlich überzeugt hatte, als die Frau des Professors sagte: «Was Sie sagen, ist völlig richtig, und wir sollten uns wirklich nicht mehr beklagen, was immer auch kommen mag.» Einen Moment später fügte sie hinzu: «Aber trotzdem gibt es ausserordentliche Augenblicke, in denen man sich niedergeschlagen fühlt.»

Am Ende ihres düsteren, höhlenartigen Wohnraums, der einmal eine wundervolle Bibliothek gewesen war, schaute man durch ein Fenster auf einen Baum, der auf seinen Blättern das ganze Licht wie kostbaren Brokat einfiel; es war die Kostbarkeit von Seiden und goldgewirkten Tuchen, die nicht zerstört worden waren. Wenn ich in diesem Raum mit dem Professor und seiner Frau zusammen war, deren Leben sinnlos wegzuticken schien wie eine Uhr im Keller, schaute ich manchmal auf diesen Baum, der hier im ganzen Reichtum seiner Normalität emporwuchs, in der Spannkraft und Erneuerungskraft eines Lebens, das nicht dazu verdammt ist, unter den Folgen seiner eigenen Taten zu leiden, sondern sich in jedem Augenblick selbstvergessen erneuert – und ich wollte im Freien sein.

Zugegeben, unsere Entmutigung hatte nichts zu sagen, denn in fünf oder zehn Jahren würden sich die Verhältnisse in der ganzen Welt und auch in Deutschland gebessert haben. Aber dieselbe Art von Entmutigung wie jetzt hatte ich schon früher erfahren; 1931 in Deutschland, 1935 in Österreich und 1937 in Spanien. Jedesmal hätte ich mir sagen können, dass kein Grund zur Niedergeschlagenheit bestand, weil die Ver-

hältnisse, die ich sah, vorübergehen würden, und wo sie schlecht waren, da waren sie auch zu verbessern. Es gab keine Unvermeidbarkeit des Krieges. Allein die Tatsache, dass er so offenkundig näherrückte, lieferte Dutzende von Möglichkeiten, ihn abzuwenden.

Wäre die Politik ein Arzneikasten voller Heilmittel, die man für die Krankheiten der Gesellschaften verabreicht, gäbe es nichts, was uns am Elend unserer Zeit beunruhigen müsste, denn wir hätten ja die Mittel zu seiner Heilung. Das Übel wohnt aber nicht in unserer Umwelt, sondern in uns selbst, den Ärzten, weshalb wir von den Heilmitteln keinen Gebrauch machen. In unserer Zeit werden die Massnahmen, ein Unglück abzuwenden, deshalb nie ergriffen, weil Opferbereitschaft, Uneigennützigkeit, Zusammenstehen und Realitätssinn erst möglich sind, wenn die Völker bereits in den Abgrund gestürzt sind. Politik dagegen ist die fortdauernde Anwendung von Heilmitteln angesichts von Katastrophen, die man kommen sah und die sich hätten vermeiden lassen. Schon sind neue Katastrophen am Horizont zu erkennen und jeder begreift, was gegen sie getan werden müsste; die notwendige Einheitlichkeit der Zielsetzung wird aber erst hergestellt, wenn es zu spät ist.

So redet heutzutage jeder von einem «deutschen Problem». Es fehlt indessen an dem Vermögen, dieses Problem als ganzes zu lösen, weil das berühmte «deutsche Problem» nicht das Problem eines besiegten Deutschlands von heute ist, sondern eines kriegführenden Deutschlands von gestern und vielleicht schon wieder von morgen. Es ist keine Frage, dass ein «deutsches Problem», wenn es denn heute existierte, mit derselben Entschlossenheit gelöst werden würde wie in den beiden anderen Kriegen in diesem Jahrhundert, und das Symbol dieser Entschlossenheit wäre die vereinte Politik der Alliierten gegenüber Deutschland. Aber wie die Dinge stehen, ist das Gerede über das «deutsche Problem» lediglich eine Ausflucht, die

Bemäntelung der Tatsache, dass es vorläufig gar kein «deutsches Problem» gibt und infolgedessen kein Versuch unternommen wird, es zu lösen. Deutschland ist nicht der Ort, wo das «deutsche Problem» gelöst wird, sondern der Schauplatz, auf den die Uneinigkeit der Alliierten projiziert wird und wo sich abermals die Unfähigkeit moderner Staaten zeigt, während sogenannter Friedenszeiten auf die nationale Souveränität zu verzichten, um drohende Katastrophen abzuwenden.

Die verstörende Besonderheit unseres modernen politischen Zeitalters ist das Ausmass, in dem wir auf Katastrophen reagieren müssen, die hätten vermieden werden können, sowie die Zahl der Lösungsmöglichkeiten, die wir verworfen haben. Der Krieg, von dem Churchill gegenüber Roosevelt so klug sagte, er müsse der «nicht notwendige Krieg» genannt werden, hätte vermieden werden können, so wie auch der nächste Krieg vermieden werden kann. Weil aber schon zu Friedenszeiten unser Handels- und Staatensystem mit dem Krieg rechnet, hätte Churchill noch einen Schritt weiter gehen und unsere moderne Welt als die «nicht notwendige Welt» bezeichnen können.

Ich will mit diesem Exkurs das Gefühl des Ekels erklären, das ich an manchen Tagen in Bonn empfand. Grund meiner Niedergeschlagenheit war nicht nur das Bewusstsein des von überall auf mich eindringenden, aber nur vorübergehenden Zustandes Deutschlands, der durch Wiederaufbauprogramme behoben werden konnte; sondern auch, dass ich in meiner Umgebung ein echtes Potential spürte, das so stark war wie das Potential des Nationalsozialismus 1931; es handelte sich um die Möglichkeit, dass aus der Zerstörung Deutschlands die Zerstörung ganz Europas erwachsen könnte, dass die Bewohner von Brüssel und Paris, London und New York wie Tierherden zu Tausenden über den Kontinent wandern und sich nur noch von Abfällen, Wurzeln und Gräsern ernähren würden.

Während ich durch die Strassen Bonns ging und der Wind mir nach Verwesung riechenden Trümmerstaub in die Nase trieb, der wie Pfeffer brannte, hatte ich das Gefühl, die Schutzmauern unserer Zivilisation seien so dünn wie Eierschalen und könnten an einem einzigen Tag fortgeblasen werden. Ich hatte das Gefühl, die Menschheit müsse zwischen zwei Arten der Zukunft wählen, so wie in Fausts Brust zwei Seelen wohnen: Eine Zukunft des Vertrauens zwischen den Menschen in einer Welt solchen Glücks, wie es unter den Bedingungen der menschlichen Existenz erreicht werden kann – und eine andere Welt, die sich der Zerstörung und dem Hass überlässt. Beide Möglichkeiten waren real: Aber die konstruktive verlangte Entschiedenheit, Einheit, Willenskraft, die Annahme von Schuld und die bewusste Entscheidung, unsere Zukunft zu bestimmen. Die zerstörerische war zu haben, indem wir einfach so weitermachen wie seit 1918.

## LIEUTENANT ARRAN

Zu den Mitgliedern des Transit-Kasinos in Bonn gehörte ein Amerikaner, der über das ungewöhnliche Privileg verfügte, Gäste bewirten zu können. Sein Name war Lieutenant Arran. Er wohnte im Kasino, arbeitete aber in den Aussenbezirken der Stadt, wo ihm amerikanische Verpflegungssätze zur Verfügung standen, die so grosszügig bemessen waren, dass er zu jeder Mahlzeit fünf oder sechs Gäste einladen konnte. Die Mahlzeiten wurden im Freien serviert, auf einer schönen Veranda, die in einen Garten voller blühender Bäume und Sträucher ragte. Der Garten war schon seit geraumer Zeit nicht mehr gepflegt worden und angenehm verwildert.

Arran war Südstaatler mit dem hübschen gedehnten Akzent des Südens. Er hatte dunkle Augen und dunkles Haar, das nach hinten gebürstet war und die glatte Rundung seiner unteren Gesichtshälfte fast über Gebühr betonte. Er hatte ruhige Umgangsformen, und begegnete jedem interessiert, humorvoll, grosszügig und besonnen. Er war wirklich ein leuchtendes Beispiel der grossen amerikanischen Tugenden, die man unter Amerikanern ebenso selten antrifft, wie die jeweils sprichwörtlichen Tugenden unter den Angehörigen anderer Nationen. Daraus folgt, dass wir umso weniger von den jeweiligen Nationaltugenden entdecken, je mehr Engländer, Franzosen oder Amerikaner wir sehen, zumal wenn es sie in die Ferne verschlägt. Die Bürger der meisten Staaten sind schlechte Botschafter ihrer Völker, wenn sie im Ausland sind. Und da wir in jüngster Zeit sehr viel mit Amerikanern ausserhalb ihrer eigenen Landesgrenzen zu tun hatten, haben wir die amerikanischen Tugenden aus den Augen verloren. Vor allem beein-

druckte Arran durch sein unaufdringliches Bemühen, Verständnis für die unterschiedlichsten Standpunkte aufzubringen; dies aber verband er mit der Entschlossenheit, sich nicht vereinnahmen zu lassen.

Als ich das erstmal mit Arran zum Lunch ging, erklärte er mir, dass er nicht mit Professor S., dem Eigentümer des Hauses, das als Universitätsinstitut mit Laboratorien diene, sprach, weil S. ein Nazi war. «Ich glaube nicht, dass man ihn in seiner Stellung belassen sollte, und habe das Gefühl, dass wir zu diesen Leuten viel zu nett sind. Als ich hier ankam, hatte ich mit S. ein einziges Gespräch und sagte ihm: ‚Ich erwarte von Ihnen, dass Sie sich so verhalten, als wäre ich ein deutscher Offizier, den man bei Ihnen, einem Zivilisten, einquartiert hat.‘ Ich muss sagen, dass er genau verstand, was ich damit meinte. Seither macht er mir einfach respektvoll Platz, wenn wir uns auf dem Korridor begegnen und sagt kein Wort zu mir.» Lieutenant Arran lächelte nachdenklich, als er mir diese Geschichte erzählte und rieb sich eine Seite seines Kinns.

Ich sagte: «Ich weiss, dass S. ein Nazi war; dass man ihn nicht entlassen hat, begründet man aber offiziell damit, dass er Malaria-Experte ist und wir nicht auf seine Dienste verzichten können.»

«Das mag ja so sein, aber ich sehe trotzdem keinen Grund, warum wir zu einem Mann mit seiner Vergangenheit so verdammt nett sein sollten. Ich halte viel von grösster Reserviertheit, wenn es um unverzichtbare Parteimitglieder geht.»

«Darin sind wir uns völlig einig. Wenn wir einmal zugeben müssen, dass wir sehr wohl den paar Nazis, die für uns nützlich sind, Vorzugsbehandlung angedeihen lassen gerät unsere ganze bisherige Position ins Wanken; wir haben immer gesagt, der Nationalsozialismus sei etwas Böses; Privilegien aber zeigen, dass wir nur die Nazis, bei denen wir's uns leisten

können so behandeln, wie sie es verdienen. Gegen die ganz prominenten Nazis und die ganz kleinen veranstalten wir eine Strafexpedition; die aus der mittleren Etage lassen wir ungeschoren, obwohl sie wahrscheinlich die wichtigsten sind und ganz bestimmt zu denen gehören, die am meisten auf dem Gewissen haben.»

Von den anderen Professoren in Bonn wusste ich, dass sie gegen S. stärkste Vorbehalte hegten; abgesehen von ihrem erklärten Hass auf den Nationalsozialismus zum Teil deshalb, weil sie allen Ernstes befürchteten, dass Männer wie S. nach dem Ende der britischen Besetzung ihre Position an der Universität ausnutzen könnten, um die Professoren zu schikanieren, die mit uns zusammengearbeitet hatten; also genau jene, denen man bereits während der gesamten Hitlerzeit wegen ihrer demokratischen Überzeugungen das Leben schwer gemacht hatte.

Arran hielt die Nazis nach wie vor für gefährlich und war sich sicher, dass sie sich in den deutschen Abteilungen der Zivilregierung wieder gut eingerichtet hatten. Diesen Eindruck hatte er nicht allein aufgrund seiner eigenen Beobachtungen der Deutschen gewonnen, sondern auch aus Erkenntnissen «unserer und eurer Leute», wie er sie nannte. Er hielt nichts von Rache oder brutalen Methoden, aber viel von Kühle und unnachsichtiger Justiz, soweit wir selbst dafür zuständig waren; und er brachte, wie ich auch, jenen Menschen viel Mitgefühl entgegen, die wirklich entsetzlich unter den Deutschen gelitten hatten. Wie viele andere Soldaten auch, die gegen die Deutschen persönlich gekämpft hatten, sperrte er sich dagegen, sie jetzt plötzlich nicht mehr als Feinde zu behandeln, sondern «genau wie irgendjemanden sonst.» Ich spürte, dass er meine zur Fraternisierung neigende Einstellung missbilligte – sogar dort, wo es die Bonner Professoren betraf; später aber hat sich seine Haltung ziemlich geändert.

Aus mir nicht bekannten Gründen war Arran in Bonn geblieben, wo er eine Druckerei leitete, die Schulbücher herstellte. Seine deutschen Angestellten behandelte er fair und distanziert; sie wussten es zu schätzen, und als er ein paar Monate später Bonn verliess, haben einige tatsächlich geweint.

Er wunderte sich auch, dass überhaupt nichts getan wurde für die Reedukation der jungen Leute in den Deportiertenlagern, während deutsche Kinder mit Schulbüchern versorgt wurden. Er versuchte deshalb, Schulbücher drucken zu lassen für die Polen und Russen in diesen Lagern. Ob er damit Erfolg hatte, ist mir nicht bekannt.

An Arran schien nichts Aussergewöhnliches zu sein. Seine Eigenschaften liessen im Gegenteil eher auf einen Mann von rechtschaffenem Mittelmass schliessen. Aber gerade seine unerschrockene Aufgeschlossenheit und sein Interesse für seine Umgebung erschienen mir als etwas ganz Besonderes. Sein Normalmass manifestierte sich in dem gesunden Vermögen, seine Umwelt nüchtern, zuverlässig und objektiv wahrzunehmen. In Gesellschaft von langweiligen, gezierten oder törichten Menschen hatte er eine Art, sie mit seinem strahlenden und gleichwohl etwas unverwandten Blick anzuschauen, die das Durcheinander ihrer Gedanken aufzudecken schien.

In Arrans Gesellschaft fühlte ich mich immer geborgen, wie stets in der Gegenwart von wahrheitsliebenden Menschen. Probleme lösten sich bei ihm in Fragen der Menschlichkeit auf. Wenn da jemand über Russland oder über die Deportierten redete, dann verwandelte sich Russland schnell aus der finsternen Projektion unserer und seiner Ängste in die Russen, in richtige Menschen mit eigenen Wesenszügen in ganz bestimmten Lebensumständen, die man verstehen konnte und die zu verstehen ausserordentlich wichtig war. Und aus Deportierten, diesen Banden völlig mittelloser Verbrecher, die völlig unent-

schuldbar marodierend und raubend umherzogen, und die, weil lästiger, den Behörden noch verhasster waren als die Deutschen, wurde das, was sie wirklich waren: Opfer, die von den Deutschen zuerst aus ihren Heimatländern vertrieben und dann aller zivilisierten Formen menschlichen Lebens beraubt worden waren.

In Wirklichkeit verfügte Arran über einen kritischen Geist, und man muss heute nur in Europa reisen, um die Seltenheit dieser Gabe zu erkennen. Viele Menschen können Probleme lediglich im Licht ihrer eigenen Interessen beurteilen, und viele urteilen nach der vermeintlichen Elle nationalen Stolzes. Dann gibt es solche, die ihre persönlichen Gefühlsmasstäbe heilig halten; das heisst, sie möchten immer nur so handeln oder denken, dass sie sich selber dabei im günstigsten Licht erscheinen. Es gibt Leute, die sich damit brüsten, auch nicht eines rücksichtslosen Gedankens fähig zu sein; das bedeutet aber nur, dass sie sich selber und anderen in die Tasche lügen. In Deutschland gibt es viele, die den Eindruck der Herzlosigkeit erwecken wollen; die sind überzeugt davon, zum erstenmal in ihrem Leben das Recht zu haben, so gemein sein zu dürfen, wie sie wirklich sind. Diese Gelegenheit, sich ungehemmt auszuleben, wollen sie sich nicht entgehen lassen. Solche Leute geraten aus der Fassung, wenn man ihnen von einer Familie erzählt, die in einem Keller in Dortmund haust und am Verhungern ist, und werfen einem vor, nichts für die Menschen in Warschau zu empfinden. Noch schwerer zu ertragen sind Menschen, deren Dünkel sich darin äussert, anderen und sich selbst gegenüber immer als warmherzig dastehen zu wollen. In London zum Beispiel sagte ich zu einem jungen Pazifisten, dass ich die Deutschen in ihrer Mehrzahl für neurotisch hielte und für schwierig im Umgang, worauf er sofort in die Luft ging und erklärte: «Ich habe nie Schwierigkeiten, mit irgendjemandem umzugehen; wissen Sie, ich behandle jeden als Individu-

um und ich liebe jeden. Und dementsprechend liebt jeder mich.» Fast hätte ich ihm darauf geantwortet: «Ich aber nicht.» Da er das Bild, das er von sich selbst hatte, zum einzigen Massstab seiner Gefühle und seines Verhaltens erhob, hatte er es natürlich nicht nötig, wirklich etwas über das Verhalten der Deutschen zu wissen. Soviel zumindest spricht für jene, die die Menschheit hassen, dass sie Gründe dafür haben, während die selbsternannten Menschenfreunde in aller Regel niemanden lieben ausser sich selbst.

Auch sind viele Menschen hoffnungslos hin und her gerissen oder einfach orientierungslos; viele sehr rechtschaffene Leute, zu denen die meisten unserer einfachen Soldaten gehören, sind entweder zu bescheiden oder zu beeinflussbar, um noch ihrem inneren Urteilsvermögen zu trauen und sich dementsprechend zu verhalten. In Deutschland gab es obendrein die politische Auseinandersetzung über «Gute Deutsche» und «Schlechte Deutsche», für die den meisten Offizieren jedes Verständnis fehlte. Mir gegenüber gaben viele zu erkennen, dass sie eigentlich Sympathie für den Nazi empfänden, denn immerhin sei er ein Kerl, der sich für sein Land einsetzte, wegen die Flüchtlinge Ratten seien, die ihr Land im Stich gelassen hätten. Dass sich anständige Männer derart mit den Verbrechen der SS identifizieren konnten, ist kaum zu glauben; man muss aber berücksichtigen, dass selbst heute noch die Mehrheit der Menschen keine Ahnung von den Zielen hat, für die die Nazis standen. Ein Colonel, den man von der 21. Armeegruppe nach Bonn beordert hatte, fragte mich aufgeräumt, was wir meiner Meinung nach in Deutschland unternehmen sollten. Worauf ich unter anderem empfahl, mehr zu tun, um die antinazistischen Kräfte in diesem Land zu stärken. Darauf meinte er: «Aber das muss doch sehr schwierig sein. Meinen Sie damit, wir sollten in diesem Land Partei ergreifen?»

Allein die Tatsache, dass die meisten Offiziere, von denen man derartige Bemerkungen hören konnte, wohlmeinende und tüchtige Leute waren, die unverzagt schwierige Aufgaben ausführten, macht es umso verblüffender, dass sie völlig unfähig schienen, das historische Gesamtbild zu verstehen, in dem sie ihren Platz hatten. Die fleissigsten und wohlmeinendsten Leute traten in jedes Fettnäpfchen, liefen in jede mögliche Falle: zum Beispiel die, dass man die DPs hasste, weil sie so «verdammnt lästig» waren; dass man dagegen Respekt für die Nazis empfand, weil sie patriotisch und effizient daherkamen; in die Falle eben, alles nach dem Einfluss zu beurteilen, den etwas auf ihre Arbeit hatte, ohne zu bedenken, in welcher Beziehung diese Dinge zur Vergangenheit und zu den Ereignissen der Gegenwart standen. Vielleicht hätte ich ja genauso gedacht, wenn ich mit diesen lästigen DPs und den Nazi- und Nicht-Nazi-Angelegenheiten wirklich zu tun gehabt hätte. Später dann, als es darum ging, deutsche Bibliotheken wieder zu eröffnen, musste ich feststellen, wie schwierig es tatsächlich in der Praxis war, auf dieser Unterscheidung zwischen Nazis und Nichtnazis zu beharren.

Aus all diesen Gründen tat es mir gut, oft mit Arran zusammenzusein, der diese Blindheit und diese Voreingenommenheiten eben nicht teilte, diese allgemeine Verschwörung, jeden Kompromiss zu Lasten des eigenen Standpunkts gehen zu lassen, nicht mitmachte.

Es war sogar wohltuend, in seiner Gesellschaft ein Variété-Programm zu besuchen, das die Theaterkompanie der Guards' Division aufführte und das *The Eyes Have It* hiess. Diese Produktion war ein teurer drittklassiger Abklatsch einer drittklassigen Westend-Revue. Texte, Aufführung und Bühnenausstattung zeichneten sich durch das Fehlen jeglicher Originalität und auch nur eines Hauches von Vitalität aus. Bei den Zuschauern fand es soviel Anklang wie alles, was ein gewisses

Niveau nicht unterschreitet; aber niemand nahm auch nur ein Quentchen Phantasie, Schönheit, Einsicht, oder echten Amüsemments mit nach Hause. Ich ärgerte mich über die Verschwendung von Zeit und Geld an Schauspieler, die in den Offiziersuniformen der Guards mal kurz hereinschauten, ohne den Männern, die hier unter so befremdlichen und schwierigen Umständen leben mussten, etwas Erfrischendes und Aufheiterndes zu bieten. Sie brachten lediglich eine zusammengestoppelte Imitation dessen auf die Beine, was die Männer angeblich gerne sehen wollten. Vielleicht war das nicht einmal die Schuld der unmittelbar Verantwortlichen. Die ganze Sache aber offenbarte einen Mangel an Vitalität und Phantasie, der irgendwie bezeichnend ist für uns.

Eines Abends im Transit-Kasino blieben Arran und ich bis spät in die Nacht auf und tranken einen über den Durst, wobei uns einige russische Offiziere Gesellschaft leisteten. Die Russen, die auch *The Eyes Have It* gesehen hatten – über das sich Arran übrigens geflissentlich ausschwiege – hatten schon etliches konsumiert und kündigten an, für uns eine Show organisieren zu wollen. Wir dachten zuerst, es sei ein Spass, es war ihnen aber ernst damit und die Sache damit abgemacht. Sie luden uns zu einer von ihnen selbst organisierten Varieté-Show ein, die genau eine Woche später in einem der weit und breit grössten Lager für Deportierte stattfinden sollte.

### XIII

#### RUDI BACH

Eine Woche später besuchte ich im Krankenhaus Rudi Bach, den Jungen, für den ich beim Stadtkommandanten um Penicillin gebeten hatte. Bei meiner Ankunft stellte ich fest, dass mich das gesamte Personal als den Engländer kannte, der es dem Krankenhaus ermöglicht hatte, seine erste Penicillin-Behandlung durchzuführen. Mindestens vier Ärzte versammelten sich in der Eingangshalle des Krankenhauses um mich und dankten mir überschwänglich. Sie führten mich hinauf in Rudi Bachs Zimmer, und während der Junge in seinem Bett lag und uns mit grossen bleiern blauen Augen aus seinem totenblassen Gesicht anstarrte, die bewegungslosen Hände auf dem umgeschlagenen Bettlaken, berichteten sie mir von seiner Krankheit und illustrierten ihre Ausführungen mit Röntgenbildern, die sie eines nach dem anderen auf das Bett des Jungen warfen, wenn sie damit fertig waren. Einmal nahm der Junge (auf den ich mehr als auf die Photos schaute) eines der Negative seines vergrösserten Herzens in die Hand und betrachtete es mit zärtlicher Aufmerksamkeit. Die Ärzte erklärten mir (die ganze Zeit in seiner Gegenwart), dass er an einer Septikämie des Herzens leide und dass die Heilungschancen gleich Null seien. Sie glaubten nicht, dass Penicillin eine Veränderung herbeiführen könne; sein Zustand allerdings hatte sich während der vergangenen vierundzwanzig Stunden seit Beginn der Behandlung erstaunlich gebessert.

Sie wussten sehr wenig über Penicillin und nicht viel mehr über Schwefelpräparate; sie bestürmten mich mit Fragen und sagten, dass sie für alle Informationen vom Radio abhängig seien, da sie keinen Zugang zu medizinischen Zeitschriften

hatten. Sie wollten von mir auch etwas über die Wirkung von Insulininjektionen bei der Behandlung von Geisteskrankheiten wissen. Leider konnte ich ihnen nicht weiterhelfen.

Mit Rudi Bach zu sprechen war unmöglich, denn in dem kleinen Zweibettzimmer waren die vier Ärzte, seine Mutter, die am Bett wachte, sowie ein anderer Patient, den niemand beachtete, ein alter Mann mit einem Gesicht wie Pergament, der die Knie unter dem Bettzeug fast bis ans Kinn hochgezogen hatte. Die Mutter war eine füllige und redselige Frau, die sich bei mir immer wieder für Rudi entschuldigte, der in ihren Augen seinem Wohltäter nicht genügend Dankbarkeit bezeugte.

Am nächsten Morgen schaute ich nochmal im Krankenhaus vorbei. Seine Mutter sass wieder an Rudis Bett und fing sofort an, mir seinen Zustand zu erläutern. Es ging ihm sehr viel besser. Sie bot an, mir etwas Obst zu bringen, was ich annahm. Ich gab Rudi ein Buch mit komischen Zeichnungen von Wilhelm Busch, das ich aufgetrieben hatte. Er sagte nur «prima» dazu und fing sofort an, sich die Bilder anzuschauen, ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen. Die Mutter schnappte ihm das Buch weg und sagte, es sei ungezogen von ihm, *jetzt* darin zu lesen; sie meinte: solange ich im Zimmer war. Ich sagte ihm, dass ich meine Adresse hinten ins Buch geschrieben hätte und er mir schreiben müsse, sobald es ihm wieder besser ginge. Ich erzählte ihm, dass ich mit sechzehn auch einmal sehr krank gewesen und meine Beine vollständig gelähmt gewesen seien, dass ich mich aber erholt hätte und seitdem immer gesund geblieben sei. Und während ich ihm dies sagte, erinnerte ich mich, dass die Leute mir damals, als ich so krank war, genau das gleiche erzählt hatten, und dass es mich geärgert hatte.

## XIV

### EIN KONZERT IM LAGER FÜR DEPORTIERTE

Das Deportiertenlager befand sich etwa fünf Meilen ausserhalb Bonns. Es war eine weitläufige, graue, ziemlich neue Siedlung, aus unregelmässig auf einen Hang verteilten Häusern aus Stein oder Beton; es lag entlang einer Strasse aus Schotter und Lehm und war gegen die Aussenwelt nur unzureichend durch eine Reihe von Wachtposten und einen Stacheldrahtzaun abgegrenzt.

Nichts hätte deprimierender sein können als diese grauen Häuser, die mit ihren Fenster- und Türhöhlen wie Domino-Steine wirkten; sie standen an Strassen, die in einen Hang geschnitten waren, der wie ein Stück nach oben ausgerollter Landschaft dalag und aussah wie ein unregelmässiges Fussballfeld, dessen Rasen am Ende einer trüben, regnerischen Spielzeit zu Matsch zertrampelt war.

Die Häuser, die wie flach liegende Dominosteine aussahen, gehörten den Offizieren. Einige standen am Strassenrand in ihren steifen groben Jacken mit der breiten Goldlitze auf den Schulterstücken und in ihren derben Kniehosen wie aus geripptem Kammgarn. Auf dem schlammigen Hang, in einiger Entfernung von der Strasse, standen Bauern. Hunderte zeitloser Bauernfiguren genau wie bei Tolstoi oder Turgenjew, aber hierher verpflanzt wie in einen ausländischen Zoo. Die Frauen hatten Wangenknochen, die ihre Wangen hervorhoben wie Apfel – reife bei den jungen, runzelige bei den alten Frauen. Alte Männer mit eingesunkenen klugen Augen in verrunzelten Gesichtern mit Bärten, die wie gekräuselte Tierfelle wirkten und die noch nie von einem Kamm oder einer Schere berührt

worden waren. Ihr Unvermögen, sich einen Begriff von ihrer Situation zu machen, und die Art, wie sie dabei in abgestumpfter Monotonie ihren elenden Gefängnispflichten nachkamen, erzeugten eine Stimmung lähmender Benommenheit.

Das für mich besonders Erschreckende daran war, in diesen Leuten menschliche Wesen einer besonderen Art erkennen zu müssen, die in keinerlei Beziehung zu ihrer Umwelt standen. Sie hatten lediglich etwas von ihrem alten Milieu mit hierhergebracht und in reduzierter, elender, abgerissener Form wieder aufgebaut als eine erbärmliche Karawanserei inmitten einer öden Fremde. Diese riesigen Herden von Sklavenarbeitern in Deutschland scheinen wie menschliche Tiere, die in einen ausländischen Zoo verbracht wurden, aus dem sie in den ersten Tagen der Besatzung ausbrachen, nur um von den Befreiern erneut eingesperrt zu werden, wenn auch nicht mehr ganz so vollständig. Unter ihnen gibt es auch wilde Exemplare, die jede Nacht ausbrechen und in der Umgebung auf Raub ausziehen, getrieben teils vom Elend, teils von einem primitiven Rachebedürfnis.

Langsam stiegen wir den Hügel hoch und kamen uns plötzlich sehr wichtig vor, fast wie Mitglieder der königlichen Familie oder Götter bei einem Besuch auf der Erde, angesichts dieser Leute, dieser Sklaven, die jetzt noch übler dran waren als Sklaven; die man befreit und in eine Masse verwandelt hatte, die niemand wollte. Ja: Im Verhältnis zu ihnen waren wir Götter oder Könige, was auch immer; verglichen mit ihnen waren wir unbegrenzt frei, die wir unsere Mahlzeiten im Kasino bekamen, unsere Wagen hatten, mit denen wir hierhergefahren waren, denen Flugzeuge zur Verfügung standen, die uns zurück nach England bringen würden. Zwischen dem König von England und mir war eine geringere gesellschaftliche Kluft als zwischen mir und diesen Menschen; ein Freier ist

nämlich unter seinesgleichen frei. Ungleichheit aber bedeutet Mangel an Freiheit, Gefangenschaft, Sklaverei und äusserste Armut.

Auf der Kuppe dieses Hanges stand eine geräumige lange Holzbaracke, in die man uns führte. Innen wirkte sie wie eine riesige dumpfe Scheune, von deren gestampftem Fussboden feuchter Erdgeruch stieg, über dem die atemberaubenden Ausdünstungen ungewaschener Menschen hingen. Auf etwa einem Drittel der Fläche standen Bänke; dahinter war nichts. Die Leute, die auf den Bänken sassen und die dahinter dicht gedrängt Stehenden redeten und warteten – wie in irgendeinem Festzelt an einem englischen Pfingstmontag, nur dass es vollgepackt war mit verzweifelten, heruntergekommenen Menschen. Auf dem Boden krochen ein paar halbnackte Kinder herum, deren kurzgeschorene Köpfe von Schorf bedeckt waren. Einige von uns fingen an, mit einem kleinen Jungen zu spielen, der schliesslich auf unseren Knien landete. Ein wenig erinnerte er mich an meinen Sohn, der jetzt sechs Monate alt war und zur Hälfte russischer Abstammung ist. Er hatte ein bezauberndes Lächeln, das ihm aber nichts mehr nützte, als wir sahen, dass er voller Ungeziefer war. Wir schubsten ihn ganz schnell weg, als wären wir mit Unrat in Berührung gekommen.

Man führte uns zu unseren Plätzen, die man uns zu Ehren vom übrigen Zuschauerraum abgegrenzt hatte. Ein paar Leute in unmittelbarer Nähe liessen ein schwaches Interesse erkennen. Für die anderen aber war unsere Gegenwart lediglich das Signal, dass jetzt die Vorstellung beginnen musste. Kaum hatten wir uns hingesezt, fingen sie an zu klatschen und zu schreien, damit endlich der Vorhang aufginge. Bis dahin dauerte es aber noch eine Weile und in der Zwischenzeit spürte ich, wie das Publikum der Vorstellung entgegenfieberte. Es war nicht anders als bei Kindern, die darauf warteten, in einer Pantomime vom Zauberer in Bann geschlagen, von Verwandlungsszenen selbst verwandelt zu werden.

Der Vorhang ging auf und gab den Blick frei auf eine Bühne, die fast genau so armselig war wie der Zuschauerraum. Da standen vielleicht ein Dutzend Stühle, wie man sie aus Amtsstuben kennt, ein schäbiges Klavier und ein paar schmutzige Vorhänge als Bühnenprospekt. Dann trat ein Mann vor, dessen lederne Schwerfälligkeit an ein Flusspferd aus einem Cartoon von Walt Disney erinnerte. Mit lauter Stimme hob er an zu deklamieren. Hinter mir stand ein ganz junger kinnloser Offizier von den Guards mit blondem Haar und eisblauen Augen und fing an, spöttisch zu klatschen und zu schreien, «Heilski, Trotzki» und ähnliches. Allein die Tatsache, dass der Mann auf der Bühne russisch sprach, erschien ihm durch und durch lächerlich. Als der Mann fertig war, marschierten zwanzig kräftig gebaute Mädchen auf die Bühne und stellten sich vor den Stühlen auf, auf denen später die Musikkapelle Platz nahm. Dabei zeigten sie die starr blickende Angespantheit von Menschen, die sich 1860 einem Photographen stellen. Ihr einstimmig dargebotenes Lied hörte sich an, als käme es aus einem grossen, perfekt gespielten, aber verstimmtten Blasinstrument.

Es war klar, dass der aschblonde Offizier von den Guards immer lauter spottete. Das restliche Programm enthielt aber Nummern, die selbst ihn zum Schweigen brachten. Zum Beispiel die beiden hervorragenden Tänzer, die jenen altrussischen Bauerntanz darboten, bei dem man in der Hocke abwechselnd die Beine vorschnellt. Dann trat eine seltsam würdevolle Frau in einem abgetragenen Ballkleid auf, die einen mitreissenden Walzer tanzte. Ihr folgte ein hundsmiserabler Geiger. Und dann wurden ein paar sehr wirkungsvolle Lieder gesungen, die von Lagerangehörigen geschrieben waren: Es handelte sich um Balladen, in denen Hitlers Marsch durch Europa ironisch beschrieben wurde. Jetzt tobte das Publikum vor Begeisterung. Ein russischer Dolmetscher übersetzte mir die Lieder.

In einer kleinen Farce trat der Manager einer Schauspieltruppe auf, der einige Schauspieler und Sänger, die verschiedene Rollen bei ihm übernehmen sollten, zum Vortrag bestellt hatte. Ihm assistiert ein Clown, der als Zwitter auftritt und in einem Phantasiekostüm aus grellbunten Stoffetzen, mit einem Besen, einer Handtasche und einer grossen knallroten Nase etwas beängstigend wirkte, vor allem aber erstaunlich animiert. Diese Farce wurde mit einer derartig spontanen Verve dargeboten, dass sie sich sofort aufs Publikum übertrug. Man bildete sich ein, die Worte der Schauspieler zu verstehen.

Der Gegensatz zwischen dieser Revue und *The Eyes Have It* war so markant, dass man nicht einfach darüber hinweggehen konnte. Die Guards' Division mit ihren Vollzeitschauspielern, die man von allen anderen Pflichten freigestellt hatte, mit Schauspielerinnen, die man eigens aus Brüssel hatte einfliegen lassen, mit ihrer ganzen aufwendigen Bühnendekoration, mit der Möglichkeit, Theater für ihre Zwecke zu beschlagnahmen, mit eigenen Transportmitteln, war unfähig, eine Schau auf die Beine zu stellen, die auch nur eine originelle Idee, einen unverbrauchten Gag, ein einprägsames Szenenbild, eine neue Geschichte unter ansonsten alten Hüten hätte vorweisen können. Aber diese unglückseligen DPs, die keine Bücher hatten, keine Bühnendekoration, keine guten Instrumente und nur wenig Talent – ihnen war es gelungen, innerhalb von vierzehn Tagen etwas auf die Bühne zu bringen, was trotz aller offenkundiger Schwächen originell und phantasievoll war und durch seine schiere Vitalität mitriss. Wäre man gezwungen, allein auf Grund dieser beiden charakteristischen Veranstaltungen die Zivilisation der Guards und die der DPs zu beurteilen, um auf die von ihnen repräsentierten Kulturen Rückschlüsse zu ziehen, hätte man der britischen nur formelhafte Konventionalität zugestehen können, die ins Banal-Obszöne abge-

## EIN KONZERT IM LAGER FÜR DEPORTIERTE 109

rutscht war; dagegen repräsentierten die DPs eine primitive Zivilisation, deren erstaunliche Phantasie und ungekünstelte Improvisationsgabe fast genial waren.

## ABENDGESELLSCHAFT

Am Abend nach dem DP-Konzert, war ich zu Gast bei einer von Arrans Dinner-Einladungen. Ich ging in Begleitung eines jungen Mannes, der der seltsamste Bewohner des Transit-Kasinos war und Aulach hiess.

Lange bevor ich noch ein Wort mit ihm gewechselt hatte, war mir Aulach aufgefallen, und ich hätte gerne gewusst, wer er war. Er trug Zivil, sprach nie mit den Offizieren, nahm nie seine Mahlzeiten in unserer Kantine ein, sondern zog es vor, alleine an einem Tisch in der Mannschaftskantine zu sitzen. Er war hochgewachsen und mager mit hervortretenden Knochen, die sich durch sein Fleisch abzuzeichnen schienen. Er war ausserordentlich blass und sein Gesicht war fast durchsichtig weiss und wirkte infolgedessen sehr verfeinert, zumal seine Züge bestens mit dieser marmornen Blässe harmonierten.

Sein Gesicht drückte Stolz und eine gewisse Entrücktheit aus, wirkte aber weder abweisend noch unfreundlich. Oft trafen sich unsere Blicke, und ich wäre eigentlich gerne schon früher mit ihm ins Gespräch gekommen; aber meine Ahnung, dass er ein sehr komplexer und schwieriger Charakter war, liess mich zögern. Und da er im Kasino wohnte, war mir klar, dass ich ihm nur schwer würde ausweichen können, sobald ich mich einmal in seine Angelegenheiten hatte hineinziehen lassen.

So ergab es sich, dass ich ihn erst wenige Tage vor meiner Abreise nach England ansprach. Er erzählte mir sofort, wie es zu seiner komplizierten Situation gekommen war. Sein ganzes Leben hatte er in Deutschland verbracht, aber seine Eltern hatten als Antifaschisten fliehen müssen und inzwischen beide ei-

ne andere Staatsbürgerschaft erworben. Er war jetzt fast einundzwanzig und in der Lage, über seine eigene zu entscheiden: Er wollte kein Deutscher mehr sein. Nun wartete er hier im Transit-Kasino auf ein Ende der langen Verhandlungen, deren Ziel es war, ihm die Ausreise zu seinem im Ausland lebenden Vater zu ermöglichen. Dies erklärt, warum er, der in Deutschland geboren war und sein ganzes Leben hier verbracht hatte, jetzt im britischen Offizierskasino in Bonn lebte.

Aulach hasste die Deutschen und wollte nicht in Deutschland bleiben, weil er sich dort wie ein Fremder fühlte. Seine Mutter stammte aus der Adelsfamilie von H., die Aulach – aus welchen Gründen auch immer – als «die berühmteste Familie von Nazigegnern» in Deutschland bezeichnete. Sein jüdischer Vater war Künstler und lebte jetzt in Paris.

Derzeit arbeitete Aulach als Dolmetscher für die britischen Offiziere, die das Forstwesen überwachten. Deshalb nahm er für sich in Anspruch, zu wissen, was die Deutschen wirklich dachten, denn er arbeitete mit ihnen zusammen, und sie hielten ihn für einen Deutschen. Er habe den Eindruck, dass die Nazis schon wieder frech würden und zufrieden seien, dass sich die britischen Behörden über alle Erwartungen günstig gegen sie verhielten. Tatsächlich hatten sie nur wenig Grund zur Unzufriedenheit, denn als Funktionäre der mittleren Ebene waren sie immer noch in einflussreichen Führungspositionen. Zuversichtlich erwarteten sie den Ausbruch eines nach ihrer Überzeugung unvermeidlichen Kriegs zwischen den Westmächten und Russland, in dem die Demokratien auf ihre Hilfe angewiesen sein würden. Unter sich diskutierten die Deutschen nur sehr selten über politische Themen, ausser eben über den nächsten Krieg. Das komplizierte politische Parteiensystem und die ihm nach den Vorstellungen der Alliierten zuge-

messenen demokratischen Freiheiten betrachteten sie als Debattierclub für zurückgebliebene Kinder; diese zurückgebliebenen Kinder, die Deutschen, lebten unter Bedingungen, die dazu angetan waren, ihr Interesse entweder auf sehr viel naheliegendere oder abseitigere Themen zu lenken.

Während des Krieges war Aulach in der deutschen Niederlassung einer Schweizer Firma beschäftigt gewesen, die Batterien für U-Boote herstellte. Diese Firma, erzählte er, habe Versuchsergebnisse gefälscht und es dadurch verstanden, die Entwicklung von Batterien hinauszuzögern, mit denen U-Boote bis zu drei Monate ohne Unterbrechung auf Tauchfahrt bleiben konnten. Die von den Nazis in die Fabriken geschickten Inspektoren seien alle Idioten gewesen, denen man leicht etwas habe vormachen können. Ich war gespannt auf Arrans Meinung über diesen merkwürdigen Mann.

Neben Arran selbst gehörten zur Dinner-Gesellschaft zwei Mädchen vom Weiblichen Hilfsdienst, Captain Jim Raven, ein Offizier, den man wegen seines ernsthaften, freundlichen Gesichts für einen fortschrittlichen Farmer hätte halten können; schliesslich waren da noch Aulach und ich. Das eine Mädchen, Elizabeth Aitchen, sah besonders smart aus in ihrer gut sitzenden Uniform und mit einer Frisur, die sich wie angegossen um ihren Kopf legte und wirkte, als gehörte sie zu ihrer Uniform. Der metallische Glanz ihrer Haartracht verstärkte nur noch diesen Eindruck. Das Mädchen war wirklich richtig herausgeputzt und ihre kalten, schimmernden Augen waren eingefasst von Wimpern, die wie die Fühler eines Insekts aussahen; ihr stark geschminkter Mund drückte Entschlossenheit aus und entliess definitive und dumme Bemerkungen in einem äusserst gekünstelten Akzent.

Die Party lief gar nicht gut, und ich glaube, dass das in erster Linie auf mein Konto ging. In meiner Verärgerung über

*The Eyes Have It* steigerte ich mich in in eine derart schulmeisterliche Stimmung, dass ich mich ziemlich «vergass». Ich war noch nicht richtig da, als ich schon verkündete, wie hundertmal lebendiger die DP-Schau war als die von den Guards, obwohl die verhassten DPs keinerlei Hilfe bekommen hatten. Miss Aitchin sagte zwar nichts, schaute mich aber wütend an. Ich stellte die rhetorische Frage, warum die britische Truppenbetreuung fast ausnahmslos unfähig war, auch nur eine wirklich gute Idee zu produzieren oder wenigstens so zu tun, als hätte man etwas Lebendiges und Interessantes anzubieten. Wie es denn möglich sei, dass Schauspieler in Uniform als Mitglieder einer Divisionstheatefgruppe derartige Privilegien genossen, und man darüber völlig die Schriftsteller vergässe, die etwas wirklich Interessantes und Neues produzieren könnten über das Leben hier in der Armee, über Faschismus, über Krieg?

Noch während ich das alles von mir gab, hatte ich das ungute Gefühl, mein wahres Gesicht zu zeigen. Irgendwie trug Aulachs Gegenwart dazu bei und liess mich weiter gehen, als ich es ohne ihn wahrscheinlich getan hätte. Arran aber war auf fast rührende Weise diplomatisch. Mit seiner langsamen Stimme und seinem Südstaatensingsang räumte er ein, in *The Eyes Have It* ebenfalls nichts Originelles entdeckt zu haben. Immerhin aber hätten sich alle an der Aufführung Beteiligten verdient gemacht, und er könne sich an Gelegenheiten in seinem Leben erinnern, wo er sich mehr gelangweilt habe als an dem interessanten Abend, als er die Revue der Guards sah.

Jim Raven schaute mich fragend an und sagte in seiner sanften, freundlichen Bauernstimme: «Wenn Du gleich nach der DP-Show nach Hause gegangen bist, Stephen, hast Du nicht halb soviel gesehen wie wir.»

«Nämlich?»

«Du erinnerst Dich doch an den jungen Offizier von den Guards mit hellblondem Haar, blassblauen Augen und fliehendem Kinn, der hinter uns sass?»

«Ja, natürlich.»

«Also der und zwei russische Offiziere zeigten uns nach der Aufführung die Gefangenzellen, wahrscheinlich weil sie unseren Eindruck vom Lager vervollständigen wollten.»

«Wie sahen sie aus?»

«Ziemlich schwer zu sagen, weil es fast völlig dunkel war. Aber sie führten uns in einen Schuppen, der wie ein langes Stallgebäude mit Gang aussah, von dem Türen in Zellen führten, die wie Boxen wirkten. Alles ohne den geringsten Komfort und völlig primitiv. Zuerst zeigten sie uns eine Zelle, in der vielleicht zehn Frauen eng nebeneinander auf dem Boden lagen, und der Offizier von den Guards erklärte uns, dass es sich um Leute handelte, die darauf warteten, nach Russland zurückgeschickt zu werden, wo auf einige die Erschiessung, auf andere die Verbannung nach Sibirien wartete. Am meisten erstaunte mich, dass einige zum Tod verurteilte Frauen zusammengepfercht mit Menschen waren, die man nur kleinerer Vergehen beschuldigte wie etwa, sich für ein paar Stunden ohne Passierschein aus dem Lager entfernt zu haben.»

«Und was gab es in den anderen Zellen?»

«In einer hielten sie einen russischen Kollaborateur fest, einen Mann, der einen Bart trug und wie ein alter Bauer aussah. Ihn erwartete die Hinrichtung durch den Strang. Den Guards Offizier schien das alles irgendwie zu amüsieren, und er erzählte uns, dass gelegentlich Leute aus dem Lager hierherkamen und den Kollaborateur zu ihrem Amusement auf allen Vieren laufen liessen; dazu musste er bellen wie ein Hund.»

«Wer ist denn dafür verantwortlich? Die Russen oder die Guards?»

«Die Guards sind nur verantwortlich für den Schutz des Lagers, die Russen für die dort herrschenden Zustände. Aber ich muss schon sagen, dass ich sehr überrascht war», sagte Jim Raven in seiner anrührenden, nachdenklichen Art, «wirklich äusserst überrascht.»

Mit gekünstelter Zurückhaltung in der Stimme entrüstete sich Elizabeth Aitchen: «Alle sind sie wie Tiere, die Russen genauso wie die Deportierten. Das sind doch gar keine Menschen, und wir sollten sie auch nicht wie unsresgleichen behandeln.»

«Die Russen», sagte Jim Raven, «würden wahrscheinlich erklären, dass sie wegen der beschränkten Platzverhältnisse ihre Gefangenen gar nicht besser unterbringen können. Meiner Meinung nach liegt es doch auf der Hand, dass jeder Deportierte, der in deutscher Gefangenschaft war und für die Deutschen gearbeitet hat, sich in den Augen der Russen verdächtig machen muss; das ist schlimm, doch immerhin verständlich. Ich glaube aber auch, dass sie ihren Gefühlen für Kollaborateure ziemlich primitiv Luft machen.»

«Ich kann schon verstehen, dass die ihre Kollaborateure nicht gerade mit Samthandschuhen anfassen», meinte Arran, worauf Elizabeth Aitchen noch ihre Meinung über die Russen zum Besten gab; die könne man einfach nicht «an unseren Massstäben messen. Das sind eben keine zivilisierten Menschen.»

Arran reagierte ganz ruhig darauf: «Es ist sicherlich richtig, dass wir sie nicht an unseren eigenen Massstäben messen können. Wir müssen sie mit ihren Massstäben messen und zu verstehen versuchen, und erst wenn uns das gelingt, kommen wir weiter. Genau deshalb bemühe ich mich persönlich so sehr darum, mit ihnen auszukommen, und ich glaube auch, dass sich der Einsatz lohnt.»

«Und wie würden Sie sich denn gegenüber den Russen verhalten?» wollte Jim Raven wissen.

«Zuallererst würde ich ihnen so viel wie möglich von dem geben, was wir haben, also Lebensmittel, Kleidung, Ausrüstung jeder Art. Und Kühlschränke, Geräte für den täglichen Gebrauch, Uhren, eben alles, worauf sie so scharf sind. Und dann würde ich ihnen zeigen, wie sehr ich sie bewundere. Statt ihnen zu verkünden, wie zivilisiert wir sind und wie grossartig unsere Demokratie ist, würde ich ihnen zuerst einmal klarmachen, wie wertvoll ihre Erfahrungen für uns sind und wie wichtig es für uns ist, ihre Denkweisen zu verstehen. Gleichzeitig aber würde ich gewisse Dinge von vornherein klarstellen, ganz unmissverständlich und ganz hart.»

Danach schweifte unsere Unterhaltung etwas ab. Aber noch bevor sie richtig bei den Filmstars landete, war ich so unbedacht, sie wieder auf das Thema Deutschland zurückzulenken. Arrans Ansichten interessierten mich nämlich wirklich, und ich wollte ihm noch ein paar Fragen stellen.

«Nach meinem Eindruck wird der nächste Krieg hier und jetzt vorbereitet», sagte er. «Das muss übrigens nicht der Krieg sein, von dem jetzt alle reden, vom Krieg der Deutschen gegen den Rest der Welt. Es könnte ein ganz anderer Krieg werden.»

«Andererseits können wir ihn hier unterbinden», sagte ich.

«Aber Sie können doch niemals Kriege verhindern», meinte Elizabeth Aitchen. «Männer müssen von Natur aus kämpfen. Das sind doch gar keine Männer, die nicht kämpfen.»

Ihre Freundin vom Weiblichen Hilfsdienst pflichtete ihr bei: «Ich kann mir keine Generation von Männern vorstellen, die nie gekämpft haben und etwas taugen sollen», sagte sie und schaute mich dabei boshaft an.

«Noch ein Krieg würde unsere Zivilisation zerstören», sagte ich, «und deshalb müssen wir alles tun, damit er nicht stattfindet.»

«Aha», meldete sich da Aulach, «Sie sind also nach Deutschland gekommen, weil Sie glauben, Kriege könnten verhindert werden, indem man etwas gegen sie unternimmt, Lebensbedingungen verbessert, Kriegsgründe beseitigt, eine neue Welt plant, Vereinte Nationen gründet. Sie liegen völlig falsch damit und werden keinen Erfolg haben.»

«Ob ich mich im Recht oder Unrecht fühle, hängt nicht von Erfolgsgarantien ab. Vor allem will ich nicht, dass sich das, was wir hier sehen, ausbreitet. Ich will nicht, dass sich die ganze Welt in deutsche Trümmerlandschaften verwandelt, und was mich betrifft, glaube ich mein Bestes tun zu müssen, um dies zu verhindern.»

«Sie verschwenden Ihre Zeit», sagte Aulach. «Nichts kann es verhindern. Die Welt ist zum Untergang verurteilt, und Sie können der geschichtlichen Entwicklung nichts entgegensetzen.»

«Aber wir selbst sind doch die Geschichte, menschliches Bewusstsein ist Geschichte. Jeder, der den Köpfen seiner Zeitgenossen eine Idee einpflanzt, die sie gesellschaftlich aktiv werden lässt, hat den Lauf der Geschichte beeinflusst.»

«Genau da irren Sie sich gründlich. Die Geschichte hat nichts mit dem bewussten Willen von konkreten Menschen zu tun, und zwar aus dem einfachen Grund, weil es diesen bewussten Willen nicht gibt, der den Lauf der Dinge beeinflussen könnte. Geschichte ist die Entwicklung des seiner selbst nicht bewussten Geistes und Lebens der Menschheit; sie ist ein Strom, der aus der Vergangenheit kommt und in die Zukunft führt. Der Einzelwille von Männern und Frauen irgendeiner Epoche kann diesen Strom des Lebens nicht entscheidend umlenken. Jeder Einzelwille ist nur ein Strohalm, der fortgetra-

gen wird von diesem Fluss, dem unbewussten Leben der Gesamtheit der Menschen in Vergangenheit und Zukunft. Heute erleben wir, wie dieser menschliche Strom über eine Klippe stürzt und wir mit ihm. Dagegen ist nichts zu machen.»

«Auch wenn wir nichts tun können, sollten wir doch unser Bestes geben», sagte ich. «Die Vorstellung einer willensunabhängigen Geschichte ist für mich uninteressant. Wenn es eine solche Form von Geschichte gäbe, wäre ich dagegen. Es stört mich auch nicht, wenn man mein Geschichtsbild für altmodisch und überholt hält. Aber ich will alles tun, was in meinen Kräften steht.»

«Auch hier sind Sie wieder im Irrtum», sagte Aulach. «In einer Zeit wie der unsrigen gibt es nur eine Möglichkeit, mit aller Kraft gegenwärtig zu sein, in des Wortes ganzer Bedeutung zu existieren, indem wir nämlich in uns selber die Dynamik der Kräfte wahrnehmen, die unsere gesamte Zivilisation in die Zerstörung tragen. Ihre Sichtweise ist völlig oberflächlich, weil Sie ausschliesslich von der Idee eines bewussten Willens ausgehen. Das wiederum bedeutet, dass Sie Ihre innersten Kräfte unterdrücken, die Kräfte nämlich von Chaos und Zerstörung.»

Arran gelang es schliesslich, die Unterhaltung von diesen entmutigenden, finsternen Abgründen wegzusteuern. Es war seine Art, nicht mit Gästen zu streiten, sondern freundlich ihre Ansichten zur Kenntnis zu nehmen als Beiträge zu allgemein interessierenden Lebensfragen. Aulach hatte mich etwas aus der Fassung gebracht, weshalb ich mich auf mein Essen konzentrierte – immerhin das Beste, das in Bonn zu bekommen war. Als ich wieder inhörte, fragte Jim Raven Arran, ob er «Präsident Truman für ebenso unersetzbar halte wie man es von Roosevelt glaubte?» Worauf Arran mit seiner bedächtigen, prägnanten Stimme antwortete: «Wenn Mr. Truman eine grosse Tugend hat, dann die, dass er der am leichtesten ersetzbare Mann in Amerika ist.»

Danach diskutierten Arran und ich Bücher, die wir gerne schreiben würden (er hatte wohl gehört, dass ich schrieb, hatte aber nie etwas von mir gesehen). «Es gäbe ein gutes Buch zu schreiben über unser Leben hier draussen. Das muss keines über die grossen Probleme sein, sondern aus der genauen Beobachtung der Dinge, die sich heute ereignen, hervorgehen.»

Kurz nach dem Dinner brach ich auf, denn es war mein letzter Abend in Bonn. Von einem der Professoren hatte ich mich bereits verabschiedet, aber vergessen, ihm einige Bücher zurückzugeben. Ich wollte ihn unbedingt noch erreichen, bevor er schlafen ging. Ich war mir etwas unsicher, ob ich schon gehen sollte, weil ich sonst Aulach zurückgelassen hätte, den ich ja mitgebracht hatte. Deshalb schlug ich ihm vor, mich bis zum Haus des Professors zu begleiten.

Es war eine stürmische Nacht. Wir hatten noch kaum hundert Yards zurückgelegt, als es heftig zu regnen begann und wir uns in einer Bahnunterführung eine halbe Stunde lang unterstellen mussten. Als der Regen nachgelassen hatte, stürmte es immer noch und gewaltige Blitze erleuchteten die Stadt, die einen Augenblick später wieder in völliger Dunkelheit lag. Diese dramatischen weissen Blitzlichter liessen die Mauern der Ruinen flach wie grauer Karton erscheinen. Der Wind rurmorte in den Häuserhöhlen mit einem Geräusch von flatternden Stoffetzen und klapperndem Blech. Die dachlose Hälfte Bonns saugte mit einem schnurrenden Geräusch den Regen auf, der Räume überflutete und durch den stinkenden Schutt sickerte wie in einen Schwamm. Ein feuchter, schwerer und widerlich süsser Geruch stieg aus den alten Schutthaufen an der Strasse.

Diese dramatische Szenerie war ein trefflicher Hintergrund für Aulach, der ohne Pause und lauter als der Donner von sich erzählte. Er sei halb Jude, halb nordisch, und inkar-

niere deshalb die ideologischen Kämpfe des Dritten Reiches. Seine nordische Hälfte hasse seine jüdische; seine jüdische Hälfte versuche beständig, die nordische zu sabotieren. Seine nordische Seite sei kreativ, kühn, böse, grosszügig und rücksichtslos; seine jüdische dagegen analytisch und selbstzerstörerisch. Seine jüdische Seite hindere seine nordische daran, so rücksichtslos zu sein, wie sie es gerne gewollt hätte. Offenbar gab es in dieser Natur auch ein Über-Ich, eine Art dritten Aulach, der als distanzierter Bobachter über diesen beiden streitenden Parteien stand und bedingungslos Partei ergriff für den nordischen und gegen den jüdischen Aulach. Am meisten hasste er an seinem jüdischen Selbst die Gewohnheit, die Tätigkeiten seines edlen, furchtlosen, mystischen, kreativen, intelligenten nordischen Selbst in Frage zu stellen.

Aulach hielt die Juden nicht nur für unschöpferisch, sondern auch unfähig, zu irgendwelchen Schlussfolgerungen zu kommen, nicht einmal am Ende ihrer analytischen Untersuchungen. Ich gab zu bedenken, dass Einstein vielleicht schon zu bestimmten Schlussfolgerungen gelangt war. Einstein aber war seiner Überzeugung nach der destruktivste Geist des Zeitalters, weil er versucht habe, ein System jüdischer Ideologie zu errichten, um die Kristallisationen des nordischen Geistes zu unterminieren und damit jede unverrückbare Wahrheit unhaltbar zu machen.

In der Zwischenzeit schüttete es wieder. Die ganze Zeit über fürchtete ich, dass es zu spät werden würde für meinen Besuch bei dem Professor, weshalb wir einfach in den Sturm hinausliefen. Als wir an seinem Haus ankamen, war alles dunkel und nichts rührte sich, als ich das Tor öffnete. Schliesslich aber erschien er doch; er war bereits im Bademantel und überhaupt nicht amüsiert oder gar beeindruckt, als ich völlig durchnässt vor ihm stand; vielleicht trug auch die Tatsache, dass Aulach noch bei mir war, zu seiner Verstimmung bei. Er bat

uns nicht zu sich herein, sondern nahm die Bücher und sagte «Gute Nacht». Wieder wurde mir klar, dass er ein Mann war, der jeden Augenblick seines Lebens kunstvoll gestalten wollte und dem es sicherlich peinlich war, dass unsere letzte Begegnung vor meiner Abreise aus Deutschland unter solchen Umständen stattfand.

Auf dem Rückweg durch den Sturm erzählte Aulach einfach weiter, dass er in Heidelberg einer studentischen Gruppe angehört habe, die nächtelang über Philosophie diskutierte. Auf ihn war die Wahl gefallen, an einem bestimmten Jahrestag eine Rede zu halten, die bei den Nazis Anstoss erregte. Als Junge habe er sich am Rückgrat verletzt und eine Stahlstütze tragen müssen, habe aber immerhin ein Rennen gewonnen. Aulach erzählte und erzählte. Er war nicht dumm, er war auch nicht langweilig, aber ziemlich ermüdend. Warum hatte ich das Gefühl, dass er um Sympathie warb, obwohl ich ihm nie würde helfen können, wenn ich auch Zuneigung für ihn empfand und Anteilnahme? Diese Frage kann ich nur beantworten, indem ich mich von Deutschland abwende und über meine Beziehungen zu Menschen nachdenke, die keine Deutschen sind und nicht in Deutschland leben.

# ZWISCHENSPIEL IN FRANKREICH

(Mai, August und Oktober 1945)

## I

Die Völker der Welt stehen heute vor der Alternative, entweder eine neue Form friedlichen Zusammenlebens zu finden oder im Chaos zu versinken. Die Gesamtheit dessen, was wir unter Zivilisation verstehen, wird im Begriff der Potentialität erfasst, der unser Vermögen sowohl zu schöpferischem als auch zerstörerischem Handeln beinhaltet. Dieses Potential färbt auf unser gesamtes Denken ab. Die Schreckensbilder unserer Gegenwart und unserer Zukunft sind manchmal stärker als die unmittelbare Wirklichkeit.

Die Vorstellung des Weltendes ist uns vertraut. Wir haben keine Schwierigkeiten, uns unsere Heimatstädte genauso vernichtet vorzustellen wie es die Städte Deutschlands und Osteuropas bereits sind. In Wirklichkeit ist es oft schwerer, sich vorzustellen, dass dies *nicht* geschehen wird. Wir sind heute wie gebannt vom Gedanken der Zerstörung, und viele empfindlich reagierende Menschen, denen es in zunehmendem Mass schwerfällt, an einen Wiederaufbau zu glauben, geben sich dem Glauben an ein zerstörerisches Schicksal hin. Sie wollen keiner Gesellschaftsordnung und keiner materiellen Kultur angehören, deren Gesetze und physische Strukturen nur noch deshalb bestehen, weil ihre Vernichtung ein letztes Mal aufgeschoben wurde. Im inneren Leben der Menschheit ist eine Kraft herangewachsen, die unsere äussere Welt vollständig und endgültig verändern kann, so dass die Kräfte des Chaos oder der Ordnung jenes inneren Lebens unweigerlich ihren

Niederschlag in jeder zukünftigen vom Menschen gemachten Umwelt finden werden. Das ist der Grund, warum in der Literatur der Akzent sich immer mehr vom Machen auf das *Sein* verschiebt.

Der Mensch von heute sieht sich vor ein Entweder-Oder gestellt, das in der Vergangenheit höchstens von religiösen Denkern als Wirklichkeit verstanden wurde. Sie sahen das Leben aus der Perspektive der Ewigkeit, in der am Tag des Gerichts die Menschheit in Gut und Böse, Himmel oder Hölle geschieden wird. Heute aber stehen wir vor der Wahl, aus der Welt, in der wir leben, einen Himmel oder eine Hölle zu machen, und was immer wir wählen, wir entscheiden damit auch über das Schicksal der gesamten Zivilisation. Aber wir haben nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Pflicht der Wahl: wir müssen uns so oder so entscheiden und können uns nicht aus der Verantwortung davonstehlen.

Vor dieser Entscheidung zwischen Aufbau und Zerstörung finden wir uns unmittelbar nach dem Ende einer Epoche unserer Geschichte, in der Moral Privatsache zu sein schien und die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit sich nicht vor moralische Entscheidungen gestellt sah. Der beherrschende Wesenszug der modernen Industriegesellschaft war die Übertragung der Verantwortung von Königen und Aristokraten auf eine Regierung und danach von Regierungen, Klassen oder Nationen auf ein mechanisches Zusammenwirken von Kräften, die von Klassen- und Besitzinteressen gesteuert sind. Der Einzelne war nicht mehr verantwortlich für das, was in einer Welt geschah, in der Politik nur noch als die Steuerung vernetzter Handlungen verstanden wurde. In diesem System löste jede einzelne Aktion derart weitreichende und weltweite Rückwirkungen aus, dass sie sofort von den Folgen absorbiert wurde, die über ihre ursprünglichen Motivationen und Absichten hinausgingen. Statt einfach Könige oder Regierungen zu stürzen, versuchten jetzt

sogar Revolutionäre, die Macht von einem Interessenkomplex auf einen anderen zu übertragen. In einer Welt, in der der Einzelne keine Verantwortung mehr für die Gesellschaft hatte, konnte der Eindruck entstehen, eine Synthese aller konkurrierenden und von Eigeninteresse motivierten Handlungen würde zum Überleben der Tüchtigsten führen und den grössten möglichen Nutzen für die Menschheit hervorbringen. Die moderne Industriegesellschaft sah in der Idee der Evolution des Menschen aus dem Affen das Muster für ihre eigene Entwicklung.

In dieser Gesellschaft musste sich niemand wirklich verantwortlich fühlen für das, was um ihn herum geschah, auch wenn viele ein Gefühl der Schuld hatten für das, was sie ange richtet hatten und obwohl es viele Akte der Busse und auch Reformversuche gab. Kein Einzelner konnte die ganze Sündenlast der industriellen Revolution auf sich laden. Ein Heiliger Franziskus der *Rentier*-Klasse, der seinen ganzen Besitz den Arbeitern schenkt, hätte dadurch nur auf andere Art die Wirkungslosigkeit individuellen Handelns und die Unwirklichkeit persönlicher Verantwortung bewiesen. Aufgeklärte gesellschaftliche Unzurechnungsfähigkeit wurde unter Künstlern zum Kennzeichen intelligenter Anpassungsfähigkeit. Den Gedanken, die Literatur könne zu einer Veränderung der Gesellschaft beitragen, hielt man zum Beispiel für einfältig: Bücher können zwar die Herzen der Menschen bewegen, aber nicht einen gesellschaftlichen Automaten. Den Künsten blieb nur noch übrig, einige wenige Menschen davor zu bewahren, dem gleichen mechanistischen Denken ihrer Zeitgenossen zu verfallen, indem sie ihnen die Augen für andere Realitäten öffneten.

Heute befinden wir uns in einer völlig anderen Situation. Die gesellschaftliche Konfliktautomatik zwischen Interessen, Nationen, Klassen und Individuen, die ursprünglich den allgemeinen Fortschritt befördern und der Verbesserung der gesam-

ten gesellschaftlichen Abläufe dienen sollte: dieser gesellschaftliche Automatismus hat inzwischen selbst die Möglichkeit entwickelt, sich in einem mörderischen Konflikt zu zerstören – es sei denn, die Völker der Welt übernehmen mehrheitlich die bewusste und vollständige Verantwortung für die Lebensformen der Zukunft. Mit der Zustimmung aller Völker muss jetzt das Zusammenleben der Weltgemeinschaft auf eine neue Grundlage gestellt werden, um den Frieden zu sichern, und die Erhaltung des Friedens muss Vorrang haben vor allen nationalen Interessen. Wir müssen unsere Welt für die Erfordernisse einer künftigen umfassenden Friedensordnung gestalten, nicht mit Rücksicht auf die angeblichen Zwänge der bestehenden Verhältnisse. Der dazu erforderliche Schritt will uns beinahe unmöglich erscheinen, nachdem wir uns daran gewöhnt haben, in allen unseren Vorkehrungen nur die Selbstregulierungen bestehender Interessen zu sehen, die man in einem Koordinatensystem von Macht und Geld für kalkulierbar hält. Stattdessen müssen wir das umfassende *menschliche* Interesse über die bestehenden Macht- und Besitzinteressen stellen, jetzt, wo wir es fast aufgegeben haben, Politik noch als Politik für die Menschheit zu verstehen.

Heute begreifen wir, dass das, was in den Köpfen der Menschen vorgeht, schlimme Auswirkungen auf ihre Umwelt haben kann. Der nihilistische Alptraum des Faschismus ebenso wie die Waffen, mit denen er besiegt wurde, haben das gezeigt – und zwar in einem Ausmass, das selbst noch den Faschismus als Kindertraum erscheinen lässt. Wir nähern uns einer geschichtlichen Phase, in der das menschliche Bewusstsein in seiner Gesamtheit den Zustand unserer Welt und die zukünftige Entwicklung der Menschheit – wenn wir wollen, dass sie überlebt – beeinflusst und für sie verantwortlich ist. Dies trifft in einem Ausmass zu, das unvorstellbar war in jenen Tagen, als

man noch von der Unbeherrschbarkeit der Natur und der *Dinge* überzeugt war. Die Macht des Menschen über die Natur wird in ein Stadium eintreten, in dem unsere Wünsche und Phantasien plötzlich in Potentiale des Guten und des Bösen verwandelt werden können, Potentiale, die ausreichen, die bestehenden Verhältnisse entweder völlig auf den Kopf zu stellen oder sie endgültig zu zerstören. Hitlers Geheimwaffen und die Atombombe der Alliierten, gegen die es keinen Schutz mehr gibt, kündigten zum erstenmal diese neue Entwicklungsstufe an.

Bis 1946 war ‚Verteidigung‘ das geheime Lösungswort der Menschheit. Der Mensch konnte sich in der Vergangenheit immer gegen die extremen Folgen seiner chaotischen inneren Natur schützen, entweder durch die Unfähigkeit, seine eigenen Massstäbe der Wirklichkeit aufzuzwingen oder durch seine Fähigkeit, Gegenmassnahmen zu entwickeln, mit denen er die Auswirkungen seiner eigenen Gewalt neutralisieren konnte. In der Vergangenheit gründete sich die religiöse Lebensauffassung auf die Annahme, dass der Kampf zwischen Gut und Böse das gesamte Leben eines Menschen bestimmt, ohne dass einer Seite der entscheidende Sieg gelingen kann. Zu diesem entscheidenden Sieg kommt es erst im Leben nach dem Tod. Heute treten wir in ein Stadium ein, in dem wir uns selbst ausgeliefert sind, in dem die Natur dem Menschen ausgeliefert ist und in dem die Vision eines Jüngsten Tages in einem Leben nach dem Tode sich plötzlich als Wirklichkeit hier und heute herausstellt.

Kein Wunder, dass viele Menschen den Eindruck haben, unsere Zivilisation sei in ihre letzte Phase eingetreten, sie sei wie König Lear auf der Heide. Wenn es für den Menschen möglich ist, das Wort *Finis* auf seine Welt zu schreiben, dann scheint es, nach allem was wir über ihn wissen und was um uns herum geschieht, unwahrscheinlich, dass man ihn daran

hindern kann. Hinzu kommt, dass diese Zeit der Apokalypse, in der wir uns befinden, so fremdartig und so neu für uns ist, so reich an Vernichtungs- und Schöpfungspotentialen, dass wir uns nicht so schnell an sie gewöhnen können. Sie blendet und ermüdet uns mit ihrem grellen Licht, in dem wir uns selbst (und *die anderen* uns) ungeschminkt und realistisch sehen. Die Städtebewohner dieser Welt wissen, dass ihre Städte von einem Augenblick zum anderen von Stein auf Stein zusammengehalten werden – durch einen Akt des Glaubens oder weil der Tag der Abrechnung einfach hinausgeschoben wird.

Die Glücklichen, die die Schreie der Gefallenen und der durch Europa wandernden Herden der nicht so Glücklichen hören, fragen sich, warum gerade sie Glück gehabt haben und wie lange es ihnen noch treu bleiben wird. Sie werden immer auf die Erkenntnis zurückgeworfen, dass die inneren Bewegkräfte unserer Existenz sich plötzlich als jene entscheidenden Mächte offenbaren, von denen die äussere Zukunft der Zivilisation abhängt – und zwar genau in dem Augenblick, in dem die Menschen begannen, sich mit der systematischen Entfaltung der Wissenschaften über den Verfall ihres geistigen Lebens zu trösten. In uns Menschen schienen sich alle jene uralten Prophezeiungen von brennenden Städten, überirdischen Kräften und der letzten Entscheidung zwischen Gut und Böse erfüllt zu haben, Prophezeiungen, die unmissverständlich den Weg in zwei grundverschiedene Welten weisen: eine, die in einer Feuersbrunst versinkt und eine andere, die die Schöpfung des menschlichen Geistes ist.

## II

So finden sich die Menschen in einer Situation, die Einigkeit und Verantwortungsbereitschaft erfordert – zu einem Zeitpunkt, in dem die westliche Zivilisation in einzelne Völker auseinandergefallen ist, die nach fünf Jahren Krieg unter völlig verschiedenen Bedingungen und fast völlig isoliert voneinander leben. Ihre jeweilige Lage ist unterschiedlich, alle aber stehen unter derselben Bedrohung, und für alle gibt es nur einen Weg aus der Gefahr. Das besiegte Deutschland und das ruinierte Polen sind auf dem Weg in die Vernichtung tiefer gesunken als alle anderen. Unter diesen Ländern sind einige, insbesondere Amerika, durch ihren Sieg und ihren Wohlstand so herausgehoben, dass sie ein Verständnis für die Lage der zerstörten Länder kaum aufbringen können. Die zerstörten Länder sind wahrscheinlich näher an der Wirklichkeit unserer Zeit; nämlich der Notwendigkeit, von Grund auf eine neue Welt entwerfen zu müssen, in der Stunde Null einen Neuanfang zu machen.

Nach diesen fünf Kriegsjahren und dem Zusammenbruch jeder Kommunikation waren die Staaten voneinander isoliert wie nie zuvor durch das, was ihnen widerfahren war; noch nie haben sie aber so vollständig die gleiche Realität geteilt.

Man könnte heute die Länder der Welt mit Uhren vergleichen. Jedes Land zeigt eine andere Zeit an, aber neben den jeweiligen Landeszeiten gibt es eine Weltzeit, die von einer einzigen Uhr bestimmt wird, an der eine Zeitbombe befestigt ist. Wenn die Länder der Welt ihre Zeit und ihren Realitätssinn nicht mit der Weltuhr synchronisieren können, geht die Bombe wahrscheinlich hoch. Hoffnung besteht für die Welt nur noch in der Einsicht vieler Menschen in vielen Ländern, etwa gleich nahe vor der Katastrophe zu stehen, einer Katastrophe, die alle erfassen würde, wenn man sie zuliesse. Nur diese Erkenntnis,

dass Reiche und Arme, Sieger und Besiegte, Sozialisten und Kapitalisten durch den gleichen Zeitabstand von einem Ereignis getrennt sind, das unsere Zivilisation auslöschen wird, kann uns retten.

Die Länder der Welt sind voneinander durch ihre je eigenen Erfahrungen getrennt. Das Bewusstsein dieser Erfahrungen lässt die Welt jedoch transparent werden. Durch unsere eigenen Erfahrungen blicken wir auf die Erfahrungen der anderen. Sie und wir werden austauschbar, denn was uns widerfahren ist, könnte auch ihnen widerfahren. In den Strassen von London und Paris erkennen wir die Strassen von Hamburg und Warschau wieder. Und doch ist es leichter, sich ganz Paris in Ruinen als Berlin wieder aufgebaut vorzustellen.

Die Tatsache, dass einige europäische Städte noch existieren, kommt einem Wunder gleich, das auf subtile Weise die Emotionen des Reisenden verstärkt. Ein Franzose, der heute durch England reist, wird nicht nur spüren, dass dieses Land über lange Jahre das Bollwerk eines noch nicht restlos besiegten Europas war, solange wir durchhielten, sondern auch, dass das physische Überleben von neun Zehnteln der Londoner Bevölkerung einen Sieg über das Chaos darstellt. Und die Unberührtheit von Paris vermittelt sich dem englischen Besucher mit einer Kraft, die aus mehr als nur ihrer materiellen Präsenz herrührt.

Aber hinter London, Paris, Prag und Athen stehen jene schattenhaften Gespenster der untergegangenen Städte Deutschlands, die auch zur Seele Europas gehören, das sich jetzt unübersehbar im Chaos aufgelöst hat. Ihr Ruin beschränkt sich nicht allein auf die Städte selber, sondern breitet sich wie eine Pestepidemie der Verzweiflung über ganz Europa aus und schlägt überall Wurzeln; sie ist die finstere Vorahnung des Abgrunds, der bereits in uns selber ist, von dem wir uns aber noch abwenden können.

### III

Nach dem Krieg besuchte ich Frankreich zum ersten Mal im Mai 1945 wieder. Man hatte mich eingeladen, im Rahmen einer Reihe von Wiederbegegnungstreffen zwischen französischen und britischen Intellektuellen unter der Schirmherrschaft des British Council einen Vortrag zu halten. Verantwortlich für meine Betreuung war Austen Gill, der damalige Direktor der Pariser Zweigstelle des British Council. Mit sehr viel Einfühlung ermutigte er mich, meinen Besuch nicht so sehr als öffentliche Verpflichtung, sondern als Gelegenheit zu verstehen, persönliche Kontakte herzustellen.

Ich folgte seinem Rat und verbrachte die ersten beiden Tage damit, Paris wiederzuentdecken und besuchte niemanden. Ob Paris die schönste Stadt der Welt sei, ist eine müßige Frage. Sicher ist es die Stadt der Moderne, deren Schönheiten spontan und inspirierend wirken, ohne nur die zufällige Anhäufung schöner Dinge zu sein wie die meisten anderen schönen Städte Europas; natürlich gibt es die auch in Paris, vor allem im Quartier Latin. In überraschenden Epiphanien kommt uns Paris entgegen und entzieht sich dann wieder mit seinen zusammenlaufenden und strahlenförmig auseinandergehenden Avenuen. Paris bereitet dem Auge Freuden, die man wie kleine Triumphe empfindet, weil man beim Betrachten glaubt, ihre Entstehung zu kennen; seine Schönheit ist allgegenwärtig, als Ausdruck einer Idee, als wundervolle Lösung klar formulierter Probleme. Diese Stadt ist unerschöpflich anregend für ihre Bewohner und Besucher, weil sie unablässig die Möglichkeit zu suggerieren scheint, man könne selber gestalten und schaffen in einem Idiom und mit Materialien, die den Möglichkeiten unserer Tage so durchaus entsprechen. Es gehört eben nicht einem Zeitalter an, dessen Möglichkeiten nicht mehr die uns-

rigen sind, wie die Akropolis oder Venedig. Paris ist eine Stadt, die unerschöpflicher Gesprächsstoff bleiben wird und die uns in eine schöpferische Stimmung versetzt. Die Pariser lassen sich von ihrer Stadt weder überwältigen noch ist sie ihnen lediglich stillschweigend und kommentarlos hingemommener Hintergrund. Sie erleben Paris mit geniessenden Augen, erhaschen Blicke auf die Stadt wie auf eine ahnungslose Frau in Augenblicken verführerischer Schönheit, empfangen von ihr geistige, schöpferische Anregungen.

Ich weiss nicht mehr, in welchem Saal ich in schlechtem Französisch meinen Vortrag hielt über *Die Krise des Symbols in der Dichtung*, Ich versuchte darzulegen, dass in der Dichtung vor der industriellen Revolution ohne Weiteres auf höfische und kirchliche Symbole wie die Königskrone und das Kreuzifix zurückgegriffen werden konnte, in denen die Ideen von Kraft und Herrlichkeit in dieser und der nächsten Welt vereinigt und verdichtet wurden. Wenn man heute diese Symbole verwendet, beziehen sie ihre Kraft nur noch aus ihrem früheren Gewicht, das sie in unserer Zeit der konstitutionellen Monarchie und Wissenschaftsgläubigkeit verloren haben. Unsere moderne Welt der Macht verwendet eine spezialisierte, technische Sprache, in der es keine öffentlichen Symbole mehr gibt, in denen verschiedene Ideen nach Art der alten Symbole miteinander verschmolzen sind. Hinzu kommt, dass diese alten Symbole schwach geworden sind, weil wir sie mit den Institutionen assoziieren, die heute viel von ihrem Einfluss verloren haben. Als Beispiel zitierte ich Thomas Hardys Gedicht *The Oxen*, Ochs und Krippe der Weihnachtsgeschichte kann Hardy nicht mehr als verbindende Symbole erleben, in denen Kraft und Herrlichkeit einer jenseitigen Welt als Tröstung in die unsere übertragen werden. In unserer Welt der Spezialisierung gibt es keine solchen Symbole mehr (es sei denn, die Atom-bombe); so erklären sich die kühnen Versuche der Dichter, ent-

weder eine moderne Szenerie von Fabriken und Slums symbolisch zu verwenden, oder reine, losgelöste Symbole zu erfinden, die ohne Bezug zu Vergangenheit oder Gegenwart, und nur noch Objekte der Betrachtung sind, an die sich Bedeutungen heften wie an die Bilder im Kristall eines Hellsehers.

Der Vortrag, in dem ich versuchte, moderne Dichtung unter diesem zentralen Aspekt zu erörtern, war eine merkwürdige Erfahrung für mich. Es fing damit an, dass mich der Vorsitzende mit überschwenglichen, mir peinlichen Worten begrüßte. Während er sprach, versuchte ich, mir über die Gefühle klar zu werden, die diese Art von Begrüßung in mir auslöste. Ich merkte, wie ich mich innerlich von dem entfernte, was er sagte. Er sprach gar nicht über mich, und ich hatte ein Gefühl, als säße ich nicht unter den Zuhörern und als spräche er über eine ganz andere Person. Er redete gewissermassen über eine Rolle, die auszufüllen man nicht ernsthaft von mir erwarten konnte, als deren Darsteller mich die Zuhörer aber respektierten. Solange er sprach, kam ich mir vor wie ein Schauspieler, der in den Kulissen auf seinen Auftritt wartet.

Die gesellschaftliche Stellung eines Schriftstellers, insbesondere eines Lyrikers, ist merkwürdig. Während des Krieges hatte ich erlebt, dass die Berufsbezeichnung ‚Schriftsteller‘ und seine wirtschaftliche Position eine Leerstelle bezeichnen, die unser Gesellschaftssystem nur mit Widerwillen akzeptiert. Drei Beispiele mögen dies illustrieren. Für meinen Pass hatte ich unter *Personenbeschreibung* als Berufsbezeichnung *Dichter und Journalist* angegeben, was auch so in den Pass übertragen wurde, dann aber mit einem Stempel gelöscht worden war, über den man *Regierungsbeamter* eingetragen hatte. Das zweite Beispiel stammt aus den ersten Kriegsjahren, als ich mich um eine Stelle im Informationsministerium bewarb. Diese Bewerbung blieb deshalb erfolglos, weil der Offizier, der mich interviewte, entdeckte, dass ich nie irgendein Examen

abgelegt hatte und mir deshalb die Qualifikation fehlte, Zeitungsausschnitte zusammenzustellen, worin der ganze Job bestanden hätte. Danach bewarb ich mich um eine Stelle bei der AMGOT (Allied Military Government of Occupied Territory), deren Aufgabe es war, Deutschland die britische Politik zu vermitteln. Beim Einstellungsgespräch mit einer Kommission aus Vertretern des Kriegsministeriums, der Erziehungsbehörde, des Informationsministeriums und vielleicht noch zwei anderen Behörden, sagte der Vorsitzende zu mir: «Wir haben den Eindruck, dass Sie eine Person sind, die es nirgendwo lange aushält» – sie hatten gehört, dass ich nur Bücher schrieb und nicht «ernsthaft» als Journalist arbeitete. So blieb ich während der meisten Zeit meines Kriegsdienstes Feuerwehrmann. Daran ist nichts Ungewöhnliches, aber es hätte die einführenden Worte zu meinem Vortrag über die überragende Bedeutung moderner Dichter für unsere Zivilisation doch reichlich seltsam klingen lassen, hätte ich nicht für mich entschieden, dass diese Worte überhaupt nichts mit mir zu tun hatten.

Zu einem ungewöhnlichen Ereignis wurde mein Vortrag auch dadurch, dass unter den Zuhörern mehrere Leute waren, die ich kannte, aber seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Da waren Sylvia Beach, die Verlegerin von James Joyce und Inhaberin der Buchhandlung «Shakespeare & Co.» in der Rue de l'Odéon; sie war in Begleitung ihrer Freundin Adrienne Monnier erschienen, die ebenfalls eine berühmte Buchhandlung besass, und zweier junger Männer, die ich zwar nicht persönlich kannte, die ich aber auf Grund von Beschreibungen identifizieren konnte, nämlich Maurice Saillet und Michel Cournot. Im Publikum sass auch Madame Ghisa Drouin, die früher Ghisa Soloweitschik hiess, und die ich 1930 kennengelernt hatte, als ich zur gleichen Zeit wie Christopher Isherwood

in Berlin lebte. Isherwood und ich waren jeden Sonntag zum Mittagessen bei ihr und ihren Eltern zu Gast; Isherwood hat die Familie in seiner Geschichte *The Landauers* beschrieben. Nach jedem Sonntagsessen steckten sie uns Obst in die Taschen, weil sie glaubten, wir seien am Verhungern. Isherwood klagte nämlich immer über seine extreme Armut, obwohl er in seiner Erzählung es so darstellt, als habe er es Fräulein Landauer (in Wirklichkeit Ghisa) übelgenommen, dass sie ihm Dinge gab, die er gar nicht wollte. Am Ende der *Landauers* beschreibt Isherwood, wie Fräulein Ghisa durch die Begegnung mit ihrem Verlobten, Monsieur Drouin, verwandelt wurde: auch er sass neben ihr im Publikum. Kurz vor dem Krieg hatte ich die Drouins noch einmal in Paris getroffen. Es war ein angenehmer Abend, in dessen Verlauf wir über den drohenden Krieg sprachen. Damals meinte Drouin, für uns Engländer sei es «leicht vom Widerstand gegen die Nazis zu reden. Es ist aber vor allem Frankreich, das unter diesem Krieg zu leiden haben wird, genau wie im letzten. Und Frankreich wird zerstört werden. England wird nicht in Mitleidenschaft gezogen.»

Unter den Zuhörern entdeckte ich auch meine Übersetzerin Marcelle Sibon, die schon viele Jahre vor dem Krieg heroisch, aber erfolglos versucht hatte, meine Werke in Frankreich bekannt zu machen. Irgendwie, dachte ich, muss dieses Ereignis heute ein Triumph für sie sein. Zum letztenmal hatte ich im Sommer 1940 von ihr gehört, während der Invasion Frankreichs, als sie auf der Flucht vor den deutschen Armeen war. Damals schrieb sie, sie könne nie wieder die geringste Sympathie für die Deutschen empfinden, nach allem was sie erleben musste. Dann war da der Dichter Patrice de la Tour du Pin, mit dem man mich unmittelbar vor der Veranstaltung bekanntgemacht hatte und von dem ich wusste, dass er während des Krieges in einem Gefangenenlager gesessen hatte. Ausserdem der

Kritiker Henri Hell, der Assistent von Max Pol Fouchet, dem Herausgeber der Zeitschrift *Fontaine*, deren in Algerien erschienene Nummern während des Krieges eine Ermutigung für alle Schriftsteller der Welt waren, die die Sache der Freiheit unterstützten. Ich hatte Fouchet oft während seines Besuches in London im Jahre 1943 gesehen, als er für *Fontaine* ein Sonderheft über englische Literatur vorbereitete. Im Publikum war auch Professor Bonnerot, Professor für Englische Literatur an der Sorbonne, der viel dafür getan hat, französische Leser mit englischer Dichtung bekannt zu machen und der während des Krieges in geheimem Briefwechsel mit Charles Morgan stand.

So hatte jeder dort seine Geschichte, die während der langen Jahre der Dunkelheit und des Krieges unsichtbar auch mich erreichte und berührte. Über dem Treffen lag eine Stimmung der Versöhnung, die nichts mit der Rede des Gastgebers, nichts mit meinem Vortrag zu tun hatte, obwohl wir beide versuchten, das zu tun, was von uns verlangt wurde. So vieles war inzwischen geschehen, so vieles gab es zu erklären. England war nicht unversehrt geblieben. Statt Frankreich zu opfern und Frieden mit Deutschland zu schliessen, hatte es über lange Monate die Hauptlast des Krieges getragen. In den Augen vieler Franzosen war England zum Retter einer Idee geworden, für die sich, so schien es, in früheren Kriegen allein die Städte und die Erde Frankreichs und Belgiens eingesetzt hatten. Auf dieser Basis war Verständigung zwischen uns möglich, aber es gab ja noch so viele persönliche Bindungen zwischen uns, die sich während des Krieges vertieften, auch wenn wir uns nicht sehen konnten. Wie oft habe ich an Patrice de la Tour du Pin gedacht, wenn ich seine Gedichte las und nachdem ich erfuhr, dass er in Gefangenschaft war, wie oft an Sylvia Beach und die Herausgeber von *Fontaine*. In einem Tagebuch von 1943 hatte ich mir aus *Fontaine* einige Anmerkungen über Lyrik

herausgeschrieben, von denen ich jetzt erfuhr, dass sie von Henri Hell stammten, der einer meiner besten Freunde in Frankreich wurde. Seit vier Jahren schon war mir sein Denken vertraut gewesen; nur durch Bande des Gebets hatte ich mit den Freunden in Frankreich und im übrigen Europa Verbindung gehalten. Jetzt erwarteten diese Freunde von England, dass es noch einmal den richtigen Ton fände wie 1940, um Europa zum zweitenmal aus dem Abgrund zu führen.

#### IV

Die ersten, deren Gastfreundschaft ich genießen durfte, waren die Drouins, und ich glaube, sie waren auch die letzten, bei denen ich vor sechs Jahren zum Essen eingeladen war.

Dieses Essen war einfach zu gut für mich mit seinen fünf Gängen, deren Zutaten so schwer zu bekommen waren. Es war ein überaus erfreulicher Abend: Monsieur Drouin sass zu meiner Rechten am Kopf der Tafel, Ghisa zu meiner Linken, und ihr kleiner elfjähriger Sohn mit seinem intelligenten, mutwilligen Schülergesicht sass mir gegenüber. Aber es gab auch Schatten, und das lag nicht nur daran, dass alle so viel älter und verbrauchter aussahen. Die Drouins erzählten mir, dass sie eines ihrer Kinder zu Freunden aufs Land hatten schicken müssen, nach all der Anspannung und Aufregung der letzten Jahre. Natürlich unterhielt ich mich mit Ghisa über die guten alten Zeiten in Berlin und über Isherwood.

Unvermeidlich kam das Gespräch auf die Deutschen in Paris. Während der gesamten deutschen Besatzung musste Ghisa als Jüdin den Davidstern tragen und durfte in öffentlichen Parks nur auf eigens ausgewiesenen Bänken sitzen.

In der Metro musste sie in dem für Juden und Neger vorgesehenen Waggon stehen. Der aber sei stets überfüllt gewe-

sen, weil es immer Leute gab, die absichtlich hier einstiegen, um den Juden ihre Anteilnahme zu zeigen.

Die Pariser spielten den Nazis Streiche. Eines Tages zum Beispiel liefen viele Hunde in Paris mit einem Judenstern herum.

Ghisa durfte nur zu festgesetzten Stunden am Vormittag Geschäfte besuchen, natürlich immer mit dem Davidstern. Um ihre Familie versorgen zu können musste sie jedoch diese Regelung missachten und ohne den Davidstern Besorgungen machen; wäre sie dabei ertappt worden, hätte das die Deportation bedeutet. Als wir gerade anfangen, über die Deportationen zu reden, unterbrach uns der kleine Georges und erzählte, wie man einen seiner Schulkameraden zusammen mit seiner Grossmutter deportierte und dass man nie mehr etwas von ihnen gehört habe. Sein Gesicht veränderte sich dabei so, dass wir rasch das Thema wechselten und über andere Dinge sprachen.

Ich erzählte ihnen von unserem Leben in England, über meine Arbeit, dass Auden und Isherwood nach Amerika gegangen waren und so weiter. Aber ich spürte die ganze Zeit, dass etwas Irreparables geschehen war und alles verändert hatte. Wir konnten dieses Gefühl der Veränderung teilen, weil uns bewusst war, dass das Leben unter dem unerbittlichen Gesetz der Vernichtung und der Perversion der menschlichen Natur stand. In der ganzen Welt hatten die Nazis einer Generation von Menschen beigebracht, dass sie nicht mehr jung waren und dass es für sie die Hoffnung der Jugend nicht mehr gab.

Wenn die Menschen in den besetzten Ländern von den Deutschen sprechen, glaubt man manchmal, Seufzer der Wut und Verzweiflung zu hören. Dann wird einem plötzlich bewusst, dass die Nazis nur auf Vernichtung aus waren und dass ihr Vernichtungsprogramm auch für die Deutschen selber die Möglichkeit der Vergebung ausschloss. Diese Kinder des Bö-

sen waren entschlossen, sich in die Verdammnis zu stürzen und die siebzig mal sieben Sünden zu übertreffen, die unserer Menschennatur vergeben werden können. Wenn man heute in Europa mit Nicht-Deutschen über die Deutschen redet, könnte man glauben, nicht mehr über menschliche Wesen zu reden, sondern über das Ungeheuerliche, das Unaussprechliche schlechthin – über das, was Hunderte von Menschen in ganz Europa niemals mehr erwähnt hören wollen.

«Wie haben sie sich denn benommen?» fragte ich einmal Marcelle Sibon, «seid Ihr über sie gestolpert, wenn sie wie die Amerikaner stockbesoffen auf der Place de la Concorde lagen?» «Nein, nein, sie waren überhaupt nicht wie die Amerikaner. Sie waren vollkommen korrekt, vollkommen korrekt.» Sie lachte kalt auf: «Nur dass man jeden Morgen in der Metro grosse, schön gedruckte Plakate mit Buchstaben wie aus einer Luther-Bibel sah, auf denen die Namen von etwa dreissig Franzosen standen, die sie im Morgengrauen erschossen hatten.» «Machten sie denn einen glücklichen Eindruck?» fragte ich. «Vielleicht am Anfang», meinte ein anderer, «1940, als sie zu triumphieren schienen, auch über unsere Herzen. Aber danach, während dieser ganzen Jahre, machten sie einen unbegreiflich erbärmlichen Eindruck. Manchmal fiel es schwer, sie nicht zu bemitleiden», sagte die französische Stimme voller Verachtung.

Zu den Hinterlassenschaften der Deutschen zählt auch die Korruption. «Vier Jahre lang haben wir uns eine Tugend daraus gemacht, die Deutschen hinters Licht zu führen», sagte Professor Bonnerot, und seine Stimme klang traurig. «Jetzt, wo sie weg sind, muss man leider sagen, dass wir uns selbst betrügen. Wir beneiden euch Engländer, weil Ihr den Gemein-sinn der Verantwortung besitzt, den es in unserem Land offenbar nicht gibt.» Zur Drachensaat, die die Deutschen in Frankreich gesät hatten, gehörte neben der Korruption auch ein all-

gemeines Misstrauen und die Ungleichheit der Besitzverhältnisse. Die Leute verdächtigten sich gegenseitig der Kollaboration; niemand wusste, woher die grossen Geldbeträge kamen, über die viele Leute verfügten. Bevor sie aus Frankreich abzogen, hatten die Deutschen das Land mit Papiergeld überflutet. Mitten in Armut und Verzweiflung gab es viele Leute, die Geld hatten, für das es keine Erklärung gab. Um dem einen Riegel vorzuschieben rief im Mai die Regierung alle Banknoten über einem bestimmten Wert innerhalb einer bestimmten Frist zurück zum Umtausch gegen eine neue Währung. Ausserdem musste jedermann Herkunft und Menge seines Geldes erklären. Kurz vor dem Stichtag kauften viele Leute noch Bücher, Möbel und andere Wertgegenstände mit grossen Scheinen.

Frankreich ist ein Land, in dem jeder vor seinem eigenen Gewissen und in den Augen der Nachbarn zur Verantwortung gezogen wird für seine Rolle während des Krieges. Auf Kollaborateure oder Leute, die man der Kollaboration verdächtig, macht die Gesellschaft geradezu Hetzjagd, obwohl viele Franzosen immer noch die Vorteile ihrer Kollaboration geniessen. Ein englischer Besucher wird ständig davor gewarnt, mit diesem oder jenem Kontakt aufzunehmen. Und wenn er eine Einladung angenommen hat, merkt er hinterher mitunter, dass er ein wenig vom Prestige Englands an jemanden weitergereicht hatte, der früher grosse Vorteile aus dem Prestige Deutschlands zog. Paris ist voller solcher gesellschaftlicher Risiken, und je höher die Gesellschaftskreise sind, in denen man verkehrt, desto mehr Leute trifft man, die sich kompromittiert haben.

## V

Bei allen Begegnungen spürte man, dass sie vor einer Kulisse aus fünf Jahren Krieg, Bitterkeit und Korruption stattfanden. In allen persönlichen Beziehungen aber schien mir das Gefühl der Versöhnung zu überwiegen – es wurde für mich geradezu zu einer Offenbarung französischen Wesens. Jeder, den ich traf, versuchte klarzustellen, zu erklären, sein Bestes zu geben und alles zu tun, um sich verständlich zu machen. Weniger denn je schienen zwischen den französischen Schriftstellern und mir Barrieren der Sprache, der Nationalität und vor allem jener Gleichgültigkeit zu existieren, die sich der Einsicht verschliesst, dass gegenseitiges Verstehen einer Anstrengung bedarf. Vor allem bei denen, die ein gewisses Mass an Reife und Erfolg erlangt haben, konnte diese Gleichgültigkeit trennend sein.

Während meines Aufenthalts in Frankreich bin ich den verschiedensten Leuten begegnet; sie alle verband das Bedürfnis, sich mitzuteilen und auszutauschen.

Das Erlebnis der Begegnung verbindet sich in der Erinnerung manchmal mit einem Gesichtsausdruck, wie zum Beispiel dem erwartungsvollen, offenen, freundlichen Gesicht von Patrice de la Tour du Pin, der mir von seiner Gefangenschaft in Deutschland erzählte, oder von seinem Haus auf dem Land, wo er allein mit seiner Frau lebte und in dem er seine Gedichte schrieb; von ihrem kleinen Kind und so weiter. Natürlich erzählte auch er von Schwierigkeiten und Entmutigungen, aber immer mit einer solchen Freundschaft in den Augen, dass er eine gleichsam schöpferische Heiterkeit ausstrahlte, die der Grundeinstellung entsprang, alles im Leben sowohl ernst als auch als Scherz eines Geschichtenerzählers zu betrachten. Manchmal blieb die Grosszügigkeit in Erinnerung, etwa die eines Gastgebers, der sein Sofa versetzt hatte, um das Mittag-

essen bezahlen zu können; manchmal war es die Ernsthaftigkeit, mit der jemand versuchte, seine Lage verständlich zu machen, wie François Ponge zum Beispiel. Er schreibt Prosagedichte, die die Ruhe und Objektivität von Stilleben in Worten ausstrahlen. Er erklärte mir, dass Rhythmus und Musik unwichtig seien (eine Auffassung, die ich nicht teilen kann); entscheidend sei die Kristallisation von Bedeutungen im Umkreis eines Objekts, um das ein Gedicht zentriert ist: «Ob man nun Ponge oder Spender ist, und selbst wenn man dreissig Versionen eines Gedichtes schreibt: keine einzige darf nachlässig geschrieben werden, weil auch nur eine unachtsame Wendung, eine ungenaue Beobachtung, das Risiko heraufbeschwört, in die endgültige Fassung einen falschen Ton zu tragen.» Denkwürdig war auch meine Begegnung mit Loys Masson, Katholik, Kommunist und Lyriker aus Mauritius. Er gehörte während des Kriegs der Resistance an und er erzählte mir, wie er zum Kommunisten wurde, nachdem er erst unter den Eingeborenen und dann in Frankreich erlebt hatte, wie die Arbeiter tyrannisiert wurden. Und in Erinnerung wird mir die grosse Versöhnlichkeit bleiben, mit der er über das deutsche Problem sprach; er war davon überzeugt, dass es Deutsche geben musste, die die Dinge ähnlich wie wir sahen und dass es schliesslich wieder zu einer Zusammenarbeit zwischen Deutschland und dem übrigen Europa kommen müsse.

Loys Masson war ein Typ des französischen Kommunisten, dem ich bisher noch nicht begegnet war. Er wirkte völlig vernünftig, undogmatisch und aufgeschlossen. Er hasste Gewalt und Diktatur, war aber gleichwohl überzeugt, dass ohne eine gewaltsame Verlagerung der Macht aus den Händen ihrer derzeitigen Inhaber in die der Arbeiter es unmöglich sein würde, die Lage der Arbeiter und insbesondere der Farbigen entscheidend zu verbessern. Er war sich der Berechtigung der

Kritik an Russland bewusst, hielt dem aber entgegen, dass man den französischen Kommunismus nicht wegen Russland verurteilen dürfe. Die Russische Revolution, sagte er, sei in ihren Hauptmerkmalen und Ergebnissen typisch russisch.

Die Franzosen könnten auf eine grosse Tradition individueller Freiheit zurückblicken, und er glaube nicht daran, dass eine kommunistische Regierung in Frankreich diese Tradition unterdrücken könne. Ich sei mir sicher, antwortete ich, dass er in gutem Glauben spreche; ich hielt es auch für wahrscheinlich, dass viele französische Kommunisten ebenso dachten wie er. Es war mir aufgefallen, dass viele Franzosen, selbst wenn sie nicht Mitglieder der Kommunistischen Partei waren, die Kommunisten für die einzige Partei hielten, die sich über Frankreichs Lage im Klaren und zu den durchgreifenden Massnahmen fähig war, die Frankreich heute braucht. Hatte nicht selbst Professor Bonnerot gesagt, man könne den Schwarzmarkt nur dadurch bekämpfen, dass man einen Kommunisten zum Ernährungsminister macht?

Ich gab aber zu bedenken, dass zum Wesen der kommunistischen Parteien aller Länder die Steuerung durch ihre Führer gehörte. Man dürfe den Kommunismus nicht nach dem guten Willen und den guten Absichten einzelner Parteimitglieder beurteilen, sondern nach dem Verhalten und den Weisungen ihrer Führer. Ob denn die kommunistischen Führer in Frankreich sich wirklich von denen anderer Länder unterschieden? Und wenn nicht? Hatte sich dann Masson nicht selber dadurch zum Betrogenen gemacht, dass er sie unterstützte? Masson räumte diese Möglichkeit ein, aber wie anders als durch den Kommunismus könne die Freiheit der Kolonialvölker und die Verstaatlichung der Produktionsmittel erreicht werden? Darauf hatte ich natürlich auch keine zufriedenstellende Antwort. Wir standen beide vor der unschönen Tatsache, dass ein grundlegender gesellschaftlicher Wandel gleichbedeutend sein wür-

de mit dem Verlust individueller Freiheit, zumindest für eine lange Übergangszeit. Und welche Garantien gab es, dass einmal verlorene Freiheiten wieder hergestellt würden? Wann haben Übergangstyranen je freiwillig erklärt, der Übergang sei nun zu Ende und sie wollen jetzt als Diktatoren abtreten? Nie war die Versuchung der Macht grösser als heute; der moderne Tyrann verfügt über Instrumente, die mächtiger sind als je zuvor in der Geschichte; wenn in einem modernen Staat das Individuum einmal seine Freiheit verliert, ist es unmöglich, sie wiederzugewinnen, allenfalls durch die Intervention eines anderen Staates.

Der Dichter André Frénaud, der einige Jahre in Deutschland in Gefangenschaft war und dieses Gespräch mit anhörte, stellte sich auf meine Seite. Über die Ziele waren wir uns einig, aber nicht über die Mittel. Obwohl ich mit Masson nicht einer Meinung war, wusste ich, dass er viel drastischer mit den praktischen Auswirkungen von Kapitalismus und Imperialismus in Berührung gekommen war als ich. Das bedeutete aber nicht, dass er deshalb recht hatte; ich konnte jedoch seinen Standpunkt eher respektieren als meinen eigenen, weil seiner in härteren Erfahrungen geschmiedet worden war. Er sah die Dringlichkeit und Notwendigkeit des Wandels, und seine Augen hatten den Ausdruck eines Mannes, der jede Sekunde, die man im Kampf um soziale Gerechtigkeit verliert, mit den Leiden von Millionen von Männern und Frauen multipliziert, die er mit seinem ganzen Wesen nachvollziehen kann.

Vergleicht man Frankreich mit England und mit dem übrigen Europa unserer Tage, dann wird einem klar, dass eine Atmosphäre der Freiheit eine Atempause von den Zwängen einer harten Realität voraussetzt, wie sie heute etwa in Osteuropa fast das gesamte Leben bestimmt. Frankreich, dessen Wirtschaft und politische Strukturen systematisch und zielstrebig von den Deutschen zugrunde gerichtet wurden, ist eine un-

sichtbare Ruine, wobei das Wort ‚unsichtbar‘ in der gleichen Bedeutung gebraucht wird wie in der Wendung «unsichtbare Exporte».

Ohne es offen zuzugeben lebt jeder im Bewusstsein, dass Frankreich den Nullpunkt erreicht hat, von dem aus die Gemeinschaft wieder aufgebaut werden muss – genau wie Deutschland vom Punkt Null wieder aufgebaut werden muss. Die Atmosphäre ist gesättigt von dieser Stimmung, und dennoch stehen die Häuser, sind die Cafés überfüllt (auch wenn es keinen Kaffee gibt), und überall ist Schwarzmarkt. Man mag dies für unverzeihlichen Eskapismus halten (und viele Franzosen können es nicht anders sehen), gäbe es nicht diese andere Welt des Denkens, der Kunst, persönlicher Beziehungen, die aber letztlich auch vom Schwarzmarkt lebt. Frankreich ist immer noch das Zentrum dieses Lebens, ist der Marktplatz des menschlichen Geistes, Weltumschlagplatz für kulturelle Güter; dieses geistige Leben, das sich auf einer modischen, amüsanten, intimen, vergnüglichen, sehr irdischen Ebene hier in Paris vollzieht, ist jedoch abhängig von materiellen Dingen und sogar von einem gewissen Mass an Korruption.

Wer heute Frankreich besucht, ist erstaunt, wie sehr die Leute über die Lage klagen, ohne irgendetwas zu tun, um sie zu verbessern. Man unterhält sich zum Beispiel im Café mit einem Freund. Ein Freund, der gerade aus Algier zurückgekehrt ist, bleibt einen Moment stehen, um guten Abend zu sagen und wie sehr er angewidert sei von dem, was er in Paris erlebe, nickt dann kurz und geht weiter, nur um am nächsten Tisch das gleiche zu sagen. Dauernd wird man beglückwünscht zum bewundernswerten «Bürgersinn» der Engländer, aber wie wenige Franzosen versuchen, diesem Geist nachzueifern! Vielleicht ist das unmöglich; es lohnt sich, darüber nachzudenken. Bei einer Tee-Einladung lernte ich eines Tages ei-

nen Professor der Sorbonne kennen, dessen Anzug zweimal zu gross für ihn war und der mit schiefem Lächeln erklärte, er habe seit zwei Monaten nichts mehr auf dem Schwarzmarkt kaufen können. Das Interessante daran ist, dass es in England möglich ist, sich angemessen zu kleiden und zu ernähren, und zwar ohne Schwarzmarkt, und das seit Kriegsbeginn. Bei uns hat man es geschafft, die Güter gleichmässig auf den grössten Teil der Bevölkerung zu verteilen, und der Schwarzmarkt war schlimmstenfalls ein Sicherheitsventil, aber kein organisiertes System der Verschwendung. Hätten wir irgendwann nicht mehr unsere Rationen erhalten und unsere Güter verteilen können, hätten wir mit grösster Wahrscheinlichkeit das gleiche Schwarzmarktproblem bekommen wie die Franzosen. Deshalb tun sich die Franzosen Unrecht, wenn sie sich einfach mit uns vergleichen. Und dass es ihnen überaus leicht von der Zunge geht, wenn sie sich selber verurteilen, ist fast so beunruhigend wie die Übel, die sie beklagen.

Die materielle Situation Frankreichs ist alles andere als unlösbar, sondern vergleichsweise einfach: Sie verlangt Sparsamkeit, Disziplin, Arbeitseinsatz sowie Einsicht und Fügung ins Unerlässliche.

Aber hinter dieser scheinbar einfachen Frage einer Neuordnung, steht in Wirklichkeit die französische Lebensart auf dem Spiel und lauert der alte Konflikt zwischen protestantischem Geist und der reicheren katholischen Tradition. Für die Franzosen kann die Frage der Zeit sich nicht darauf beschränken, ob man «ein paar Jahre den Gürtel enger schnallen soll und härter arbeiten muss.» Die weitergehende Frage heisst: «Müssen wir jetzt die Verschmelzung von sinnlicher und geistiger Empirie, deren Synthese der grosse Beitrag Frankreichs zur Kunst und Kultur der Moderne ist, aufgeben zugunsten einer unbarmherzigen, realistischen Wiedergeburt des Geistes,

ganz im Zeichen der Askese und allein auf der Grundlage unserer Einsicht, dass Frankreich besiegt ist und genauso zerstört wie das übrige Europa? Müssen wir wirklich abrücken von einem Menschenbild, welches das Individuum als ein sinnliches gesellschaftliches Wesen versteht, das im Verband mit anderen Individuen durch die Bejahung ihrer ganzen physischen und geistigen Natur steht? Müssen wir uns um unserer Zukunft willen ein Menschenbild zu eigen machen, in dem man nur noch isoliertes Einzelwesen ist, Heiliger, Puritaner, radikaler Sozialrevolutionär, Lustfeind, Wechselnehmer auf eine Zukunft nackter Not?»

Jenseits der Grenzen Frankreichs liegen die Länder, die so ruiniert sind, dass ihnen alle Voraussetzungen für die Werte französischer Kultur fehlen. Die Frage ist nur, ob Frankreich nicht ebenso zerstört ist. Während viele Franzosen genau diese Frage verdrängen, wächst in Frankreich eine protestantische Bewegung, die sich dieser Frage stellt, und sie erfasst Protestanten genauso wie Katholiken und Kommunisten. Ein Zeichen dafür ist die erneute Forderung in den Essays von Jean Paul Sartre, die Literatur müsse sich gesellschaftlich engagieren:

«Der Schriftsteller ist in seine Zeit gestellt: Jedes Wort erzeugt Echos, aber auch jedes Schweigen. Ich halte Flaubert und Goncourt verantwortlich für die Repressionen nach der Kommune, weil sie keine einzige Zeile schrieben, um sie zu verhindern. Man könnte ja sagen, dass dies nicht ihre Angelegenheit war: Aber war der Fall Calas die Angelegenheit Voltaires? Das Dreyfus-Urteil die Angelegenheit Zolas? Die Verwaltung des Kongo die Angelegenheit Gides? Jeder dieser Schriftsteller hat sich in einem je besonderen Lebensumstand auf seine Verantwortung als Schriftsteller besonnen. Uns hat die Besetzung unsere Verantwortung gezeigt.»

Auffällig an dieser Stelle ist nicht die Erwähnung Voltaires, sondern die Verurteilung der Schriftsteller, die sich ganz von der Idee einer reinen Literatur hatten in Anspruch nehmen

lassen, wie Flaubert und Goncourt. Es ist klar, dass die kommunistischen Autoren das von ihrer Warte aus genau so sehen und in diesem Punkt mit so unnachsichtigen und verantwortungsbewussten Katholiken wie etwa dem Kritiker Albert Béguin einer Meinung sind.

In Frankreich kann man Leuten begegnen, die bereit sind, für ein Ideal morgen auf den Barrikaden zu sterben. Die beklemmende Todessehnsucht von jungen Männern ist tatsächlich eines der beherrschendsten Motive im heutigen Leben Frankreichs; sie haben das Gefühl, in der Resistance keine zufriedenstellend heldenhafte Rolle gespielt zu haben und würden jede Gelegenheit begrüßen, um vor sich selbst ihren Mut zu beweisen. Denselben Männern fehlt die Kraft der «bürgerlichen Tugend», wie sie es nennen.

Auch wenn sie sich schämen, dies einzugestehen, ist der Kampf, den sie in ihrem Gewissen austragen, so unedel nicht. Sie leben in diesem Zwiespalt, weil sie einerseits immer noch an sich als das alte Frankreich glauben und andererseits wissen, dass ihr Schicksal in dem des übrigen Europa aufgeht. Ein polnischer Schriftsteller sagte mir: «Wir Schriftsteller aus Osteuropa empfinden eine gewisse Bitterkeit, wenn wir Euch aus dem Westen in Paris und London begegnen. Wir spüren genau, dass in den vergangenen fünf Jahren etwas geschehen ist, dem wir im Osten nicht entkommen können, weil es uns überall umgibt, weil das unsere Lebenswelt geworden ist. Dies ist unser Ausgangspunkt und genau deshalb gibt es keine Entwicklung. Dann kommen wir in den Westen und müssen feststellen, dass Ihr immer noch so tut, als schrieben wir 1939. Überall begegnen wir einer Inflation wirklichkeitsfremder Ideen!»

## VI

Was aber ist wirklich? Überall spürt man heute in Frankreich eine Wirklichkeitsferne. Es ist wirklichkeitsfern, sich die schwache Stellung Frankreichs nicht einzugestehen in einer Welt, die immer noch von Machtpolitikern beherrscht wird. Es ist wirklichkeitsfern, mit handfesten Problemen umzugehen, als handle es sich dabei um phantastische Alpträume oder einfach um unerfreulichen Familienklatsch, in dem man die wahre Situation Frankreichs nicht erkennen will.

Mag Frankreich auch in einer von Machtpolitik dominierten Welt in einer schwachen Position sein, so bleibt es doch der wertvollste Posten auf der Habenseite unserer Kultur und Zivilisation. Das Wissen darum macht es den Franzosen so schwer, sich in ihre Lage zu schicken. Ihr Versagen hat zu einer Entwertung der französischen Tugenden geführt, zu einer Vergiftung der Wurzeln, die ebenfalls jeder spürt. Das krassste Beispiel dafür ist der Schwarzmarkt, von dem das gesamte kulturelle und geistige Leben Frankreichs abhängt – angefangen von dem edlen Papier, auf dem man schöne Bücher druckt, bis zum Essen in den Restaurants, wo die Leute ihre Ideen austauschen. Vielleicht muss man diese Situation zunächst einfach akzeptieren; unvermeidliche Folgen werden jedoch Wut und Zynismus sein.

Wenn man heute überall in Frankreich hört, das Land sei auf immer und ewig entehrt, und während französische Politiker unentwegt von französischen Tugenden reden, ist man sich dieser Tugenden bitter bewusst. Es sind die Tugenden der Selbsterkenntnis und Reife; und weil zur Selbsterkenntnis auch das Wissen gehört, als gesellschaftliches Wesen eingebunden zu sein in die allgemeine gesellschaftliche Verzweiflung und Korruption, geht Zynismus oft mit Grosszügigkeit und Selbstlosigkeit einher. Die Franzosen beeindrucken uns nicht, weil

sie gut sind, aus Unreife oder weil sie nicht anders als liebenswürdig sein können. Ehrlich, grosszügig und freundlich sind sie nicht, weil sie blind für die schlechten Eigenschaften ihres Nachbarn wären.

In Paris machte ich die Bekanntschaft mehrerer junger Schriftsteller, von denen ich einige besser kennenlernte als ihre berühmteren und beschäftigten Kollegen. Einer war der Kritiker K. Nachdem ich einmal sein Vertrauen gewonnen hatte, kam er mir, wie andere Franzosen auch, mit einer hemmungslosen Offenheit entgegen, die mir schier unbegreiflich schien.

Er kannte sich sehr genau, ohne dabei Egozentriker zu sein; er akzeptierte sich selber, ruhig, überlegt, und versuchte nicht, sich anderen aufzudrängen. In Gesellschaft konnte ich oft beobachten, wie wenig ihm daran lag, Eindruck zu machen. Wenn jemand ihm mit Gleichgültigkeit oder Abneigung gegenübertrat, nahm er das wie eine Wahrheit über sie und sich an. In seinem ausgeprägten Sendungsbewusstsein war er sich seines kritischen Urteils sehr sicher, besonders was Literatur und Musik betraf. Er nahm für sich in Anspruch, immer völlig objektiv zu sein und erklärte «Luzidität» als sein Lebensziel. Zunächst fand ich das amüsant, weil ich es für unmöglich hielt, entweder objektiv oder luzid zu sein. Allmählich aber verstand ich, dass Objektivität und Luzidität die Massstäbe seiner klar umrissenen kritischen Erkenntnismethode waren, die er scharfsinnig auf jede Erfahrung anwandte. Das hiess aber auch, dass er sich seiner Gründe immer ziemlich sicher war, wenn ihm etwas gefiel oder missfiel; er war überzeugt, seine Urteile unabhängig von persönlichen Gründen treffen zu können. Seine Liebe zum Schönen war echt, seine Kritik grosszügig. Es mag sein, dass sein Ideal des luziden und objektiven Kritikers ein Mythos war; dass er aber nur innerhalb klar definierter Grenzen arbeitete und sich deshalb auch verständlich machen konnte, gab ihm Überzeugungskraft. Dazu kam, dass er seinem

eigenen Verhalten und seinem Umgang mit anderen Menschen Unmissverständlichkeit und Ehrlichkeit als Maximen zugrunde legte, aus denen er die heitere Gelassenheit eines Mannes schöpfte, dem man vertraut und der auf seine Umgebung einen beruhigenden Einfluss ausübt. «Mag mich oder mag mich nicht, stimme mir zu oder widersprich mir» schien seine Botschaft zu sein. «Es steht Dir frei, das eine oder das andere zu tun. Ich appelliere nicht an Deine Sympathie oder erwarte Zustimmung. Ich will nur, dass Du Position beziehst und dass in unserem Verhältnis Klarheit herrscht. Ich weiss sehr wohl, dass es in jeder menschlichen Beziehung und in der Art, wie wir uns begegnen, unbegrenzte Möglichkeiten des Hasses und der Liebe gibt. Ich habe mich auf diese Freiheit der Wahl eingestellt. Ich verlange nicht, dass die Leute mir zustimmen. Ich erwarte nur, dass man meinen Standpunkt zur Kenntnis nimmt.»

In Gesellschaft von Menschen mit einer klaren, distanzier-ten, aber dennoch positiven Einstellung der Welt und den Menschen gegenüber lernt man sich selber wieder schätzen, weil ihr Urteil den Vorzug der freien, unbehinderten Wahl besitzt. Mit ihm durch Paris zu gehen, in den Louvre, am Fluss entlang zu flanieren, ihm zuzuhören, wenn er seine Lieblingsgedichte las, bedeutete, alles doppelt so intensiv zu geniessen, als wenn ich allein gewesen wäre. Die Freude am Vergnügen gehörte wesentlich zu seiner Persönlichkeit; «le plaisir» stand hoch in der Hierarchie seiner Werte, die er sich wie auf einer Landkarte eingezeichnet hatte. Es war nicht so, dass er neben seiner Liebe für das Gute und Schöne auch ein gehöriges Mass Vergnügen brauchte – Vergnügen war für ihn unauflöslich verbunden mit dem Guten und Schönen. Eines Tages sprachen wir über die geistigen und körperlichen Aspekte der Liebe, und er sagte: «Eines weiss ich genau: ich kenne meine eigene Natur. Für mich steht ausser Frage, dass Körperliches und Geistiges un-

löslich miteinander verknüpft sind. Wenn das Körperliche dem Geistigen, oder das Geistige dem Körperlichen geopfert wird, dann weiss ich, dass in meiner Beziehung mit jemandem den ich liebe, etwas nicht stimmt.»

Menschen mit einem eher verworrenen Charakter fällt es leicht, eine Seite ihres Wesens der anderen zu opfern (oder doch zumindest mit dem Gedanken daran zu spielen). Jeder Mensch mit einem ganzheitlichen Persönlichkeitsverständnis weiss, dass er durch die Aufgabe einer Seite seiner Persönlichkeit die andere beeinträchtigt. In einem ausgeglichenen Menschen ist Vergnügen auch Ausdruck von Freundlichkeit und geistiger Gesundheit. Auf diesem Wissen beruhte die Lebensphilosophie vieler Franzosen, und dieses Wissen liess die französische Kunst zum subtilsten, feinsinnigsten, gediegensten und vernünftigsten Beitrag zu den Werten unserer Zivilisation werden. In einem Augenblick, wo der Niederlage Deutschlands die Verbreitung deutschen idealistischen und romantischen Gedankenguts in ganz Europa folgte, ist ein solcher Gedanke unpopulär; soweit ich sehen kann, bleibt er nach wie vor zutreffend.

Meine zahlreichen Begegnungen mit französischen Männern und Frauen bestärkten mich in der Überzeugung, dass französische Romanciers froh sein können, über Franzosen zu schreiben; die Lebensmotivationen der Franzosen sind nämlich klarer umrissen als bei anderen Völkern. Die umfassende Selbstkenntnis des Franzosen verleitet andere Nationen dazu, ihnen Zynismus vorzuwerfen; man kann dies damit vergleichen, dass wir Engländer unsere schlechten Motive vor uns selbst verbergen und Fremde uns deshalb Heuchelei vorwerfen. Es ist deshalb nur konsequent, wenn viele Ausländer unsere Kolonial- und Aussenpolitik einfach nach den Motiven interpretieren, die wir selber nie beim Namen nennen.

In französischen Romanen finden sich genaue Interpretationen individueller französischer Charaktere, in denen verschiedene Motivationsstränge gewissermassen parallel zueinander verlaufen, gelegentlich allerdings auch zusammen geführt werden. Französische Romane liest man nicht, um herausragenden und farbigen Persönlichkeiten zu begegnen (wie im klassischen englischen Roman) oder um die Reaktionen von Figuren in exponierten Situationen zu beobachten (wie im zentraleuropäischen Roman); im französischen Roman ruft man sich spezifische Denkweisen ins Gedächtnis zurück, den genauen Tonfall seiner französischen Freunde. Aus genau diesem Grund las ich in Deutschland oft französische Romane, wenn ich deprimiert war. «Psychologisch» ist der französische Roman nicht, weil er tiefeschürfende Analysen neurotischer Zustände liefert, sondern weil er mit grösster Präzision Motivationslinien und Verhaltensweisen nachzeichnet, die das Leben von Menschen durchziehen, die über ein grosses Mass an Selbstkenntnis verfügen und die Fähigkeit, sich in die Gegebenheiten unserer menschlichen Existenz zu fügen.

## VII

Nach meinem Aufenthalt in Paris fuhr ich im Mai für ein paar Tage nach Toulouse und Montpellier. Da bei der Reservierung wohl ein Fehler unterlaufen war, hatte ich keinen Sitzplatz. Über jedem Platz war am Gepäcknetz ein Schild «Reserviert» befestigt. Die Franzosen reservieren sich für längere Reisen heute immer einen Sitzplatz, obwohl man dafür in den Bahnhöfen bis zu sechs Stunden anstehen muss. Die ganze Nacht lag ich also im Seitengang, der ebenfalls überfüllt war. Gegen

sechs Uhr morgens wurde ich aus meinem Halbschlaf von einer Dame geweckt, der schlecht geworden war.

Ich empfand ein so extremes Glücksgefühl, dass es mich irgendwie freute, mit den anderen Reisenden die ganze Unbequemlichkeit in diesem Seitengang zu teilen. Ich musste an «Luzidität» und «Objektivität» denken und beschloss, unbedeutende Dinge nicht mehr wichtig zu nehmen. Ich hatte gerade den Roman *Der Fremde* von Camus gelesen, der unter Arabern spielt und versetzte mich in einen solchen Araber, der viele Tage in einem überfüllten Viehwaggon reist, zusammen mit vielen anderen Arabern. Der Araber, in dessen Haut ich geschlüpft war, hatte seine Decke oder seinen Mantel auf dem Boden ausgebreitet, auf dem er mit untergeschlagenen Beinen sass, innerlich so leer wie die Wüste. So überstand ich in dem angenehmen Gefühl, mich in einen Araber verwandelt zu haben, die Reise. Bei der Ankunft in Toulouse kam durch den Lautsprecher auf dem Bahnsteig die Mitteilung, dass man mich am Bahnhofseingang erwarte.

Der Bahnhof wimmelte von Menschen. Einige Mitreisende waren deportierte Gefangene, die aus Deutschland und Österreich zurückkamen, wo sie für die Deutschen gearbeitet hatten. Die meisten trugen schäbige blaugraue Anzüge, und jeder trug eine Art Seesack. Dass man sie offiziell am Bahnhof mit einer Musikkapelle begrüßte, schien ihre Stimmung nicht zu heben; sie nahmen kaum Notiz von alledem. Ihren Gesichtern konnte man ablesen, dass sie Teil eines ungeheuren Geschehens waren: Sie gehörten zu jenem Ozean verlorener, namenloser Menschen, der jetzt Europa überflutete; sie waren alle aus ihren früheren Verhältnissen so herausgerissen, dass nur wenige zu ihnen zurückfinden werden. Vielleicht verwandeln sie Europa in eine gleichförmige, graue Dürsterkeit; zurückgeholt werden in unsere Zivilisation können sie sicher

nicht von einer Blaskapelle, einem Trinkgeld und ein paar neuen Kleidern. Sie sind die Verlierer.

Empfangen wurde ich von Monsieur Ponsoll, offenbar einem Anwalt, schwarzhaarig und mit einer dunklen Stahlbrille; er wirkte aufrichtig bemüht und brachte mich auf mein Zimmer im Bahnhofshotel. Dieses Zimmer war wie aus einem französischen Film. Es gab kein fliessendes Wasser, und alles war so schäbig, dass es schon wieder reizvoll wirkte. Die hohen schmalen Erkerfenster gingen auf die Bahngleise hinaus, auf eine Strasse, die parallel zur Bahn verlief und eine Eisenbrücke, die den Bahnkörper überspannte. Geräusche von Rädern, Dampf und Pfeifen stiegen von dieser Szenerie zu mir herauf, die klangen wie die Klagelaute von Seemöwen. Die Luft war russig und schmutzig, aber ihr rauchiger Rand wurde vergoldet von einer Sonne, die ganz anders war als die von Paris – es war die Sonne des Südens, eine Sonne, deren wichtigste Aufgabe zu sein scheint, intensives Licht zu verbreiten.

Ich bat darum, bis Mittag schlafen zu dürfen und legte mich in das grosse Bett, das einen geeigneten Hintergrund abgegeben hätte für ein Liebespaar – er ein Deserteur aus der Fremdenlegion, und sie eine Kellnerin; ich schlief, bis sich um die Mittagszeit Monsieur Ponsoll melden liess. Er brachte mich zu einer Villa am Stadtrand, wo mir die Mitglieder der Englisch-Französischen Gesellschaft ein üppiges Bankett gaben.

Am Nachmittag schlenderte ich mit Monsieur Ponsoll durch Toulouse, eine Stadt, in der Grün und Rosa sich zu einem Bild vermischen, unter dessen Farben das alte Rot der Backsteine und das Grün nach langen Kriegsjahren verwilderter Gärten den Ton angeben. Das einzige Feldsteinhaus in Toulouse ist eine Touristenattraktion. Es gibt grosse Gebäude mit Innenhöfen und Gärten, Türmen und Sälen, alle aus diesen

roten Backsteinen, aus denen die Jahre weiche rote Klippen hatten werden lassen, von denen Blütenblätter zu fallen schienen.

Um sechs Uhr begann im *Maison des Intellectuels* eine Party; dies war eine Einrichtung der Linken, die wohl noch aus den Zeiten der Volksfront und der Spanischen Republik stammte. Es war eine jener Parties, auf denen man mit vielen interessanten Leuten dicht gedrängt zusammensteht und sich verloren vorkommt bei der Vorstellung, dass keiner auf den anderen näher eingehen kann. Ich sah einige alte Bekannte wieder, unter ihnen Tristan Tzara, grau und würdevoll wirkend und ganz im Widerspruch zu seiner dadaistischen und surrealistischen Vergangenheit. Ich hatte ihn zum letztenmal in Spanien gesehen. Monsieur Julien Benda, den ich zum letztenmal vor sieben Jahren beim Schriftsteller-Kongress in Madrid gesehen hatte, schlurfte auf mich zu in seinem eigentümlichen Gang, als trüge er ewig Pantoffeln. Er schaute mich mit der boshaften Miene eines spöttischen alten Mannes an und fragte: «Haben Sie meinen Artikel in *Confluence* gelesen?» Es verschlug mir die Sprache, dass das die erste Frage sein sollte nach all den Jahren des Blutvergiessens, und ich konnte nur mit einem Ausdruck des Bedauerns verneinen. «Es ist ein sehr bedeutender Artikel», sagte Benda, «ich habe allen gezeigt, wo sie hingehören, und sie werden sehr böse sein.» Damit schlurfte er weiter, während mir jemand erklärte, dass er in diesem Artikel so etwas wie einen Rundumschlag ausgeführt und dabei vor allem die jüngere Generation von Schriftstellern wegen ihres Verrats an der Vernunft gezeißelt hatte.

Nicht, dass es ihn sehr berührt hätte, aber ich spürte, dass ich Monsieur Benda enttäuscht hatte. Enttäuschender für mich war es, dass ich den freundlichen und wohlwollenden Monsieur Tzara enttäuschen musste, als ich später für *Horizon* nicht einen Artikel über das *Maison des Intellectuels* in Toulouse sondern über den (aus seiner Sicht) weitaus weniger bedeuten-

den *Cercle des Intellectuels* von Montpellier schrieb: In Monsieur Tzaras Beschreibung ist das «eine groteske Institution, die nur in Mr. Spenders Phantasie existiert.» An dieser Stelle sollte ich erwähnen, dass dieses Buch im Grunde eher eine Romanze als ein offizieller Bericht ist. Ich versuche gar nicht erst, allen Dingen in ihrer Rangordnung gerecht zu werden, und wenn ich zehn Seiten über ein Dienstmädchen statt eine über einen Kommissar der Republik geschrieben habe, erschiene es mir «grotesk», wenn man mir den Vorwurf macht, ich hätte damit den Kommissar beleidigen wollen. Da ich meinen eigenen Füllfederhalter, mein eigenes Papier, meine eigene Tinte und meine eigene Schreibmaschine habe, glaube ich, über das schreiben zu dürfen, was mich interessiert und nicht über das, was mich interessieren sollte. Darin liegt schliesslich meine einzige Chance, interessant für meine Leser zu sein. Ich würde mir sogar die Freiheit nehmen, einige «Grotesken» zu erfinden, wenn dies meinen Absichten entgegenkäme. Und wenn ich jemanden nicht erwähne, will ich ihn dadurch nicht beleidigen.

Am Abend hatte der Kommissar der Republik, Pierre Bertaux, zum Essen eingeladen. Bertaux ist ein höchst eindrucksvoller Mann, gross, dunkelhaarig, mit Augen, die vor Intelligenz blitzen. Neben seiner Eigenschaft als Kommissar ist er ein Gelehrter, ein Germanist, der eines der besten Bücher über Hölderlin geschrieben hat. Kommissar von Toulouse wurde er als Nachfolger des Dichters Jean Cassou, der bei der Befreiung schwer verwundet wurde.

Während des gesamten Essens sprach Bertaux sehr reich über Lyrik. Er fragte mich, ob ich eventuell bereit sei, eine kleine Gruppe englischer Autoren zusammenzustellen, und mit einer ähnlichen Gruppe von Franzosen in einem Haus irgendwo in Frankreich zu einem Gedankenaustausch über unsere Arbeit während der vergangenen fünf Jahre zusammenzu-

kommen und festzustellen, was wir aus unseren Erfahrungen gelernt hatten.

Als ich über Deutschland sprach, sagte Bertaux mit grosser Entschiedenheit: «Es gibt kein deutsches Problem. Es gibt nur ein europäisches Problem.» Ich glaube, er meinte damit, dass ein sogenanntes deutsches Problem solange künstlich im Gespräch bleiben und die Menschen beschäftigen werde, wie die Einigung Europas hinausgeschoben wird; in einem vereinten Europa wäre Deutschland kein Problem mehr.

Am nächsten Tag war ich bei ihm und seiner Familie zum Mittagessen im schönen Haus des Kommissariats. Auch sein Vater war da, ebenfalls ein berühmter Germanist, dessen Gesicht sich durch Intelligenz und die ausdrucksvolle Stille eines Bauern auszeichnete; ausserdem Bertauxs Frau, die Tochter des Dichters Jules Supervielle, sowie seine beiden kleinen Söhne, denen ich ein paar Dreipenny-Münzen schenkte. Das Essen war einfach, aber vorzüglich, und dazu gab es einen ausgezeichneten Rotwein. Nach dem Mahl gingen wir in den Garten, der inmitten der Gebäude des Kommissariats wie ein öffentlicher Park wirkte. Es war ein schöner Nachmittag, und wir machten es uns in Liegestühlen bequem. Als eine Glocke schlug, sagte Bertaux mit dem Lächeln eines edlen, intelligenten Tieres: «Diese Glocke hörte ich jeden Tag wie jetzt zur selben Stunde, während ich keine zweihundert Meter von hier inhaftiert war, für die gesamte Dauer der Besatzung ... Gestern Abend wollte ich Ihnen noch sagen, dass während unserer Gefangenschaft meine Mitgefangenen und ich vieles lernten, was wenig mit den Zielen zu tun hatte, für die wir kämpften. Wir lernten Werte kennen, die nicht zu unserem politischen Programm gehörten. Wir lernten zum Beispiel vieles nur aus dem Hunger; eine Menge aus der Einsamkeit; viel aus unserer Kameradschaft; und sehr viel daraus, dass wir auf die primitivste

Art und Weise unser Leben leben mussten für eine Sache, die hoffnungslos verloren schien. Jetzt haben wir das Gefühl, dass wir uns fragen sollten, was wir aus diesem Leben gelernt haben, in dem unsere Niederlage unser Sieg, und unser Verlust unser Gewinn war, und dass wir versuchen sollten, die Lehren aus dieser Zeit für das zu ziehen, wofür wir in Zukunft eintreten wollen. In Montpellier hat sich ein Kreis gebildet, der sich besonders diesen Fragen widmet. Wenn Sie nach Montpellier kommen, sollten Sie unbedingt mit Professor X. sprechen, der ihnen einiges darüber erzählen kann.»

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Montpellier. In Toulouse war man ziemlich bestürzt, als man erfuhr, unter welchen Umständen ich von Paris hierhergereist war und hatte mir einen Platz in der 1. Klasse reserviert. Nach ein paar Meilen allerdings lief sich die Achse eines Waggons heiss, und der Zug musste längere Zeit anhalten. Alle Reisenden der 1. Klasse mussten in einen Wagen der 3. Klasse umziehen. Mit jedem Halt in den Bahnhöfen an der Küste wurde dieser Wagen voller. Im Gang standen die Leute dermassen dicht gedrängt, dass bei einem Halt die Reisenden, die noch im Gang standen, sich über die auf der Plattform beschwerten, die sich schon in die Wagen drängten. Eine Frau, die sich regelrecht in den Wagen gekämpft hatte, schrie auf die Leute im Gang ein: «So ist es seit der Befreiung! Jeder denkt nur noch an sich, es gibt nur noch Egoisten! Während der Besatzung haben wir uns alle geholfen. Damals hättet Ihr nicht versucht, mich rauszuschubsen!» Ein paar versuchten ihr zu antworten, andere wandten sich gleichgültig ab, aber jeder muss gespürt haben, dass sie zu den Menschen gehörte, die sich unbeliebt machen, weil sie kein Blatt vor den Mund nehmen und sagen, was im Grunde jeder denkt.

Mir selbst gelang es nur mit grösster Anstrengung, in Montpellier meinen Koffer aus dem Zug zu bekommen, weil

selbst mein kurzer Gang zu der Stelle, wo ich ihn abgestellt hatte, als der Zug noch leerer war, den Reisenden, die sich auf meinen Koffer quetschten, die Luft zu nehmen drohte; offenbar betrachteten sie das Stück nicht mehr als Gepäck eines Mitreisenden, sondern als eine von der Eisenbahn bereitgestellte Sitzgelegenheit.

In Montpellier wurde ich von Professor X. und zwei Studenten abgeholt. Wir gingen gleich in ein Restaurant und assen an einem Tisch auf der Veranda über dem Fluss zu Mittag.

Mein Vortrag in Toulouse war sowohl für mich wie auch das Publikum der uninteressanteste Teil des Programms. Ich kam mir vor wie in einer riesigen dunklen Halle, in der zwischen mir und den Zuhörern ein Abgrund gähnte. Heiser schrie ich in schlechtem Französisch über diesen Abgrund hinweg, ohne im Geringsten den Eindruck zu haben, dass irgendjemand auf der anderen Seite verstand, was ich sagte. Mir selbst kam es vor, als gäbe ich ausschliesslich Weitschweifigkeiten und Banalitäten in falscher Aussprache von mir. Ich merkte, wie ich immer wieder zu Bertaux sah, der in der zweiten Reihe sass und amüsiert, freundlich und überlegen dreinschaute; ich schämte mich, ihm mit meinem Vortrag die Zeit zu stehlen. Irgendwie war ich mir aber auch sicher, dass er mir diesen Auftritt nachsehen konnte.

In Montpellier war es anders, weil meine Zuhörer junge Studenten waren, Jungen und Mädchen, die sich grosse Mühe gaben, mir dabei zu helfen, mich verständlich zu machen. Der Vorsitzende hier war noch grosszügiger in der Einschätzung meiner Verdienste und körperlichen Erscheinung als der in Paris. Hinterher bekam ich einen anonymen Brief von zwei Studenten mit der Beteuerung, dass die Studenten es aufrichtiger und ernster damit meinten, einen englischen Besucher zu begrüßen, als mich die Übertreibungen des Vorsitzenden viel-

leicht hätten vermuten lassen. Ich erwähne das nicht, um Kritik an dem Vorsitzenden zu üben, der sich nur an die üblichen Regeln der Höflichkeit hielt, sondern weil dies eines von vielen Beispielen ist, die ich erlebte, wie Menschen in Frankreich sich aufrichtig um ein Verständnis mit Engländern bemühten.

Professor X. fragte mich, ob ich vor einem Kreis aus Lehrern, Ärzten, Arbeitern und freiberuflichen Männern und Frauen sprechen wolle, die eine der mit dem *Centre de Connaissance* verbundenen Gruppen bildeten. Man konnte kaum von mir erwarten, dass ich die in mich gesetzten Erwartungen erfüllen würde, denn ich hatte nichts vorbereitet, und aus dem Stegreif zu ihnen zu reden, schien mir undenkbar. Gerne sei ich bereit, so sagte ich, mir anzuhören, was man mir zu sagen habe. Darauf einigten wir uns, und später am Abend führte man mich in ein geräumiges Zimmer, wo ich etwa zwölf Personen vorgestellt wurde, die fast alle sehr bescheiden wirkten, aber ausserordentlich ernst. Unter ihnen waren, glaube ich, ein Arzt, ein Rechtsanwalt, ein Bauer und ein Gärtner, und dazu ein Russe, der sich in Montpellier niedergelassen hatte und als Gymnastiklehrer arbeitete. Professor X. ergriff für die Gruppe das Wort und wies darauf hin, dass sie sich aus Personen zusammensetze, die alle während der zurückliegenden Jahre ihre besonderen Erfahrungen gemacht hätten, die sie den Wert von Lebensrichtlinien, von Disziplin und von auf Zuneigung und Vertrauen gegründeten persönlichen Beziehungen hätten erkennen lassen. Werte also, die nicht zu den Programmen der politischen Parteien gehörten und von den Politikern, wenn sie überhaupt darüber nachdachten, als selbstverständlich vorausgesetzt oder als selbstverständliche Nebenprodukte der anderen Zielsetzungen des Programms verstanden wurden. Aus diesem Grund suche man nach Werten ausserhalb der Politik, bemühe sich aber auch um politische Verbesserungen.

Nachdem Professor X. gesprochen hatte, bat man mich, meine Ansichten zu diesen Dingen vorzutragen.

Alle waren gespannt, und ich war nahe daran, in Panik zu geraten. Die Notwendigkeit, Französisch sprechen zu müssen, türmte sich so vor mir auf, dass ich fast gelähmt war. «Vielleicht fangen Sie einfach an, miteinander zu reden; versuchen Sie bitte, meine Ideen für mich zu formulieren», sagte ich, «dann kann ich vielleicht in einigen Minuten selbst zu Ihnen sprechen.»

Die Leute waren so geduldig und so bemüht, mir zu zeigen, dass es sie nicht interessierte, wie mein Französisch war, sondern was ich zu sagen hatte, dass ich meine Scheu überwand und mit einer Eloquenz zu ihnen sprechen konnte, die mich selbst überraschte, obwohl es dadurch für sie vielleicht noch schwieriger wurde, meinen Ausführungen zu folgen.

Ich sagte ihnen, dass wir Zielsetzungen des Seins über Zielsetzungen der Tat stellen sollten und dass genau dieser Punkt nicht in den Programmen der politischen Parteien zu finden sei. Die revolutionären Parteien denken fast ausschliesslich darüber nach, wie man die Revolution herbeiführen könne, aber kaum noch über die Ziele einer revolutionären Gesellschaft und noch weniger über Sinn und Wert des Lebens für Menschen in einer Gesellschaft, die immer mehr Güter produziert. Es gibt keinen Grund zu glauben, dass jeder, dem es materiell eines Tages so gut geht wie der Mittelklasse heute, deshalb ein wertvolleres und erfüllteres Leben führt als der durchschnittliche, materiell orientierte Angehörige des Mittelstandes. Ich stimme mit Ihnen darin überein, sagte ich, dass die Formulierung von Lebensinhalten eines der grössten Erfordernisse unserer Zeit ist.

Gleichwohl glaube ich nicht, dass die Suche nach einer Lebensform oder nach dem persönlichen Heil oder nach dem Nir-

wana wichtiger sein darf als soziale Veränderungen. Mir ist jede Lebensform suspekt, die die politischen und gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit ausser Acht lässt; ich erklärte, dass ich sogar die politischen Revolutionäre, die auf dem Vorrang der politischen Pflichten insistieren, für bessere Menschen halte als jene, die davon nichts wissen wollen – mit dem Argument, die Politik missachte das Leben des Geistes.

An diesem Punkt wurde mein Vortrag konfus, aber nicht so sehr deshalb, weil mein Französisch nicht mehr ausreichte (was der Fall war); ich merkte, wie mein Kopf wie von einem Meissel in zwei Lager eines schmerzhaften Konflikts gespalten wurde, in dem sich der Wunsch, das Leben in philosophischer Ruhe hinzunehmen, und die Erkenntnis als Gegner gegenüberstanden, solange selbst nichts Sinnvolles anzubieten, bis ich meinen Beitrag zu den handfesten und unangenehmen Aufgaben geleistet hatte, die ausserhalb meiner persönlichen Bedürfnisse lagen.

«Erzählen Sie uns doch bitte etwas über Ihre Erfahrungen in den letzten Jahren!» bat mich Professor X. freundlich.

«Im Spanischen Bürgerkrieg schloss ich mich den Kommunisten an, weil ich glaubte, sie seien die einzige – wirklich einzige – Partei, die für die Spanische Republik eintreten würde. Aber ich spürte sofort, dass dieser Schritt ein Fehler war, zumindest was mich persönlich betraf. Ich war ausserstande, durch eine Brille, die nur auf das unmittelbar Notwendige gerichtet war, das Ganze der Wirklichkeit zu sehen, obwohl ich sehr gut den Zweck dieser Brille verstand, deren Funktion es war, die Ziele der Revolution um jeden Preis sichtbar zu machen. Seitdem habe ich versucht, meine eigene Arbeit zu tun und meine eigenen Werte zu entwickeln, ohne darüber den Blick für die grössere Aufgabe zu verlieren. Ich habe mich seither aber auch immer bemüht, mich nicht in eine hyp-

notische Gegnerschaft zu den Kommunisten und zu Russland drängen zu lassen.»

Es mag wie reiner Egoismus erscheinen (und ist es ja vielleicht auch), dass ich mich nach diesem Treffen nur an Weniges erinnern konnte ausser an das, was ich selbst gesagt hatte – und an den Geschmack des Kuchens, den es gab und der mir in besonders guter Erinnerung geblieben ist. Die Anstrengung, unvorbereitet in einer fremden Sprache zu sprechen, liess nur meine eigenen Worte auf der Oberfläche meines Bewusstseins zurück; das, was andere gesagt hatten, schwamm dagegen in nebliger Ferne. Ich hatte allerdings den starken Eindruck, dass die Zuhörer meine Ansichten über die Unumgänglichkeit des Politischen nicht teilten.

Am nächsten Morgen besuchte ich Professor X., der mir ein merkwürdiges Dokument überreichte, in dessen erstem Teil der körperlichen und geistigen «Präsenz» Frankreichs in der übrigen Welt besonderes Gewicht beigemessen wurde. Der «körperliche» Teil bezog sich auf die Grösse der materiellen Leistungen Frankreichs, seiner Geschichte, seiner Kunst, Architektur und so weiter. Der «geistige» Teil habe in der Französischen Revolution Gestalt angenommen, die die ganze Welt inspiriert habe. Gleichzeitig aber wurde dem gegenwärtigen Frankreich der Vorwurf gemacht, «sich träge auf den Lorbeeren einer grossen Vergangenheit auszuruhen» und sich mit Mittelmass zufrieden zu geben. Der nächste Abschnitt handelte davon, dass Frankreich die übrige Welt als ergänzendes und befruchtendes Element brauche; dies müsse man in Bescheidenheit, aber ohne falsche Minderwertigkeitsgefühle zur Kenntnis nehmen und akzeptieren. Nach einigen praktischen und vernünftigen Vorschlägen zur Aufnahme von Auslandsbeziehungen wurde das Dokument ziemlich nebulös und verbreitete sich ausgiebig über das Universale, die Technik der Kommunikation und des Schweigens. Ich war gleichermassen interessiert und ratlos.

In Montpellier war ich Gast des Kommissars der Republik. Er kam mir überaus grosszügig entgegen, obwohl er am Tag zuvor einen tragischen familiären Verlust erlitten hatte. Er lud mich zu einem Essen zu zweit ein, da der Trauerfall es nicht erlaubte, ein grosses Essen zu geben. Bei diesem Essen war er sehr höflich und freundlich und sprach viel über öffentliche Angelegenheiten und Probleme, mit besonderer Heftigkeit aber über den Schwarzmarkt, der nach seiner Auffassung das gesamte Leben so infiltriert habe, dass bereits Schulkinder an nichts anderes mehr denken.

Am Tag darauf fuhr ich zurück nach Paris, dieses Mal sehr komfortabel: ich reiste die ersten drei Stunden in der 1. Klasse, und dann im Schlafwagen. Als ich auf meinem Eckplatz neben dem Gang sass, füllte sich dieser mit Deportierten in dumpfgrauen Kleidern. Der Mann neben mir hatte eine Gesichtsfarbe, die durch den Aufenthalt im Freien zu einem blassen Rostrot geworden war. Er hatte struppiges, rotes Haar und blaue Augen. Er redete sehr lebhaft und liess dazu seine kraftvollen, muskulösen Arme wie Windmühlenflügel kreisen. Während er mich anschaute, sagte er zu zwei Kameraden: «Wenn wir jetzt Russen wären, würden wir die Leute im Erste-Klasse-Abteil von ihren Plätzen jagen, uns selbst dort hinsetzen und ihnen ihr ganzes Gepäck abnehmen.»

Ich spürte, wie mich ein Gefühl der Schuld beschlich. Das Ganze schien mir eine ziemlich gute Idee, aber ich stand auf der falschen Seite der Barrikade. Um wenigstens einen Fuss im proletarischen Lager zu haben und um ihnen zu zeigen, dass ich jenen Bürgerlichen zuzurechnen sei, von denen es im Kommunistischen Manifest heisst, dass sie im entscheidenden Augenblick des Kampfes «auf die andere Seite kommen», trat ich auf den Gang und bot dem rothaarigen Mann meinen Platz an, wenn auch nicht mein Gepäck. Dies war ihm sehr peinlich, und

er sagte: «Nein, Monsieur, Sie sehen doch, wie ich angezogen bin, und ausserdem habe ich mich seit Tagen nicht mehr gewaschen. Ich kann unmöglich mit anständigen Leuten zusammen in der 1. Klasse sitzen.»

Ich konnte einen seiner Kameraden überreden, meinen Platz einzunehmen, solange ich mich mit diesem rothaarigen Mann unterhielt, der eine offene und ungezwungene Art hatte. Woher er jetzt komme, fragte ich ihn. «Aus Graz in Österreich.» «Und wann haben Sie Graz verlassen?» «Vor vier Wochen. Seitdem sind wir unterwegs.»

Seine Kameraden gesellten sich dazu. Er war offenbar ihr Wortführer. «Wie wurden Sie befreit?» fragte ich. Sie brachen in Gelächter aus. «Befreit? Wir wurden von den Russen befreit! Sie besetzten Graz, wo es uns Franzosen ganz gut ging. Wir kamen gut mit den Österreichern aus. Aber als die Russen kamen, haben sie uns erst mal drei Wochen eingesperrt und uns alles abgenommen. Graz haben sie geplündert und die Menschen ausgeraubt. Nach drei Wochen liessen sie uns frei und erklärten, wir könnten jetzt zurück nach Frankreich gehen. Wir zogen durch Norditalien; in Mailand merkten wir, dass alle italienischen Arbeiter Kommunisten waren, die sich danach sehnten, von ihren Kameraden befreit zu werden. Es gibt nichts, was wir ihnen mehr wünschen», fügte er bitter hinzu.

«Hat es sie sehr überrascht, dass die Russen Graz geplündert haben?» fragte ich. «Englische Truppen haben in Norddeutschland geplündert, die Amerikaner und Franzosen haben geplündert, wo sie hinkamen.»

«Nein, nein», meinte er, «unsere Truppen sind disziplinierte Streitkräfte, und die anderen Alliierten auch, das sind zivilisierte Menschen und keine Wilden. So etwas machen die nicht.»

Ich widersprach, aber ohne Erfolg. Meine Meinung interessierte ihn nicht, oder er konnte sich nichts vorstellen ausser

dem, was er mit eigenen Augen gesehen hatte. Man hatte ihm einmal erzählt, dass die Russen Engel seien; jetzt, nachdem er erlebt hatte, dass es sich auch nur um menschliche Wesen handelte, hielt er sie für schlechter als die anderen. «Wenn Sie mir nicht glauben wollen, was ich ihnen erzähle, fragen Sie doch meine Kameraden hier im Zug! Wir kommen alle aus Graz, und alle werden Ihnen die gleiche Geschichte erzählen.»

Dann sprach er von Frankreich. «Was wir hier sehen, ekelt uns an. Damit wollen wir nichts zu tun haben. Vier Jahre sind wir jetzt von zu Hause weggewesen, und es will uns nicht in den Kopf, dass wir zu diesem Frankreich gehören sollen, in dem jeder nur an sich selber denkt. Die Deutschen waren diszipliniert und absolut fair zu uns. Alles bei ihnen war ordentlich. Niemand war egoistisch. Wir könnten etwas von dieser Disziplin hier bei uns gebrauchen.»

Was er denn jetzt vorhabe, wollte ich wissen. «Zurück nach Hause», sagte er stumpf und fügte hinzu: «Aber meine Kameraden werden mir fehlen. *Ils étaient de bons gosses*» Es fiel mir auf, dass er während unserer Unterhaltung seine Kameraden nicht einen Moment lang aus den Augen gelassen hatte. Wenn sie ins nächste Abteil gingen, sagte er schnell: «Entschuldigen Sie mich bitte, Sir» und schoss hinter ihnen her; kurz danach kehrte er um und unterhielt sich weiter mit mir.

## VIII

Auch heute noch hat jede zivilisierte Nation ihre echten geistigen Könige und Fürsten, an denen, seit eh und je, ihr Rang gemessen wird. Grösse und Ruhm einer Stadt beruhen nur zum Teil auf ihrer historischen Schönheit; man muss auch spüren, dass einige ihrer Bürger die Stadt in ihrer ganzen, in Vergan-

genheit und Gegenwart gewachsenen Bedeutung repräsentieren. Eine Stadt ohne grosse Männer ist wie ein königlicher Palast, über dem nicht die königliche Standarte weht und dessen Fenster leer sind, weil der König abwesend ist. Eine schöne Stadt ohne grosse Männer ist nur ein Monument der Vergangenheit, in der die Gegenwart nur auf Besuch ist, aber keine Wohnung mehr hat. Eine Stadt, deren grosse Männer lediglich geriebene Politiker und Wissenschaftler sind, die aber keine hervorragenden Künstler oder Denker mehr besitzt, oder nur noch Künstler, die ihr Talent dazu verwenden, den Mächtigen zu schmeicheln, ist ein Hort der Barbarei. Eine Stadt wie Dublin, aus der alle grossen Männer ins Exil geflohen sind, macht den Eindruck eines verlassenen Heiligtums. Das Phänomen des Tourismus besteht darin, dass Fremde einen Ort besuchen, um seine vergangene Grösse zu bestaunen, nicht aber, um an seiner gegenwärtigen Lebendigkeit teilzuhaben. Da die italienischen Städte (im Unterschied zum Land, das immer noch seine Bauern hat) zu wenige grosse Individuen besitzen, deren Statur an die grossen Italiener der Vergangenheit heranreicht, brüten sie aus ihrem Leib Touristen wie ein Leichnam Würmer. Jeder, der sie besucht, wird zwangsläufig ein Tourist; es ist unmöglich, etwas anderes zu sein. Es ist auch unmöglich, mit der heutigen Grösse italienischer Städte in eine Beziehung zu treten, die einer Beziehung zu ihrer Geschichte gleichkäme. Die kultiviertesten Italiener werden in ihrem eigenen Land zu Touristen, die ihre eigene Vergangenheit aufzehren. Selbst bei einem so grossen Schriftsteller wie Leopardi wird Literatur zur Reiseführerliteratur, die den Denkmälern Italiens rhapsodische Aufmerksamkeit zollt.

Es gehört zur Grossartigkeit Frankreichs, dass man hier nicht Tourist sein muss. Hier gibt es noch Menschen, die einen Glanz wie die Grossen der Vergangenheit verbreiten. Und weil

ich mit grossen lebenden französischen Schriftstellern und Künstlern gesprochen habe, fühle ich mich nicht als Tourist.

Ich stieg die schmale Treppe zu Picassos Atelier hoch. Am Ende der Treppe und vor dem Eingang zu einem breiten, korridorähnlichen Raum, der ins Atelier führte, standen ein paar dieser wunderschönen sanften Tauben mit grauen, fast seidigen Federn, die er in den letzten Jahren mehrfach gezeichnet hat. In diesen Zeichnungen ist noch etwas vom Geist der Blauen Periode lebendig, und ihre Tauben flattern in seinem Atelier umher wie Boten aus jener Zeit. Ein wundervolles Gemälde aus dieser Phase ist das Kind mit der Taube.

In dieser äusseren Galerie traf ich Picasso, er sprach gerade mit einem Mann, der ein Bild unterm Arm trug. Picasso gab mir die Hand, wir wechselten ein paar Worte über unsere letzte Begegnung im Spanischen Bürgerkrieg. Dann wandte er sich wieder dem Mann zu und sagte: «Ein hübsches Aquarell, aber leider nicht von mir. Schade!»

Sein Französisch hatte einen katalanischen Akzent, der wie eine leichte Vibration in seinen Worten schwingt. Er wandte sich dann wieder uns zu und sagte: «Dauernd kommen die Leute zu mir mit Bildern, die mir zugeschrieben werden. Die meisten haben eine gefälschte Signatur. Es muss doch Gesetze geben, die mich vor so etwas schützen! Ja, vielleicht sollte ich etwas dagegen unternehmen», sagte er mit einer gewissen Naivität, als sei ihm diese Möglichkeit gerade eben eingefallen. Er blickte sich um und hielt die Frage gewissermassen vor seine Augen, wie er überhaupt jedes Gefühl wie etwas Körperliches vor seinen Blick zu stellen scheint, als hätten seine Augen die Fähigkeit, ein Glas oder einen Tisch in der Luft schweben zu lassen. Bei meinen beiden Besuchen in seinem Atelier schaute ich mich um, während er sich mit seinen Freunden unterhielt. Während ich eine Leinwand nach der an-

deren hervorzog, spürte ich immer seine Gegenwart, während er mit einer Gruppe von Leuten, die um ihn herumstanden, redete wie zu Freunden, die man auf der Strasse oder irgendwo im Freien trifft, und sich dabei nicht eigentlich unterhielt, sondern zwischendurch jemandem eine Frage stellte, aufmerksam der Antwort zuhörte und dann in Schweigen verfiel, nicht ein Schweigen des Rückzugs oder der Selbstversenkung; es wirkte, als schalte er seine Aufmerksamkeit einfach ab und hörte auf, zuzuhören und da zu sein.

In der Zwischenzeit betrachtete ich Bilder. Er hatte auch solche anderer Maler, zum Beispiel ein Blumenstück von Matisse, und, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, eine grosse Kopie eines Gemäldes von Matthias Grünewald. Die meisten Bilder waren natürlich von ihm: Stilleben, Szenen aus Paris, phantastisch deformierte Köpfe, ornamentale Abstraktionen eines Tomatenstocks, der vor seinem Atelierfenster stand. Einige Gemälde hatten die glühenden Farben von Glasmalereien, zusammengehalten von Linien dick wie Bleifassungen; einige hatten Farben, die an rohes Fleisch und Blut erinnerten, andere wie vom Messer freigelegte Knochen; wieder andere schienen die graue Stille der Strassen und Plätze des Quartier Latin aufgesogen zu haben. Im Mittelpunkt seiner Malerei scheinen mir einfache Aussagen zu stehen, eine Geste, der Augenblick, in dem ein in einer Seherfahrung verankertes inneres Bild in Dichtung verwandelt wird. Nur wenige Bilder scheinen nicht aus einer unmittelbaren Seherfahrung hervorgegangen zu sein. Die Deformationen sind oft keine Deformationen von etwas, was in Wirklichkeit gar nicht verzerrt ist; es sind Deformationen, die er von wirklichen Gegenständen übernimmt oder verzerrte visuelle Erfahrungen, die wir im Allgemeinen lieber aus unserem visuellen Bewusstsein verdrängen, weil wir nur das wahrzunehmen pflegen, was uns vertraut, nützlich oder «normal» erscheint. Wenn zum Beispiel zwei

Augen auf einer Seite eines Gesichts erscheinen, oder ein Auge unmittelbar über einem anderen steht, oder wenn sich zwei Gesichter zu einem überblenden – es gibt noch viele andere solcher Deformationstypen – dann sind das Ableitungen von etwas, was wir wirklich sehen können, wenn wir zum Beispiel unsere Gesichter aneinanderdrücken und uns nur noch unscharf sehen können. Noch die deformiertesten, und, nach konventionellem Massstab, hässlichsten Bilder Picassos von Frauen haben oft eine merkwürdige Zärtlichkeit, die von einer Verzerrung suggeriert wird, die aus sehr intimen Sehbedingungen abgeleitet ist.

Viele Kritiker haben gesagt, Picasso sei der Dichter unter den Malern. Das ist wohl wahr und mag ein Grund dafür sein, dass Dichter wie zum Beispiel Paul Eluard und Jean Cocteau seine Kunst so leidenschaftlich lieben. Dennoch macht er gerade das nicht, was viele «poetische» Maler tun: Er malt keine Bilder allgemeiner poetischer Symbole. Seine Bilder fixieren den Augenblick, in dem Erfahrung sich in ein Gedicht verwandelt. Der Anker der ursprünglichen Erfahrung ist noch zu sehen, die Leine, die den Ballon des Gedichts an die Erfahrung fesselt ebenso wie der Ballon, der schon in die Stratosphäre aufgestiegen ist: alles ist da. Seine Bilder malen nicht das Entbundene, sondern den Vorgang des Entbindens. In ihnen präsentiert sich die ganze Skala der Spannungen zwischen Freiheit und Gefangenschaft, Körper und Seele, Erfahrung und poetischer Verwandlung. Das gibt ihnen die Unmittelbarkeit eines Schreis, einer Äusserung, eines kalligraphischen Fragments, eines Protests und einer Einwilligung. Mit ihm zusammen durch die Strassen zu gehen, ein Restaurant zu betreten ist, als sei man mit einem wilden Tier zusammen, dessen glühender Blick alles ringsum erwärmt. In einem Restaurant kann er ein Stück Papier nehmen und es so reissen, dass sofort etwas Interessantes daraus entsteht. Es war wohl Gertrude Stein, die

mir erzählte, wie er aus einem alten Hut oder einem Stück Blech wundervolle Objekte machen kann. Das kann er nur, weil er seine Wurzeln in den Dingen hat. In jedem Gegenstand scheint er dessen symbolisches Potential blosslegen zu können. Die Kühnheit, worin er alle seine Zeitgenossen übertrifft, besteht nicht darin, dass er einen Schädel oder eine Mandoline in ein Symbol verwandelt, das seine Beziehung zu wirklichen Schädeln und Mandolinen verloren hat; seine Kunst wird ein Medium für die wirklichen Dinge, in dem sie in unendlich vielen Spielarten erst ihre symbolische Bedeutung erlangen. In einer bestimmten Phase malte er viele Bilder mit Mandolinen. Andere Maler schlossen daraus auf eine spezifische Bedeutung der Mandoline oder zumindest auf eine bestimmte Idee von der Mandoline, die er in einem Bild ausdrücken wollte; schliesslich konnten sie sich keinen Gegenstand der Natur vorstellen, der würdiger gewesen wäre, in ihre Kunst übertragen zu werden, als die Mandoline. In ihren Bildern wurden aus Mandolinen konventionelle Symbole für eine bestimmte dichterische Haltung der Kunst gegenüber, die durch nichts besser auszudrücken war als durch die Mandoline. Picasso wandte sich dann anderen Dingen zu, Schädeln, Vogelkäfigen, Blechdosen und Blättern, Töpfen und Pfannen, die er alle zu Objekten in seinen späteren Bildern machte. In allen diesen Gegenständen konnte er offensichtlich einen symbolischen Aspekt entdecken.

Im Restaurant fragte er mich nach Deutschland und dem Problem der Umerziehung. Er nahm ein Stück Brot und sagte lächelnd und mit resignierendem Schulterzucken: «Ich sage doch immer, wenn alle Leute malen, braucht es keine politische Umerziehung zu geben.» Ich glaube, er meinte damit, dass die Malerei den Menschen eine vernünftige und gesunde Beziehung zu ihrer Umwelt vermittelt. Er meinte sicherlich nicht, dass die Welt mit schlechten Gemälden überflutet wer-

den sollte. In Wirklichkeit sprach er über ein Ideal: Dass die Einstellung des Künstlers und besonders des Malers zu seiner Kunst auch auf der Ebene menschlicher Beziehungen vorbildhaft sein solle. Er sagte das allen Ernstes, aber doch in dem Wissen, das Unmögliche zu wünschen.

Ein Buchhändler, dem sein Vermieter gerade die Ladenräume gekündigt hatte, ass mit uns zu Mittag. Er klagte, dass er eine Million Francs brauche, um einen neuen Buchladen zu eröffnen, und sagte zu Picasso: «Du verstehst doch so viel von Geschäften. Ich brauche Deinen Rat.» Picasso gab sich grosse Mühe, ein geschäftliches Gespräch mit ihm über Mieten und dergleichen zu führen, zog sich aber aus dem Gespräch zurück, als der Buchhändler auf jeden Vorschlag mit Bedenken reagierte. Die Sache liess ihn dennoch während des ganzen Essens nicht los. Als wir das Lokal verliessen, sah er einen leeren Laden in der Strasse und zeigte triumphierend darauf: «Da ist Dein Laden! Warum nimmst Du ihn nicht? Der kostet bestimmt keine Million!» Der Buchhändler wandte ein, er sei nicht in der richtigen Lage von Paris.

«Aber das hier ist das Quartier Latin! Jeder verkauft hier Bücher, Sylvia Beach und Adrienne Monnier haben ihre Läden ein paar hundert Meter von hier! Jeder würde hierherkommen und Deine Bücher kaufen, und Du hättest die beste Kundschaft.» «Aber der Laden ist nicht gross genug und die Strasse ist auch nicht die beste, auch wenn sie im Quartier liegt.» Darauf Picasso: «Also, Du willst doch Bücher verkaufen, oder? Wenn ich Bücher verkaufen wollte, würde ich überall einen Laden nehmen. Und wenn ich keinen finden könnte, würde ich mich auf den Gehsteig setzen und sie anbieten. Und die Leute würden bei mir kaufen!» Mit einer vagen Geste deutete er an, dass die ganze Welt mit allen ihren Möglichkeiten dem offen-

steht, der sie zu nutzen weiss. Danach schwieg er. Und er bekam auch keine Antwort.

## IX

Über bekannte Schriftsteller lässt sich wahrscheinlich weniger sagen als über andere Menschen. Gute Schriftsteller leben in ihren Werken, und das Interessanteste an ihnen ist, dass es sie gibt. Virginia Woolf erkennt das genau, wenn sie ihren Helden Orlando dabei beschreibt, wie er in ein Zimmer hineinschaut und einen Mann sieht, der mit dem Rücken zu Orlando an einem Tisch sitzt und schreibt: Es ist William Shakespeare. Wenn man heute in Europa von vielen Menschen nicht weiss, wohin es sie verschlagen hat und ob sie überhaupt noch am Leben sind, kann man jedenfalls für Paris feststellen, dass es dort noch französische Schriftsteller gibt. Dass Jean Paul Sartre jeden Tag mehrere Stunden im Café Flore verbringt und dort offensichtlich seine Bücher schreibt. Dass Aragon und seine Frau Ilse eine grosse Mietwohnung haben, die nicht sehr weit von Jean Cocteaus Wohnung liegt und randvoll mit Büchern ist. An Aragon erstaunt mich die Energie, mit der er seine Vergangenheit abgeschüttelt hat und nun ganz in seiner eigenen Gegenwart lebt. Wie ein Kreuzfahrer sieht er aus, und seine jugendlichen, leidenschaftlichen Züge scheinen sich durch seine Eloquenz immer wieder zu verjüngen, obwohl er leicht ergraut ist. Sein Schutzschild ist die absolut unerschütterliche Treue zur eigenen Weltanschauung, die natürlich auch heute noch die kommunistische ist. Aragon ist ebenso befremdet wie amüsiert darüber, dass es Leute gibt auf diesem Planeten, die heute noch Ansichten vertreten, die er vorgestern einmal hatte – Surrealismus, Internationalismus und so weiter – und er spricht über

diese Gespenster einer Vergangenheit, mit denen er nichts mehr zu tun haben will, in einem Ton des Erstaunens. Eine andere Quelle seiner Kraft ist die Fähigkeit, sich mit Personen und Sachen, die er unterstützt, völlig zu identifizieren. Um nur drei davon zu nennen: Er identifiziert sich mit Frankreich, mit Ilse und mit der Kommunistischen Partei. Kurzum, Aragon ist eine grosse Kraft, vor der ich eine gewisse unkritische Ehrfurcht habe, weil mir nämlich die Fähigkeit fehlt, in irgendetwas ein derart absolutes Vertrauen zu setzen. Als Aragon nach dem Ende des Krieges nach London kam, ging er durch die Strassen und weinte, als er die Bombenschäden sah und spürte, wie sehr London gelitten hatte. Ich erwähne das deshalb, weil ihm ein englischer Kritiker mangelnde Sensibilität für den englischen Kriegsbeitrag vorgeworfen hat. Aragon hatte in London einen Vortrag gehalten, in dem er Englands Leistungen nur beiläufig würdigte. Man hat Aragon gelegentlich Unhöflichkeit und Eitelkeit vorgeworfen; persönlich habe ich ihn nie anders erlebt als ausgesucht zuvorkommend. Während des Spanischen Bürgerkriegs, auf der Durchreise in Paris, meldete ich mich einmal nicht bei ihm, weil ich glaubte, er sei viel zu beschäftigt, um Zeit für mich zu haben. Als wir uns aber das nächstmal trafen, machte er mir Vorwürfe, dass ich ihn nicht angerufen hatte und sprach mit grosser Wärme zu mir; er mochte noch so beschäftigt sein – für ein Treffen hatte er immer Zeit.

Die Wohnung von André Gide liegt im vierten Stockwerk eines Hauses in der Rue Vaneau. Die ganze Wohnung einschliesslich des Flurs ist bis unter die Decke voll von Büchern. Es gibt in dieser Wohnung einen Warteraum, der auch als Empfangszimmer dient, und zwar nicht nur für Gäste, sondern für alle Bücher von Monsieur Gides Zeitgenossen, die hier täglich eintreffen. Inmitten von Büchern, Photographien, Gemälden und Trophäen sitzt Gide in seinem Arbeitszimmer, gekleidet in einen Burnus und mit einer Kopfbedeckung, die den lan-

gen Zipfelmützen ähnelt, wie ich sie aus Darstellungen mittelalterlicher Geldverleiher kenne. Für sein Alter ist er noch unglaublich aktiv. In der ausgestreckten Hand ein Buch haltend, liest er im Gehen auf der Strasse, während er unter den anderen Arm die neuesten Zeitschriften mit Arbeiten junger Autoren und einen neuen amerikanischen Roman geklemmt hat. Es entgeht ihm absolut nichts, er beobachtet alles, diagnostiziert jede Beziehung. Er ist nicht nur aufmerksam, sondern auch pedantisch genau. Im Verlauf unseres Gesprächs gab er mir die Telefonnummer von Albert Camus. Ich notierte sie auf einem Zettel. Zwanzig Minuten später gab er mir die Nummer von Jean Schlumberger, und während ich mir diese ebenfalls notiere, sagt er: «Bitte schreiben Sie sie auf denselben Zettel wie die Nummer von Camus. Sie verlieren sonst beide.» Alles, was mit Deutschland zusammenhängt, interessiert ihn, und er möchte selber nach Deutschland reisen, um seine eigenen Beobachtungen machen zu können. Aber da gibt es Komplikationen. Er möchte nicht in offizieller Funktion reisen, obwohl ja ohnehin alles im Voraus arrangiert werden müsste und es schwierig wäre, anders zu reisen. Er stellt mir genaue Fragen über einen Freund in Deutschland. Ich versuche, ihm zu erklären, dass sich sein Freund einsam und isoliert fühlt und erwähne, dass er mich ein paarmal nur ungern gehen liess, als ich mich nach zwei- und dreistündigen Besuchen bei ihm verabschieden wollte. Gide ist sehr erstaunt: «Drei Stunden! Aber wie können Sie länger als eine Stunde mit jemandem zusammensein?» Obwohl das nicht als Vorwurf gemeint ist, achte ich darauf, mich vor Ablauf einer Stunde von ihm zu verabschieden.

So geht das Leben überall in Paris weiter; ein bisschen schäbiger, ein bisschen staubiger als früher; oft wirkt es etwas kränklich und verschämt, aber es pulsiert. Die Gebäude stehen noch, die Gärten im Palais Royal sind immer noch wunder-

schön, auch wenn Jean Cocteau auf einem gemeinsamen Gang darauf hinwies, dass die «kleine Spielzeugkanone am anderen Ende des Gartens, die stets um die Mittagsstunde abgefeuert wurde, für immer schweigt, seit die richtigen Kanonen zu schießen begannen.»

# REISEN DURCH DIE BRITISCHE ZONE

(September und Oktober 1945)

## I

### IM OFFIZIERSKASINO

Dieses Kasino befindet sich in einer Vorstadt von Düsseldorf und liegt am Ufer eines kleinen künstlichen Sees in Rheinnähe. Das Gebäude selbst ist eine unattraktive, langweilige Villa; genau ihr gegenüber, auf der anderen Seite des Sees, steht jedoch ein barockes Schloss, das die Szenerie für eine Mozartoper abgeben könnte. In einem Flügel, der teilweise ausgebrannt ist, klafft ein riesiges Loch, in dem noch die ausgeglühten Reste einer Feuerwehrspritze hängen wie ein grosses langes Insekt mit verdorrten dünnen Beinen. Ansonsten aber hat das unbeschädigte Innere nichts von seiner bezaubernden Reife verloren. Das Schloss trägt einen rosa Anstrich, der ebenso wohltuend wie absurd wirkt und mich an eine nur leicht beschädigte Schäferinnenfigurine aus Meissener Porzellan erinnert in einer Stadt, in der fast alles sonst zerbrochen und zerstört ist.

Ich kam gegen acht Uhr abends und nach dem Dinner an. Die Offiziere waren schon in der Lounge beim Drink, und die Unterhaltung war bereits sehr zotig. Ein Major mit einem vier-eckigen Gesicht und starken Kieferknochen, einem borstigen Schnurrbart und angegrautem, zurückgebürstetem Haar, führte das grosse Wort. Sein ganzes Gehabe war das eines Schulmeisters, dessen geheimnisvolle Vergangenheit die Schulknaben faszinierte. Er führte mich auf mein Zimmer und danach zum

Dinner, und lud mich ein, mit ihm und den anderen Offizieren noch in eine Weinstube in Düsseldorf mitzukommen, die jetzt als Offiziersclub diene. Ich nahm die Einladung an, und nachdem ich zu Abend gegessen hatte, fuhren wir in zwei Autos los. Die Unterhaltung lief weiter wie bisher.

Die Weinstube war in einem jener Kellergewölbe, die an die Kapelle einer gotischen Kathedrale erinnern. Wir saßen an einem Tisch vor einem wundervollen Kachelofen, und der Major sagte mir, er würde immer hier sitzen, weil ihm die Kacheln so gut gefielen, auf denen Szenen aus der Schöpfungsgeschichte dargestellt waren. Er erzählte mir auch, in Indien gewesen zu sein, und gab mir für meine Arbeit den Rat, die Deutschen genauso wie Inder zu behandeln. «Sie müssen einfach einem Verantwortung übertragen und ihm sagen, ‚Du bist dran‘, für den Fall, dass seine Untergebenen nicht spüren.»

Ein junger Offizier, ein Captain Royall, war offenbar der Meinung, ich sei in einer Position, um die politische Entwicklung im Rheinland beeinflussen zu können, und regte sich immer mehr auf. «Es muss Ihnen klar sein», rief er aus, «dass die Christdemokratische Partei eine in grossem Stil organisierte katholische Clique in Köln ist. Die gesamte Verwaltung ist korrupt.» Wie das zu verstehen sei, wollte ich wissen. «Das heisst, dass jeder ein Haus in der Umgebung von Köln kriegen kann, der einen von der deutschen Verwaltung mit Zigaretten besticht.» Ich hielt aber Adenauer, den Kölner Oberbürgermeister, für über jeden Verdacht der Bestechlichkeit erhaben und sagte ihm das. «Adenauer ist ein unberechenbarer alter Fuchs. Persönlich mag er ja ehrlich sein; aber seine Verwaltung ist es nicht, und das weiss er auch.» «Welche Partei halten Sie denn für ehrlich?» «Die einzigen ehrlichen Leute in Deutschland, die ich kenne, sind die Sozialdemokraten; aber die sind schon wieder zu ehrlich, um Boden unter die Füsse kriegen zu kön-

nen.» Ich fragte ihn, ob er sich in Köln an Stelle der Adenauersehen eine andere Administration vorstellen könne. «Sehen Sie denn überhaupt nicht», erregte er sich, «dass im bevorstehenden Winter Tausende von Leuten erfrieren und verhungern werden? Die Lage ist doch schrecklich. Sie müssen dafür sorgen, dass man etwas dagegen unternimmt.» «Aber was denn?» fragte ich ihn. «Es wäre eine Katastrophe, wenn Adenauer stürzen würde», schrie er erregt. Ich hatte Schwierigkeiten, ihm ganz zu folgen, und erinnerte ihn daran, dass er gerade eben noch Adenauers Verwaltung als korrupt bezeichnet hatte. «Ja, ich weiss», sagte Captain Royall, «aber trotzdem darf es vor dem Frühjahr keine Wahlen geben, weil diese Administration die einzige ist, mit der der Winter zu überstehen ist, Korruption hin oder her. Trotzdem muss man irgendetwas unternehmen, und Sie müssten da etwas tun.»

Den ganzen Abend konnte er mir nicht oft genug sagen, dass etwas getan werden müsse.

Als wir aufbrachen, spürten wir alle den starken Rheinwein. Der Major fuhr mich nach Hause und sagte: «Mein alter Junge, in solchen Situationen gibt es für mich nur eines: Ganz langsam fahren. Da lass ich mich von niemandem treiben. Sie haben doch nichts gegen so viel Umsicht, nicht wahr?» Er fuhr ganz langsam in eine Sackgasse, und ich bot ihm an, auszusteigen, um ihn beim Wendemanöver besser dirigieren zu können. «Ich mag ja etwas angeheitert sein», gab er zurück, «bin es aber nicht gewöhnt, dass meine Gäste Zweifel an meiner Fähigkeit hegen, den Wagen zu wenden.» Danach hielt ich den Mund. Er wendete tatsächlich ohne Zwischenfälle; anschließend fuhren wir im Schneckentempo zurück, aber auch in Schlangenlinien und über mindestens fünf Verkehrsinseln hinweg, bis wir endlich unser Ziel erreichten. Und dann liess er es sich natürlich nicht nehmen, ganz langsam auch noch in die Garage zu fahren.

Am darauffolgenden Tag erzählte mir der Major beim Lunch eine Geschichte, mit der er mir die Pedanterie deutscher Ärzte veranschaulichen wollte. 1929 musste er sich in Leipzig einer schwierigen Operation unterziehen. Man legte ihn auf den Operationstisch und gab ihm die Narkose, die ihn aber nicht bewusstlos machte: «Man weiss ja, dass Leute, die etwas mehr als andere trinken, länger brauchen als üblich, um bei einer Narkose wegzutreten. Ich lag also noch hellwach auf dem Operationstisch und sah den Chirurgen auf mich zutreten, nachdem er noch schnell das Messer an seiner Schuhsohle abgewischt hatte. Ich sagte: ‚Hallo, was haben Sie denn vor? Ich bin noch völlig bei Bewusstsein! ‚Sie sind *nicht* bei Bewusstsein‘, sagte er. ‚Sie haben 33 ccm Narkosemittel intus, und das ist genau die Menge, um einen Mann ihrer Körpergrösse, ihres Gewichts und Alters ins Land der Träume zu schicken‘. Schon benommen vom Äther, den er mir verabreicht hatte, sprang ich vom Operationstisch und ging in Kampfstellung. Daraufhin stürzten sich drei Nonnen auf mich; eine packte mich am linken, die andere am rechten Arm, und eine setzte sich auf meine Füsse. Dann ging der Chirurg mit dem Messer auf mich los, und ich verlor das Bewusstsein.»

Am Nachmittag ging ich durch den Schlosspark hinunter zum Rhein und machte ein paar Aufnahmen von gesunkenen Lastkähnen. Ein Angler bat mich um eine Zigarette und erzählte mir dann zur Belohnung, wie viel lieber er die Engländer als die Amerikaner mochte, die er für «*richtig wilde Menschen*» hielt, und meinte in einem Nachsatz: «Wir sind alle schuld an den Nazis.» Ich stellte mir vor, was für Lieder die Rheinnixen wohl den britischen Soldaten sangen, die hier nicht unweit der Lorelei stationiert waren.

Am Abend besuchte ich ein Konzert des Düsseldorfer Symphonieorchesters mit Aufführungen einer Mozart-Symphonie und Beethovens Pastorale vor einem ausschliesslich

aus britischen Soldaten bestehenden Publikum. Nichts hat mich trauriger gestimmt als dieses Orchester mit blassen, krank wirkenden älteren Männern, die zwar mit grosser Intonationsreinheit, aber ohne Kraft und Schwung mitten in den Ruinen ihrer Stadt für die Armee der Besatzer spielten. Es war wie die Urszene einer in die Knechtschaft getriebenen Rasse. Besonders fiel mir ein Flötist auf, der einen sauberen Ton hatte, aber die ganze Zeit hindurch mit einem leichten Tremolo spielte.

Am Abend darauf kehrte der Colonel nach mehrtägiger Abwesenheit ins Kasino zurück. Seine Ankunft erzeugte eine Atmosphäre respektvollen Trübsinns. Er hatte zwei völlig zähe Enten mitgebracht, die zum Dinner serviert wurden. Keiner hatte ein Messer, das scharf genug war, um die Enten zu zerlegen, was die Stimmung beim Essen noch mehr dämpfte. Der Colonel zupfte an seinem Schnurrbart herum und erzählte uns, wie er zu den Enten gekommen war: «Ich weiss ja, was für ein mieser Schütze ich bin und dass ich nie 'was treffe, aber in Bünde hat's mich wieder gepackt, und als ein Schwarm Enten auf mich zuflog, hab' ich einfach mit beiden Läufen draufgehalten und zu meinem Erstaunen zwei runtergeholt.» Man nahm seine Geschichte mit mürrischem Schweigen zur Kenntnis wie alles, was der Colonel zu sagen hatte und womit er stets auf eine bestimmte Wirkung abzielte, die er aber immer verfehlte.

## II

### DIE FILMEINHEIT

Im Düsseldorfer Offiziersclub traf ich eines Abends einen Mann, den ich schon länger entfernt kannte und den ich hier Boyman nennen möchte. Als wir uns vor fünf Jahren zum letztenmal begegneten, malte er noch surrealistische Bilder. Jetzt machte er Filme und war damit beschäftigt, einen Streifen über die Militärregierung in Deutschland zu drehen. Boyman war inzwischen weisshaarig geworden und hatte Runzeln auf der Stirn, ohne deshalb aber älter zu wirken, nur dass diese Spuren in auffälligem Kontrast zu seinem unverwüstlich jugendlichen Verhalten standen und mir dauernd vor Augen führten, dass er eben doch älter geworden war.

Als Boyman auf seinen Film über die Militärregierung zu sprechen kam, stöhnten alle Offiziere nur auf und meinten: «Mein Gott! Das ist das Ende. Ein Film über die Militärregierung, ogottogottogott!»

Boyman redet in einem anglo-amerikanisch-kontinentalen Filmwelt-Slang, den er mit Phrasen spickt wie etwa «Oh boy, oh boy», oder mit einer Cockney Wendung wie «Bob's-your-uncle». Er verbindet die typischen Bewegungen eines GI mit den Gesten eines Farouche-lyps aus einem René-Clair-Film. Und wenn er Französisch spricht, verwendet er so oft wie möglich das Konditional, um nach einer Wendung wie «*si on fait ça*» oder «*si on ne fait pas ça*» seinen Lieblingsausdruck bringen zu können: «*On est foutu*».

Wohl um damit die Verantwortungslosigkeit der Deutschen zu illustrieren, erzählte er, wie er einmal in Essen eine Frau beobachtete, die in der Hauptstrasse zu einer Zapfstelle ging, um Wasser zu holen. Der Wasserhahn funktionierte aber

nicht, und sie wandte sich an Boyman und sagte: «*Kaputt*» Boyman deutete auf einen anderen Hahn, nur ein paar Schritte entfernt. «*Der ist auch kaputt*», sagte die Frau nur, zuckte die Schultern und liess den Blick in die Runde schweifen, als wolle sie ganz Essen damit umfassen und sagte: «*Alles ist kaputt*» Boyman meinte, dies sei «charakteristisch» für Deutschland in diesen Tagen, dass man eben nicht einsehen wollte, dass die Deutschen selbst an ihrer Misere schuld waren.

Obwohl ich in Bad Oeynhausen einer Frau begegnet war, die mich zu einer ganz ähnlichen Reaktion provozierte, wurde ich jetzt etwas ärgerlich und gab zu bedenken, dass jemand, der tagaus tagein in einem Keller hausen musste ohne Wasseranschluss und ausreichende Ernährung, sich höchstwahrscheinlich nicht andauernd in moralischen Überlegungen ergehen könne.

Dann kam die Rede auf die Presse. Boyman, der von seinem eigenen Film völlig begeistert war, hatte für Journalisten und Kriegskorrespondenten nur Verachtung übrig, weil ihnen nichts von dem aufgefallen sei, was er sehr wohl registriert habe. «Boy oh boy», sagte er, «Was denen alles entgeht, den doofen, dämlichen Dummköpfen. Von denen hat doch keiner geschnallt, dass die beste Story seit *Citizen Kane* in der Villa Hügel zu haben ist, dem Sitz der Familie Krupp in der Nähe von Essen. Was könnten die für 'nen Fang machen, Mensch, wenn die mal in ihrem Kasino über den Rand ihrer Champagnergläser gucken würden! Die Familie Krupp speist jeden Tag an einem Tisch, an dem hundert Personen Platz gehabt hätten, und mit einem Tischtuch, für das man eine spezielle Waschmaschine braucht. Oh boy, oh boy! Und diese Marmor-säle!» Dabei streckte er die Arme in einer gewaltigen Geste der Begeisterung aus, als wolle er die Welt umarmen; sein grosses, langes, schmales Gesicht mit den hervortretenden Augen liess

ihn auf merkwürdige Weise wie die Karikatur eines El Greco-Heiligen erscheinen.

Ich erzählte von meiner Begegnung mit einem Korrespondenten, der gerade aus Berlin kam und sich darüber beklagte, dass seine Zeitung es ablehnte, seine erstklassigen Berichte über die verzweifelten Bedingungen in Berlin zu bringen.

Einer der Offiziere an unserem Tisch sagte, das schlechteste und skrupelloseste Blatt in England sei die *Daily*... das wir aber durch die Bank am liebsten lasen. Jemand meinte dann, wie merkwürdig es doch sei, dass fast alle Journalisten dieses Blatts – das ja eine konservative Haltung vertrat – Sozialisten seien. Ich sagte: «Es fällt uns doch allen schwer hier, die verstockte Haltung der Deutschen zu verstehen. Bei genauerem Hinsehen wundern wir uns darüber, dass jeder Deutsche ein Nazi war, ob aufrichtig oder aus Zynismus. Aber es erstaunt uns überhaupt nicht, dass die Journalisten von der *Daily*... eine Politik unterstützen, an die sie selber gar nicht glauben, und das auch noch, ohne im Geringsten dazu genötigt zu sein. Zugunsten der Deutschen muss man doch sagen, dass sie gezwungen wurden, Nazis zu werden. Kein Mensch aber zwingt einen Sozialisten, für die Politik des *Daily*... zu schreiben.»

Boyman hatte der Unterhaltung nicht zugehört, unterbrach uns jetzt aber, um eine Szene zu beschreiben, die er in Köln «geschossen» hatte. Während der Aufnahmen in der Ruine des Gerichtsgebäudes bemerkte er einen unangenehmen Brandgeruch. Bei näherer Untersuchung entdeckte er, dass er von mehreren Familien verursacht wurde, die in den verwüsteten Kellerräumen lebten und sich über Feuern, die sie mit Scheckbüchern und alten Akten des Justizpalastes fütterten, ihre Mahlzeit zubereiten wollten.

Er redete noch sehr viel und meinte, die verdammt idiotische britische Öffentlichkeit mache sich «keine Vorstellung

von diesen Bedingungen.» Mich ärgert, dass er alle ausser seiner Filmeinheit für Vollidioten hält. Warum auch sollte die britische Öffentlichkeit so mitfühlend auf die Zustände in Deutschland reagieren? Oft kommen mir Zweifel daran, ob Sensibilität tatsächlich so eine Tugend ist, wie ich selbst ja gerne glauben möchte; ich habe nämlich die Erfahrung gemacht, dass Sensibilität, Bewusstheit und Vorstellungsgabe uns nicht davor schützen, eigennützig zu sein. In Wirklichkeit werden wir dadurch zu Egozentrikern. Aber trotz alledem ist Boyman wirklich auf Draht, und dass er es immer wieder schafft, mich derartig zu reizen, geht zweifellos auch auf das Konto meiner Eifersucht und Rivalität. Nach diesem Abend mit Boyman war ich sehr deprimiert, als ich mich schlafen legte, und dann gleich aus zwei Gründen: Wegen der elenden Zerstörung Düsseldorfs und der aggressiven Selbstsicherheit Boymans.

### III

#### MEIN FAHRER

Mein Fahrer ist ein junger Mann, den Mitteilsamkeit und Hilfsbereitschaft auszeichnen. Als wir uns mit dem grossen schicken Humber in Bewegung setzten, der mir in Bünde zur Verfügung gestellt worden war, war wohl die erste Bemerkung, die er machte, als wir auf das stumpfsinnige breite, graue Band von Hitlers Autobahn fuhren: «Gibt es irgendein Beutegut, Sir, was Sie gerne von mir besorgt haben möchten?» Natürlich lehnte ich sein Angebot ab, unterhielt mich aber mit ihm auf der gesamten Strecke bis ins Ruhrgebiet und nach Düsseldorf. Die Autobahn war in seinen Augen nicht das geringste von Hitlers Verbrechen, denn die sei «so langweilig, dass man unweigerlich einschläft, wenn man sich beim Fahren nicht mit jemandem unterhalten kann.» Ich empfand das genauso, denn die Autobahn vermag aus jeder Landschaft ein riesiges breites Band grauer Eintönigkeit zu machen. Er beklagte sich auch darüber, «dass sie sich nie für einen bestimmten Strassenbelag entscheiden konnten, denn manchmal ist er aus Asphalt, manchmal aus Beton und manchmal aus irgendwas anderem.»

Er erklärte mir, dass er ganz neu beim Royal Army Service Corps sei und sich wirklich sehr um den Humber kümmern wolle, da sein guter Ruf von dieser Reise abhinge. Er fragte mich erwartungsvoll, ob wir wohl zusammen nach Brüssel fahren würden, aber da musste ich ihn enttäuschen. Er kam aus einer Stadt in Kent, erzählte mir, dass seine Freundin ihm den Photoapparat geklaut habe und dass er nicht an «weibliche Intuition» glaube; er sei einige Zeit lang jeden Abend mit einem anderen Mädchen ausgegangen und habe seiner eigentlichen Freundin erklärt, diese Abende mit seiner Mutter verbracht zu

haben, und sie habe ihm geglaubt. Die Mädchen vom Weiblichen Hilfsdienst seien eifersüchtig, weil die Soldaten alle mit deutschen Mädchen gehen, und das geschehe ihnen auch recht, weil sie selbst in Frankreich alle mit den Kanadiern und Amerikanern gegangen seien.

Ich wollte gerne von ihm wissen, warum man die deutschen Mädchen den englischen vorzog. Seine Antwort war völlig zweckorientiert, und jeder sogenannte Utilitarist wäre höchstwahrscheinlich irre geworden an der Maxime «der grösste Genuss ist das grösste Gut.» Die englischen Mädchen wollten ausgeführt und verwöhnt werden, mit den deutschen dagegen konnte man eine Nacht lang seinen Spass haben, sie kosteten nichts, und man brauchte sie danach nicht mehr zu treffen, wenn man nicht wollte. Wie es denn wäre, wollte ich wissen, wenn ein deutsches Mädchen ihn wirklich mochte und wiedersehen wollte? Daruf meinte er ganz trocken, dann habe das deutsche Mädchen «eben Pech gehabt».

Das Ruhrgebiet ist die dramatischste Industrielandschaft, die ich kenne. Die Städte sind nur so gross, dass man die sie umgebenden Felder und Streifen offenen Landes nie aus den Augen verliert. Die Landschaft an der Ruhr hat tatsächlich ihren ganz eigenen Charakter mit diesen leuchtenden smaragdgrünen Breschen, Unterbrechungen, Freiräumen zwischen den kalten, gefühllosen Städten mit den skelettartigen Silhouetten von Fördertürmen und Schloten und wuchtigen Fabrikanlagen, die im eisklaren Licht dieses Teils von Deutschland wirken, als seien sie mit Gelatine überzogen. Immer sieht man Menschen auf diesen Feldern und auf den Strassen zwischen den Städten, die aussehen wie Papierfetzen, Lumpen, die der Wind von einer Stadt in die andere bläst. Manchmal stösst man auf Sonnenblumen in den Feldern oder Schrebergärten am Rand der

Städte, die vor dem gespenstischen Hintergrund geduckter Fabrikgebäude und Elendsbehausungen einen prachtvollen Anblick bieten mit ihren grossen üppigen Rädern aus Blütenblättern. Das Ruhrgebiet verfügt über die ganze Poesie des modernen Kinos – den scharfen Gegensatz zwischen städtischem und ländlichem Leben.

Dieses gepflegte, grüne, fette Land, über das sich die Städte ausbreiten und wo zwischen denen noch oft genug Fabriken stehen, erinnert mich an den Bauch einer Sau mit Zitzen, die mit einem unterirdischen Schatz verbunden sind; dieser Bauch ist bedeckt von Parasiten, die ausgerüstet sind mit Saugern, Schaufeln, Rüsseln und Schläuchen, und auf unnatürliche Weise aus diesem Bauch ihre Nahrung beziehen. Eine Fabrik mit ihrer Schachanlage, der Diagonalen der Schaufelbänder und Lorenbahnen, die erst nach oben und dann wieder nach unten in die Erde fahren, sieht genau wie so ein ekelerregender Parasit aus, der sich auf üppigem lebendigem Fleisch dauerhaft eingerichtet hat.

Auch wenn es schwierig ist, Parasiten auszurotten und aus den Schloten vieler Fabriken noch Rauch steigt, ist das Ruhrgebiet heute weitgehend ein Trümmerfeld. Dass mein Wagen die Fahrt durch die Ruhrstädte überlebte, kommt mir wie ein Wunder vor. Auf beiden Seiten der Strassen lagen Trümmerberge, und die Strassen selbst waren fast unpassierbar und oft übersät mit Glassplittern und Schutt. An den Endstationen der Strassenbahnlinien bogen sich die Schienen wie Selleriestengel in die Höhe, ragten aus Löchern in der Fahrbahn. Alle diese Städte waren ganz und gar ruiniert. In einem Hotel im Zentrum von Essen, das die Zerstörung überlebt hat und jetzt als Transit-Kasino dient, nahmen wir eine kleine Mahlzeit zu uns.

So erreichten wir heil Düsseldorf. Am Morgen nach meinem Weinstubenabenteuer liess ich meinen Fahrer wissen, dass ich am Abend zuvor nach ihm gesucht hatte, denn einer

der Offiziere im Kasino hatte vorgeschlagen, für diesen Abend meinen Wagen zu benutzen. Mein Fahrer sagte dazu: «Ich hätte den Wagen für ihn gesteuert, hätte ihn aber nicht selbst fahren lassen; diese Offiziere fahren nämlich jedes verdammte Auto zu Schrott.»

Eine Woche später verliessen wir Düsseldorf in Richtung Bonn, das ich für einige Tage in den Mittelpunkt meiner Arbeit stellen wollte. Auf der Fahrt nach Bonn erzählte mir mein Fahrer von seinem Hobby, mit Benzin betriebene Modellmotoren zu bauen. Er und sein «Kumpel» daheim seien schon seit Jahren damit beschäftigt. Ihre Spezialität sind Modellschnellboote, aber auch Modellautos, und sogar einen Modellbagger haben sie schon gemacht. Er erzählte munter drauflos mit allen technischen Einzelheiten, bis ich wie unter Hypnose in eine Art Traum versank.

Als wir durch Köln fuhren und die Ruinen betrachteten, sagte er: «Man stumpft ja doch ziemlich ab, wenn man zuschauen muss, wie vor den eigenen Augen alle paar Minuten Leute in Stücke gerissen werden. Nach der Normandie habe ich mich nur ein einziges Mal wirklich aufgeregt, und das war, als ich ein Kind überfuhr. Ich konnte überhaupt nichts machen, Sir. Das Mädchen lief plötzlich auf die Strasse und mir direkt unter die Räder.»

Er erzählte mir auch, dass sein Vater Chauffeur sei und dass er selber ein Auto von Brighton nach London gefahren habe, als er zehn war.

Ausserhalb Bonns fing das Auto an, Schwierigkeiten zu machen. Wir fuhren in eine Werkstatt, wo ein Mechaniker von elf bis drei Uhr nachmittags am Motor rumbosselte. Er überprüfte die Kontakte, den Vergaser, die Zündung und tauschte schliesslich die Benzinpumpe gegen eine neue aus. Aber nichts konnte den Humber daran hindern, Fehlzündungen und Stichflammen aus dem Auspuff zu produzieren. Am Schluss ent-

schied der Mechaniker, dass es am Vergaser liegen müsse; es gab aber in der Werkstatt keinen, der in den Humber gepasst hätte. Deshalb schickte er einige von seinen Mitarbeitern in die umliegenden Werkstätten, um dort vielleicht den richtigen aufzutreiben.

Die Hingabe dieses Mannes an seinen Beruf erstaunte mich, denn sie war schuld, dass sowohl er als auch wir keinen Lunch bekamen. Die ganze Zeit unterhielt er sich mit seinen Kollegen in teils mechanischen, teils biologischen Begriffen über den Motor. Es ist eine besondere Sprache, und Menschen, die den ganzen Tag lang Motoren zusammenflicken, leben in einer eigenen Welt, die aufgrund ihrer Vollständigkeit in sich vielleicht noch geschlossener ist als die reiner Wissenschaftler. Reine Wissenschaft setzt ganz zwangsläufig in einem gewissen Mass die Ablehnung unserer alltäglichen Welt voraus; für diese Männer aber ist ihr tägliches Leben eins geworden mit ihrem Gespür für Maschinen, und sie schenken einem zusammengebrochenen Wagen, den man ihnen in die Werkstatt bringt, beträchtlich mehr Aufmerksamkeit, als den meisten Patienten in den meisten Krankenhäusern entgegengebracht wird. Sie haben eines der komplexen und kunstvollen Rituale des Maschinenzeitalters verstanden.

Ich bedankte mich bei dem Mechaniker für die viele Zeit, die er für meinen Wagen verwendet hatte, und er sagte: «Heute vor einem Jahr habe ich oft zwanzig von vierundzwanzig Stunden am Tag arbeiten müssen» – «Und dann hatten wir noch Glück, wenn wir die restlichen vier Stunden in einem Graben schlafen konnten», ergänzte mein Fahrer.

Um Viertel nach drei erreichten wir das Transit-Kasino in Bonn, nachdem wir den Wagen in der Werkstatt zurückgelassen hatten, wo sich der Mechaniker um einen neuen Vergaser kümmern und die Ventile überprüfen wollte.

## IV

### BIBLIOTHEKEN

Mein zweiter Besuch in Deutschland galt der Wiedereröffnung von Bibliotheken im Ruhrgebiet und im Rheinland. Da man annahm, dass die Bibliotheken und ihr Personal völlig nazifiziert waren, hatte man gleich zu Beginn der Besatzung alle geschlossen. Da der kommende Winter sehr streng zu werden drohte, hatten die Behörden entschieden, dass es gut wäre, die Bibliotheken so schnell wie möglich wieder zu öffnen, um den Deutschen während der folgenden Monate Gelegenheit zu geben, noch an etwas anderes zu denken als an ihre Lebensumstände. Ich war beauftragt, das Bibliothekspersonal von Parteimitgliedern und die Bibliotheken selbst von Naziliteratur zu «säubern». Dabei wollten wir nationalsozialistische Bücher nicht vernichten, sondern sie aus den Bibliotheken entfernen und in einem getrennten Raum hinter Schloss und Riegel aufbewahren.

Das deutsche Bibliothekssystem ist sehr kompliziert, und ich habe es nie ganz durchschaut, was auch damit zusammenhing, dass mein Wagen fast immer kaputt war und ich deshalb meine Arbeit und die Überprüfung der Bibliotheken nicht in auch nur annähernd zufriedenstellender Weise durchführen konnte. Ich verlor ausserdem ziemlich bald das Interesse daran. Es gibt jedoch verschiedene Typen von Bibliotheken in fast jeder deutschen Stadt, und es wäre falsch anzunehmen, die öffentliche Stadtbücherei sei ebenso wichtig wie eine grosse Leihbibliothek, die von einer anderen, nichtstaatlichen Organisation betrieben wird. In Bonn zum Beispiel ist die wichtige Bibliothek die katholische *Borromäus-Bücherei*, und die *Volksbibliothek* ist unbedeutend. Die katholischen Bibliothe-

ken haben in Verbindung mit ihrer Bonner Zentrale im ganzen Rheinland Zweigstellen. Sie sind allgemeine Leihbüchereien, gewiss mit einem Hang zur Frömmigkeit, aber keineswegs ausschliesslich auf religiöse Literatur beschränkt.

Der übliche Ablauf meiner Bibliotheksarbeit sah vor, zunächst Verbindung mit den Militärregierungsstellen in jeder Stadt aufzunehmen, dann mit dem Oberbürgermeister und zuletzt mit der Bibliothek selbst. Und natürlich musste ich versuchen, mich gut mit dem Militär zu stellen, weil es mir in vielerlei Hinsicht helfen konnte. Kurzum, ich musste den örtlichen Würdenträgern, zivilen, militärischen und sogar deutschen, meine Aufwartung machen.

Das Hauptquartier der Militärregierung in Düsseldorf ist in einem riesigen modernen, rechtwinkligen Gebäude aus rotem Backstein untergebracht, das in mehreren Blöcken drei Viertel eines Platzes umfasst. Im Innern befinden sich schöne Steinböden und Treppen, Wände, die mit poliertem nussbraunem Kunststein verkleidet sind, Geländer und Beschläge aus Chrom, Büromöbel aus poliertem Nussholz. Selbst die Toiletten mit Urinalen aus grauem feingemasertem Marmor waren würdig, die Ausscheidungen noch der höchsten Nazibeamten aufzunehmen.

Ich sprach sofort bei einem englischen Offizier vor, den aufzusuchen man mir empfohlen hatte, einem Mann mit dem sorgfältig gekämmten und wundervoll gescheitelten Haar eines höchst ansehnlichen Fünfzehnjährigen, nur dass es weiss war. Er hatte den Teint eines Cherubs.

Der Offizier war sehr freundlich und hilfsbereit, wie tatsächlich jeder Offizier in Deutschland, an den ich je mit einer Bitte herantreten musste. Er schien erfreut darüber, dass ich die Bibliotheken öffnen wollte, und liess sofort den Bürgermeister und die beiden leitenden Bibliothekare in sein Büro rufen. Bevor der Bürgermeister eintraf, sagte er zu mir: «Wenn der Bürgermeister kommt, geben Sie ihm nicht die Hand und stehen

Sie nicht auf. Ich halte nichts davon, freundlich zu ihnen zu sein.»

Dies befremdete mich etwas, denn wahrscheinlich handelte es sich bei dem Bürgermeister um einen Nazigegner, weshalb es keinen Grund zu geben schien, ihm nicht die Hand zu geben. Je mehr man aber in der Zone reist, desto deutlicher erkennt man, dass diese Unterscheidung nicht zählt. Einem Deutschen die Hand zu geben oder nicht, ist nicht einmal eine Frage des Prinzips, sondern eine Frage des Gefühls. Und weil das so ist, ist es das gute Recht von Offizieren, die gegen die Deutschen gekämpft haben, ihnen nicht die Hand zu schütteln, wenn sie nicht wollen. Ich selbst war stets höflich zu jedermann; ich hatte aber keinen persönlichen Grund, barsch zu sein.

Der Bürgermeister traf ein und liess uns seine Einschätzung Dr. Peters' und Dr. Reuters wissen, der Bibliothekare der *Volksbibliothek* beziehungsweise der *Landes- und Stadtbibliothek*. Obwohl Mitglied in der Partei, sei Dr. Peters seiner Meinung nach kein Nazi gewesen. Er hielt es nicht für erforderlich, ihn zu entlassen. Bei Dr. Reuter dagegen handle es sich um einen alten und ehrenwerten Mann von tadellosem Ruf.

Etwa 60 Bücher, sagte er, seien in den Düsseldorfer Bibliotheken verbrannt. Er fügte hinzu, dass die Bibliotheken entweder schon gesäubert waren oder dass man dabei sei, sie zu säubern.

Dann erschien Dr. Reuter, und ich brachte ihn in meinem Humber zu seiner Bibliothek, zu dem er meinem Fahrer den Weg wies. Dr. Reuter ist einer dieser mageren, ältlichen, gespenstisch wirkenden Deutschen von reizlosem, dünnlippigem, spitznasigem, bleiäugigem, fahlhäutigem, dünnhalsigem Aussehen, die aber dennoch eine undefinierbare Würde ausstrahlen und aus deren Stahlbrillen eine gewisse Freundlichkeit und Lustigkeit schaut.

Sie wirken wie Erscheinungen aus einem romantischeren Deutschland von Dichtern und Philosophen. Er trug einen alten Regenmantel, der von seinem Körper wie von einem Kleiderständer herabhing. In seine Ohren hatte er Watte gestopft.

Seine Bibliothek, die *Landes- und Stadtbibliothek*, war, wie er sagte, eine wissenschaftliche Bibliothek, die vor allem zu Studienzwecken benutzt wurde. Freimütig räumte er ein, dass sie viele Nazibücher enthielt, und verwies auf die Schwierigkeit, die Nazischriften von nicht-nazistischen Schriften zu trennen, schon allein bei den verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften, die während der letzten zehn Jahre eine seltsame Mischung von wirklich gelehrten Artikeln und wertloser Nazi-propaganda geboten hätten. Niemand habe jedoch Zugang zu den Regalen seiner Bibliothek ausser den Bibliothekaren selbst, und seinem Personal könne er absolut vertrauen. Deshalb, so fuhr er mit Bestimmtheit fort, sollten die Nazibücher bleiben, wo sie waren, obwohl er einverstanden war, dass sie unter besonderen Voraussetzungen verfügbar sein sollten, etwa bei Genehmigung durch die Militärregierung.

Die Bibliothek könne indessen erst nach der Instandsetzung des Daches ihren Betrieb wieder aufnehmen, und er fragte mich, ob ich in dieser Sache helfen könne (natürlich konnte ich nicht). Mit Nachdruck wies er darauf hin, dass mit der Wiedereröffnung der medizinischen Fakultät der Universität auch diese wissenschaftliche Bibliothek wieder öffnen müsse. Dann führte er mich durch die Bibliothek, in der fast überall das Wasser tropfte, da das Dach völlig zerstört war. Wasser strömte durch das ganze Gebäude, sogar bis hinab zu den Büchern in den Kellerräumen. Er brachte mich in einen kleinen, von der Hauptbibliothek getrennten Raum mit einer Büste Heines und vielen der Heine-Manuskripte, die er durch das ganze

Naziregime hindurch gehütet hatte. Die blasse Marmorbüste in einem kleinen dunklen Raum mit leeren Regalen erzeugte eine Sterbezimmer-Stimmung, die sehr zu Heine passte. Er zeigte mir auch Heines letzten Brief an seine Mutter aus dem Jahre 1855.

Danach brachte mich Dr. Reuter wieder zurück in die Hauptbibliothek, wo sich sein Büro befand und hielt eine kleine Rede. Genau so, wie er während der Naziherrschaft jüdische Bücher erhalten habe, sei es seiner Überzeugung nach jetzt notwendig, wegen ihrer historischen Bedeutung Nazibücher zu erhalten; langfristig stellten sie die wertvollste Waffe gegen die Nazis dar.

Ich war froh, gegen Dr. Reuters Einstellung keine Vorbehalte haben zu müssen. Wir hatten nicht die Absicht, Bücher zu vernichten, sondern wollten lediglich Naziliteratur aus den frei zugänglichen Regalen öffentlicher Bibliotheken und damit aus dem Verkehr ziehen. Mein Gespräch mit Dr. Reuter machte mir allerdings klar, dass unsere Politik weitgehend sinnlos war. Jeder, der in Deutschland Nazibücher wollte, konnte sie mühelos bekommen; Nazibücher aus dem Verkehr zu ziehen, das schien nur ein Stück Schaufensterdekoration, das uns in den Ruf bringen würde, mit Literatur genau so umzugehen wie die Nazis.

Tatsächlich waren die Bibliothekare, die der Politik der Nazis am nächsten standen, am schnellsten dabei, unsere Absichten in der weitestreichenden Weise zu verstehen und zu interpretieren. Um mir ihre rasche Auffassungsgabe zu demonstrieren, sagte mir zum Beispiel eine Bibliothekarin in Aachen: «Bitte, Herr Spender, seien Sie ganz beruhigt. Wir verstehen genau, was Sie wollen, und es gibt absolut keine Schwierigkeiten, Ihre Anweisungen durchzuführen. Sehen Sie doch: Während des ganzen Naziregimes haben wir sämtliche Bücher jüdischer und sozialistischer Autoren in einem Spezialkeller hinter Schloss und Riegel aufbewahrt, weil sie nur noch von histo-

rischem und wissenschaftlichem Interesse waren. Jetzt brauchen wir diese Bücher nur hervorzuholen, sie auf unsere offenen Regale zu stellen und stattdessen alle Nazibücher wegzuschliessen, denn jetzt sind *die* nur noch von historischem und wissenschaftlichem Interesse.»

Unsere Methode hatte auch ihr Gutes. Die deutschen Bibliotheken quollen über von Nazibüchern; damit hatte man insgesamt erreicht, den Deutschen das Lesen abzugewöhnen, denn selbst für Nazis ist Naziliteratur beinahe unlesbar. Irgendwie musste man diese Bücher loswerden, und die Bibliotheken mussten von dem Punkt an wieder aufgebaut werden, was nach Entfernung der Nazibücher übrigblieb. Wir mussten diese Säuberung durchführen, um wirklich zu erfahren, wo wir standen.

Ganz anders als Dr. Reuter war Dr. Peters. Er war ein schneidiger, selbstbewusst wirkender Mann mit stahlgrauem Haar, energischem, narbigem Gesicht. Kaum waren wir allein, hob er zu einer langen Selbstverteidigung an und erklärte mir, dass er seine Stellung (zu der er als Leiter der Düsseldorfer Volksbücherei nur durch seine Mitgliedschaft in der Partei gekommen sein konnte) benutzt habe, um den Anstrengungen der Nazis, die Bibliotheken zu nazifizieren, entgegenzuwirken. Er sei mehrfach von den Nazis gerügt worden, und es habe Versuche gegeben, ihn seines Postens zu entheben. Zur Partei habe er nie ein gutes Verhältnis gehabt, und er habe kurz vor der Verhaftung durch die Gestapo gestanden. Er zeigte mir eine schriftliche Erklärung dieses Inhalts mit den Namen mehrerer Zeugen, die bereit waren, für ihn auszusagen.

Von seiner Selbstverteidigung abgesehen hatte er in erstaunlichem Mass das Wesen der Unterdrückung verinnerlicht, das deutsche Amtspersonen immer noch etwas weiter gehen lässt, als die Besatzungsmächte von ihnen erwarten. Er hatte zum Beispiel eine Schrift über den verderblichen Einfluss des

Nazismus auf die staatlichen Bibliotheken verfasst, worin die Nazifizierung der deutschen Literatur unter insgesamt elf Gesichtspunkten analysiert wurde. Dementsprechend hatten er und seine Angestellten alle Bücher, die unter dieses Raster fielen, aus der Bibliothek entfernt und lasen und analysierten sie im Hinblick auf einen für die britischen Behörden bestimmten vollständigen Bericht. Er rechnete allein mit drei bis vier Monaten, um die grosse Masse ungelesener Propaganda nur zu lesen. Irgendwie war es komisch, wenn man sich klar macht, dass genau die Politik, die ich ja repräsentierte, dazu führte, dass eine grosse Zahl von Deutschen jetzt Hunderte von Nazibüchern lasen, in die während der gesamten Herrschaft der Nazis kein Mensch einen Blick geworfen hatte. Hinter seinen Brillengäsern hätte Dr. Reuter vielleicht wieder kurz die Augen zu etwas zusammengekniffen, was kein richtiges Lächeln war, und gesagt, dass dies genau die richtige Medizin für sie sei.

Ich überliess es den Zivilstellen der Militärregierung, über die weitere Verwendung von Dr. Peters zu entscheiden. Er war zwar Parteimitglied, aber auch viele Jahre lang Direktor dieser Bibliothek gewesen. Vielleicht sollte ich mich dafür schämen, dass mir der Gedanke nicht behagte, man könne ihn seines Postens entheben. Der Leser, der sich die Entnazifizierung so leicht vorstellt wie ich bei meiner Ankunft in Deutschland, wird sich nach diesem vergleichsweise einfachen Fall des Dr. Peters ein besseres Bild von ihrer komplexen Problematik machen können.

Im Allgemeinen konnte ich feststellen, dass die Bibliotheken an Rhein und Ruhr auch ohne mein Dazutun imstande waren, ihre Wiedereröffnung vorzubereiten. In vielen Fällen, etwa in Bochum und Düsseldorf, waren die zuständigen Offiziere der Militärregierung so vernünftig gewesen, sie ohne meine Unterstützung zu öffnen. An anderen Orten standen Bi-

bibliotheken wie die von Bonn aus geführten *Borromäus-Büchereien* unter der Aufsicht von Priestern, die sich immer dem Einfluss der Nazis widersetzt hatten. Wenn nicht schon früher, begannen die Deutschen spätestens mit dem Tag, als die Alliierten ihre Städte besetzten, überall von selbst damit, ihre Bibliotheken zu säubern.

## V

### BONN

Die Schwierigkeiten mit meinem Wagen hielten mich mehrere Tage in Bonn fest. Es schien mir besser, hier zu bleiben, wo ich die Offiziere kannte und wo die Aussichten, dass sie mir bei meinen Transportproblemen behilflich sein könnten, besser waren als in Düsseldorf. Ich suchte den Major auf, der den Kommandierenden Offizier Bonns in dessen Abwesenheit vertrat. Er ist ein Mann aus Yorkshire: hart, kraftvoll, freundlich, mitfühlend und egoistisch. Männer aus Yorkshire sind merkwürdig: Sie wirken standfest und gutmütig, besitzen jedoch gleichzeitig einen Schuss Überempfindlichkeit.

Der Major hiess mich jedenfalls willkommen, hörte sich meine verschiedenen Probleme an und erläuterte mir die Weisungen, die er in Bezug auf Bibliotheken zuvor empfangen hatte. Dann erwähnte ich nervös, dass mein Auto kaputt sei. Als ich ihm dies sagte, konnte er kaum an sich halten. Er hob ein dickes Bündel Papiere vom Schreibtisch zum Beweis, dass ihm in Bonn für acht Offiziere vier Wagen zur Verfügung standen – eine untragbare Situation. «Ich hätte es nicht nötig, diese Arbeit zu machen», sagte er, «und ich schätze mal, dass ich zuhause zweitausend Pfund im Jahr verdienen könnte. Und trotzdem bleibe ich hier, weil ich glaube, dass es hier Arbeit gibt, die erledigt werden muss.» Seine Wesensart, seine Selbsteinschätzung, seine Meinung von den Behörden und sein grundlegender Charakter offenbarten sich in dem Tonfall, in dem er diese beiden Sätze sagte. Dann nahm er das Telefon und sorgte dafür, dass ich auf einen der Wagen aus dem zivilen Fuhrpark zurückgreifen konnte, die zur Verwendung durch Zivilisten bereitstanden.

Da ich in Bonn aufgehalten wurde, rief ich im Krankenhaus an, um zu erfahren, wie es inzwischen um Rudi Bach stand. Ich erfuhr, dass er völlig genesen und wieder bei seinen Eltern war, die in einem Dorf zwischen Köln und Bonn lebten. Als ich wieder eine Gelegenheit fand, einen Wagen nach Köln zu bekommen, fuhr ich in dieses Dorf und besuchte ihn. Auch deswegen, weil ich ein Tagebuch führte und nun in meinem Leben anfang, den Preis dafür zu entrichten. Ich war mir bewusst, Rudi nur deshalb sehen zu wollen, um die Fortsetzung der Geschichte um das Penicillin schreiben zu können, das man ihm im Juli gegeben hatte. Meine Handlungen werden inzwischen teils vom Wunsch meines Tagebuchs diktiert, durch mich seinen eigenen Nachforschungen nachzugehen, teils durch die Launen meines Autos und die Machenschaften meines Fahrers.

Es war gar nicht leicht, Rudi Bach zu finden, da seine Eltern der Krankenhausleitung mitgeteilt hatten, sein Vater sei Bürgermeister des Dorfes, in dem er lebte. Dieses Amt hatte er jedoch vor vielen Jahren bekleidet, und im Rathaus wusste man nichts von einem Bürgermeister Bach. Schliesslich fand ich aber doch bis ins Wohnzimmer der Familie Bach, die gerade an einem grossen runden Tisch beim Essen sass, bestehend vor allem aus ausgezeichnetem Obstkuchen. (Schon wenige Meilen ausserhalb der Städte entdeckt man, dass es auf dem Land Lebensmittel in Hülle und Fülle gibt.)

Rudi Bachs Genesung war sensationell. Statt des mageren sterbenden Knaben im Krankenhaus sah ich jemanden, der Ähnlichkeit mit dem Dicken Knaben in den *Pickwick Papers* hatte. Tatsächlich war er unglaublich fett mit seinen dicken Backen, runden Schenkeln und einem Gesicht wie ein Plum pudding. Die Veränderung war so augenfällig, dass es schwerfiel, sie nicht zu bedauern, und da ich für ein Wunder verant-

wortlich war, überlegte ich, dass wahrscheinlich alle Grossen Heiler Gewissensbisse gespürt haben müssen, wenn sie die von ihnen geheilten Patienten gänzlich genesen wiedersahen. Ich machte meine Bemerkungen über sein völlig verändertes Aussehen, und Rudi Bach erwiderte etwas hochtrabend: «O, das ist noch gar nichts, bald werde ich noch viel dicker sein. Es geht mir noch nicht richtig gut, ich bin ja noch Rekonvaleszent.» Er hielt mir einen Vortrag über seinen Herzmuskel, der darauf hinauslief, dass er noch viel ruhen, viel essen müsse, nicht arbeiten dürfe, um sich «richtig zu erholen». In ein paar Monaten dürfe er vielleicht ein bisschen Sport treiben.

Frau Bach redete so viel, dass ich zum Dicken Knaben selber gar nicht viel sagen konnte, und ich war dafür eigentlich ganz dankbar. Sie kannte den ganzen Dorfklatsch über die Nazis und behauptete, dass es im «Untergrund» noch viel Nazi-gerede gebe und dass die Nazis in vielen Fällen immer noch in ihren einflussreichen Positionen sässen. Sie schimpfte, dass reiche Nazis, die aus dem Rheinland geflohen waren, jetzt zurückkehren und ihre Häuser wieder in Besitz nehmen konnten, während man die Häuser von Nicht-Nazis beschlagnahmte. Als Christin halte sie selbst zwar nichts von Rache, glaube aber, dass man die Nazis zu harter Arbeit verpflichten müsse, um Deutschland wiederaufzubauen, und dass man zuallererst ihre Häuser beschlagnahmen müsse. Ausserdem dürften sie keine öffentlichen Ämter bekleiden. Einige der übelsten Nazis seien schlau genug gewesen, eine Parteimitgliedschaft zu vermeiden, aber jedermann wisse, wer sie seien.

Dem hielt ich entgegen, dass nur wenige Tage zuvor im Ruhrgebiet vierzig Industrielle festgenommen worden waren und dass man daran doch sehen könne, dass nicht alle Nazis, die noch frei herumliefen, sich in Sicherheit wiegen konnten.

Frau Bach war der Typ der salbungsvollen, ehrbaren, frommen Hausfrau. Unablässig legte sie mir nahe, wie fromm und tugendhaft sie und ihre ganze Familie waren. Sie war überzeugt, dass alle Unterhaltung in Deutschland *ernst* sein müsse, und hoffte aufrichtig, dass es eines Tages niemandem mehr gestattet sein werde, sich zu amüsieren. Es beunruhigte sie, dass es bereits Anzeichen dafür gebe, dass Leute sich wieder amüsierten. Ich riet ihr, sich darüber nicht zu grämen, da Glück derzeit nicht zu den schlimmsten Problemen in Europa gehöre. Ihr aber war die Unterhaltung im gegenwärtigen Deutschland nicht ernst genug. In Bonn hatte sie Werbeplakate für Kabarette gesehen. «Nach allem, was die Deutschen getan haben, sollte man doch erwarten dürfen, dass man sie zu guter Musik, guten Büchern, gutem Theater, zu ausschliesslich Gutem verpflichtet», sagte sie streng. «Mozart, Beethoven, Goethe. Sonst sollte nichts erlaubt sein.»

Als ich nach Bonn zurückgekehrt war, erschien mein Fahrer in meinem Zimmer mit ölverschmiertem Gesicht und Händen, zurückgeschobener Mütze und zerknirschtsorgenvollem Gesicht: Der Wagen sei immer noch in der Werkstatt. Jetzt stimme etwas mit der Zündung nicht, und man müsse Ersatzteile besorgen. Der Wagen fahre zwar, aber wenn wir ihn in diesem Zustand benutzten, hätten wir in drei, vier Tagen wieder Schwierigkeiten.

Also blieb ich in Bonn und nahm jede Fahrgelegenheit wahr, die ich vom Transportoffizier erbetteln konnte. Einer der Offiziere teilte mir mit, dass drei seiner deutschen Arbeiter unterernährt und krank seien. Wenn er konnte, versorgte er seine Arbeiter mit Lebensmitteln, die er für sich bekam, weil er sie anders einfach nicht arbeitsfähig erhalten konnte.

Jim Raven erzählte mir fast dasselbe. Die Wochenration eines Deutschen bestand aus einem Dessertlöffel irgendwelchen Fettes, vier Pfund Brot, zwei münzgrossen, dünnen

Scheiben Fleisch, wenn er Glück hatte, und ebenfalls mit Glück und einmal im Monat etwa einem halben Pfund Kaffee- oder Tee-Ersatz. Bis vor Kurzem konnten die Menschen diese Ration in einem gewissen Mass mit Kartoffeln strecken, aber während der letzten Wochen waren Kartoffeln fast nicht mehr zu bekommen. Leute mit etwas Geld haben es besser, denn sie fahren aufs Land und hamstern bei den Bauern, was man für Geld bekommen kann, oder appellieren an die Grosszügigkeit von Freunden.

Solange mein Auto ausser Betrieb war, blieb mir oft nichts anderes übrig als Eindrücke zu sammeln und mir die laufenden Gerüchte anzuhören. Einige dieser Gerüchte waren geradezu schreiend tendenziös. So bildete sich zum Beispiel um die Atombombe das Gerücht, dass Hitler, wenn der Krieg eine Woche länger gedauert hätte, die Bombe eingesetzt hätte, die die Deutschen in Bereitschaft hielten. Dieses Gerücht nahm dann gelegentlich die Form an, Hitler sei trotz allem ein guter Mensch gewesen. Er hatte die Atombombe, war aber zu gut-herzig, um sie einsetzen zu lassen. Unter den Kellnern im Hotel kursiert das Gerücht, man werde das Rheinland in Kürze zu einem Teil der französischen Zone machen oder in eine unabhängige Republik verwandeln.

Im November soll die Universität von Bonn wiedereröffnet werden. Eines Nachmittags besuchte ich zwei Professoren, die über den Lehrplan für das kommende Semester berieten. Den Lehrplan müssen sie an den vorhandenen Büchern orientieren. Es ist merkwürdig mitanzuhören, wie sie über Bücher reden, die in England und Frankreich während der vergangenen fünf Jahre erschienen sind. Es klingt, als diskutierte man Ereignisse, die in einer anderen Welt stattgefunden haben könnten. Solche Diskussionen versetzen einen Hunderte von Jahren zurück, als das Leben in anderen Ländern in einen Ne-

bel des Geheimnisses und der Mutmassung gehüllt waren. Nichts liess mich deutlicher begreifen, wie vollständig Deutschland vom Rest der zivilisierten Welt abgeschnitten ist.

Eines Tages wollte ich mir die grösste Sehenswürdigkeit von Bonn anschauen, Beethovens Geburtshaus, ein paar hübsche Räume mit einem schönen Innenhof. Beethoven wurde in einem kleinen Zimmer geboren, das von einer überdimensionalen Büste fast vollständig ausgefüllt wird. Sie ist tatsächlich so gross, dass, wenn der ganze Beethoven im selben Massstab modelliert wäre, kein Platz für ihn in dem bescheidenen Schlafzimmer bliebe, in dem ihn seine Mutter geboren hat: ein Bild für übertriebene Verehrung.

Das Beethoven-Museum ist sehr langweilig. Es besitzt Dutzende schlechter Porträts oder Kopien schlechter Porträts sowie Skulpturen, die man aus aller Welt zusammengetragen hat. Es fällt einem kaum ein anderer Künstler ein, der so viele Künstler zu so schlechten Werken inspiriert hat wie Beethoven. Beethovens Hörrohre, die mir als die grosse Attraktion des Beethoven-Museums noch aus der Vorkriegszeit in Erinnerung waren, hielt man jetzt als Teil des «Beethoven-Schatzes» versteckt, als schätzte man sie zu wertvoll ein, um ihren Verlust zu riskieren.

Beethovens Handschriften zeigen eine höchst erstaunliche Bandbreite der Kalligraphie. Beethoven hat wirklich den jeweiligen Handschriften etwas vom Geist seiner verschiedenen Kompositionen eingehaucht. So besitzen etwa die schwungvollen Tempobezeichnungen über den Bezifferungen der Leonoren-Ouvertüre die grosse Ungebundenheit einer Freihandzeichnung. Beethovens Handschrift hat Ähnlichkeiten mit der Picassos. Das Manuskript der Sonate op. 3 vermittelt eine schwer definierbare Intensität und ein starkes Gefühl verdichteter Bewegung. Man kann es als Zeichnung bewundern. Schön, wenn Picasso es sehen könnte.

## VI

### JUNGS INTERVIEW

Im *Ausblick*, einem in Deutschland veröffentlichten Digest von Artikeln ausländischer Zeitschriften, las ich eines Tages ein interessantes Interview mit Professor C.G. Jung.

In diesem Interview sagt Jung, alle Deutschen hätten Anteil an einer Kollektivschuld für die Verbrechen der Nazis, ob sie nun Nazis waren, Angehörige der Wehrmacht, Nazigegner oder gar Flüchtlinge. Zur Begründung sagte er, das ganze deutsche Volk und seine Führer seien «vom Teufel besessen». Jung behauptet, aus seinen Analysen von Mentalität und Traumleben von in der Schweiz lebenden Anti-Nazis erkannt zu haben, dass sie in gleichem Mass «besessen» seien wie die Nazis selbst. «Zehn Prozent des deutschen Volkes sind unheilbare Psychopathen.» – «Sämtliche Vorwürfe der Seelenlosigkeit, Bestialität und dergleichen, die man gegen die Russen erhob, sind Selbstbeschreibungen der Deutschen.» – «Es ist kein Zufall, dass der Chef der deutschen Propaganda, Goebbels, durch seinen Klumpfuß auffällt, dieses uralte Zeichen des vom Teufel Besessenen.»

Die einzige Chance für eine Heilung von der deutschen Schuld sieht Jung in ihrer Annahme: «Mea culpa, mea maxima culpa.» Aus diesem Grund hält er die amerikanische Politik für klug, die Deutschen zur Besichtigung der Konzentrationslager und zur Konfrontation mit den dort geschaffenen Verhältnissen zu zwingen. Es sei aber nicht genug, den Deutschen Moralpredigten zu halten. Reue könne nicht von aussen aufgezwungen werden, sie müsse von innen kommen. Jung hofft, dass in Deutschland Propheten aufstehen, die Reue predigen, «weil ein Volk, das so tief fallen kann, auch die Möglichkeit haben muss, sich wieder zu erheben.»

Jung erkennt die Ursache für die deutschen Verbrechen in der kollektiven Gesellschaftsform und befürchtet jetzt, die Sieger könnten Methoden der Kollektivierung einsetzen, die den Absichten des Teufels ein besonders günstiges Medium böten. Gegen diese Gefahr seien die Engländer durch ihren starken Sinn für Individualität gefeit, die Schweizer durch die Tatsache, dass sie eine kleine Nation sind. Werkzeug des Teufels sei die Massensuggestion durch Presse, Radio und Film. Der einzige Weg zur Überwindung der teuflischen Kräfte sei die Verständigung von Mensch zu Mensch.

Ich finde dieses Interview sehr interessant. Ich glaube, dass es Wahrheit enthält, weiss aber nicht, was genau ich unter «teuflischer Besessenheit» verstehen soll. Vielleicht muss sie auch gar nicht gedeutet werden: es leuchtet ein, auch wenn es schwierig ist, einen anderen Ausdruck dafür zu finden. Aber Jung geht nicht weit genug, wenn er nur das deutsche Volk verurteilt. Wenn alle Deutschen schuldig sein sollen, ob Nazis oder nicht, auch wenn sie im Ausland leben – wie kann er dann andere Gruppen und deren Gegner davon ausnehmen: Faschisten und Antifaschisten, Verschwörer, Kommunisten und so weiter ausserhalb Deutschlands? Und: Kann man deutsche Antifaschisten anhand neurotischer, in der Schweiz untersuchter Flüchtlinge beurteilen, die zur Behandlung zu Dr. Jung gingen?

Es würde ja insgesamt eine Menge Gutes bewirken, wenn jeder Einzelne auf der ganzen Welt sein oder ihr Gewissen erforschte und sich ernsthaft die Frage stellte, ob er nicht selbst in gewissem Masse indirekt für den Nazismus und seine Folgen verantwortlich war.

Ich glaube, nach einer solchen Selbstprüfung würden sich einige wenige Deutsche – manche Sozialisten und Kommunisten, Katholiken, Intellektuelle, manche Gelehrte – als ebenso schuldlos an der Errichtung der Naziherrschaft erweisen wie irgendjemand sonst auf der Welt.

Gleichzeitig sehe ich wie Jung eine besondere Spielart deutscher Verführbarkeit: Untertanengeist, das Denken in Verallgemeinerungen, die Suche nach Allheilmitteln und Machtgläubigkeit haben viele Deutsche tiefer fallenlassen als Menschen anderer Nationalität.

Jung weist auch darauf hin, dass die Besatzungsmächte in- zwischen für die gleichen Versuchungen empfänglich sind, die zum Niedergang Deutschlands führten. Die grössten Gefahren scheint Jung in der Kollektivierung zu sehen, in der Massenpropaganda, der Übernahme von Massenideen und der Weigerung, das Individuum als Individuum zu betrachten. Von letzterer scheint aber auch Jung nicht ganz frei zu sein, wenn er jedem einzelnen Deutschen das Etikett der Kollektivschuld anhängt. Trotz ihrer Achtung vor dem Individuum, sind die Briten Herrscher über ein Weltreich, und genau hier liegt die Gefahr. Kaum im Ausland, beginnen sie auch schon, verallgemeinernd von «den Eingeborenen» zu reden. Diese Neigung zu leichtfertiger Verallgemeinerung wird in dem Widerwillen sichtbar, zwischen Antinazis und Nazis, wenn schon nicht zwischen Antinazis und anderen Deutschen zu unterscheiden. Viel mehr als die einfachen Soldaten weigern sich die Offiziere anzuerkennen, dass jeder Deutsche ein individuelles Wesen ist. Sie verschliessen sich der Einsicht, dass unser Verhältnis zu den Deutschen eines von Mensch zu Mensch und nicht von Mensch zu schuldiger Bestie sein muss. Dem mag man entgegenhalten, dass es nur sehr wenige Ausnahmen unter den Deutschen gibt. Wenn das stimmt, sollte es aber zumindest möglich sein, sie wahrzunehmen. So beweisen wir unsere Fähigkeit, die sehr Wenigen anders zu behandeln als die Vielen.

Wenn Deutsche sich bei mir über ihre Lebensbedingungen beklagen, möchte ich oft mit einer der Standardantworten reagieren: «Sie haben doch den Krieg verloren, oder etwa nicht?» oder: «Wie kommen Sie dazu, sich als Angehöriger eines

schuldigen Volkes zu beklagen?» Solche Antworten sind indessen nicht die klugen Hinweise auf die Gegebenheiten, für die sie einige Offiziere halten. Sie wenden in schematischer Weise die Formel, Deutsche dürfe man nicht als Individuen betrachten, auf den sich gerade beschwerenden individuellen Deutschen an. Wenn man einem beliebigen Deutschen von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, muss gefragt werden, in welchem Mass er Mitschuld und Verantwortung für die Verbrechen des Naziregimes trägt; dies nicht in Betracht zu ziehen wäre ungerecht und hiesse, dem Kernproblem auszuweichen. Irgendeinem Deutschen, der möglicherweise ein Nazigegner ist, zu sagen: «Du bist Deutscher und ich weigere mich, Dir die Hand zu geben, weil Du wie alle anderen Deutschen schuldig bist und ich deshalb Dein Haus beschlagnahmen werde», ist so, als würde man sagen: «Ich bin der Sieger und Du der Besiegte. Deine ehemalige Regierung mache ich verantwortlich für den Krieg und seine Grausamkeiten; deshalb habe ich das Recht, Deinen Anspruch auf Behandlung als Individuum mit einem eigenen Körper und einer eigenen Seele und einer eigenen Geschichte zu ignorieren. Ich werde Dich als Teilchen einer grossen Kollektivschuld behandeln.»

Ein paar Tage nach der Lektüre von Jungs Interview hielt mich eine Mücke wach, und ich verbrachte die Zeit damit, über die deutsche Schuld nachzudenken. Merkwürdigerweise ist die deutsche Schuld seit 1918 die einzige religiöse Frage, mit der sich die moderne Politik eingehend befasst hat. Sie ist immer in einem Klima geistiger Dumpfheit erörtert worden. Die Argumente, mit denen die Kollektivschuld der Deutschen bewiesen werden sollte, waren für die meisten Deutschen (und viele nachdenkliche Menschen anderswo) gerade der Beweis, dass es eine Kollektivschuld nicht gab. Die Greuelthaten in Belgien 1914 und in den Konzentrationslagern sind Verbrechen, über

die die meisten Deutschen weniger wissen als die Menschen ausserhalb Deutschlands, genau wie die gebildeten Briten das ahnungsloseste gebildete Publikum der Welt darstellen, was Kenntnisse über die Zustände in Indien betrifft.

Die wichtigsten Gesichtspunkte sind Folgende: 1. Die politische Verantwortung der Deutschen dafür, Hitler an die Macht gebracht zu haben, nachdem Hitler in *Mein Kampf*. Goebbels in zahlreichen Büchern und Aufsätzen und viele andere Nazi-Autoren nicht nur die Ziele, sondern auch das Wesen der nationalsozialistischen Bewegung und ihrer Methoden unmissverständlich offengelegt hatten. 2. Die orgiastische Begeisterung, der falsche Idealismus, die Verblendung und Selbsttäuschung in den ersten Jahren der Naziherrschaft. Auf die Zeit von 1933 bis 1935 sind viele Deutsche immer noch stolz, und sie bezeichnen sie als die «idealistische» Phase der Bewegung. 3. Die Hartherzigkeit, Niedertracht, Verderbtheit und Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Juden und vieler anderer während der gesamten Nazizeit. 4. Der von den meisten Deutschen ziemlich willig hingenommene allgemeine Niedergang des geistigseelischen Lebens.

Man kann über alle diese Punkte streiten; sie erfassen jedoch die wesentlichen Elemente einer deutschen Kollektivschuld. Sie lassen ausserdem erkennen, dass die deutsche Schuld über Deutschland hinausreicht. Wie viele unter uns zum Beispiel machen sich heutzutage schuldig durch die gleiche Kombination von Hartherzigkeit und Gleichgültigkeit den Schicksalen anderer gegenüber, die einst dem Nationalsozialismus Vorschub leistete?

Eine andere Überlegung lautet: «An wem wurden die Deutschen schuldig?» Gegenwärtig wird das Schuldargument benutzt, um die moralische Überlegenheit der Alliierten herauszustreichen und alle ihrer missbräuchlichen Praktiken zu rechtfertigen. Darin mag etwas von «roher Gerechtigkeit» lie-

gen, der man sicherlich eine gewisse Unvermeidbarkeit zubilligen muss; unsere Brutalität darf dennoch nicht mit unserer moralischen Überlegenheit gerechtfertigt werden. Wenn man meint, jeder Deutsche sei schuldig gegenüber jedem alliierten Soldaten, der ihm die Kamera oder die Uhr wegnehmen will, verfälscht man das Problem. Die Deutschen, sofern sie schuldig wurden, haben sich zuallererst an den Millionen ihrer Opfer schuldig gemacht und danach an sich selber. Ihre am längsten fortwirkenden Verbrechen, vor deren Folgen wir sie retten müssen, wenn wir Europa retten wollen, waren Verbrechen der Selbsterniedrigung.

Und dann muss man über die Schuld der übrigen Welt nachdenken. Denn man kann das Problem der Schuld nicht isolieren. Jeder ist in gewissem Masse schuldig an den Verbrechen aller anderen, weil er für die Bedingungen, die jene Verbrechen hervorbringen in gewissem Masse verantwortlich ist. Die Gesellschaft benutzt Mörder als Instrumente, mit denen sie jene Morde begeht, die in Wahrheit die Morde der Gesellschaft sind. Es gibt eine Schuld des deutschen Volkes, und jeder einzelne Deutsche hat eine gewisse Verantwortung. In diesem Sinn ist der Begriff der «Kollektivschuld» zutreffend. Er bedeutet aber nicht, dass jeder Deutsche gleichermassen schuldig ist, sondern dass jeder Deutsche sich dieser Schuld bewusst sein sollte. Auch gibt die deutsche Schuld den Alliierten keinen moralischen Kredit, der es ihnen erlauben würde, sich in Deutschland nach Belieben aufzuführen und so lange, bis sie sich fast ebenso schuldig machen wie die Deutschen. Das Verbrechen meines Nächsten mag ihn zu einem schlechteren Menschen machen als mich, aber es macht mich nicht besser. Im Gegenteil: Indem es ihn schlechter macht, kann es auch mich schlechter machen.

## VII

### JOACHIM BENDER

In Köln lernte ich einen hervorragenden Gelehrten kennen, den ich hier Joachim Bender nenne. Er ist etwa dreissig Jahre alt, aussergewöhnlich hager, hochgewachsen, mit langen Händen und sehr spitz zulaufenden Fingern, mit milden aber lebhaften Augen. Bender arbeitet in einem Kölner Geschäftshaus, das heisst, er arbeitet in Keller und Erdgeschoss dieses grossen Hauses, das ansonsten zerstört ist. Und weil das Geschäft schlecht geht, hat er viel Zeit, während der Bürostunden seinen Sprachstudien nachzugehen.

Bender erzählte mir, er habe als Mitglied der protestantischen Gemeinde Kölns an mehreren Arbeitssitzungen der Christlich-Demokratischen Partei teilgenommen, die sehr darauf bedacht sei, die Protestanten zu integrieren, obwohl sie mehrheitlich aus Katholiken bestand. Unabhängig von sonstigen Entwicklungen sah er bei den Christlichen Demokraten ein Übergewicht der Katholiken voraus. Bei der Lektüre des Parteiprogramms der Christlichen Demokraten habe er mit Erstaunen festgestellt, dass es fast genau mit dem der Kölner Kommunisten übereinstimmte. Beide Parteien versprachen vielerlei, was nur mit der Einwilligung der Besatzungsmächte einzulösen war: Wiederaufbau der deutschen Städte und der Industrie, die Verstaatlichung von Versorgungsbetrieben und zahlreichen Industriezweigen.

Bender hielt die Führer der Christlich-Demokratischen Partei zwar für freundliche Männer, aber für zu alt, abgehoben, wirklichkeitsfremd, ineffektiv. Bei einer Gründungsversammlung der Partei sei ihm aufgefallen, wie unzufrieden die jüngeren Teilnehmer sowie einige arme Priester und Mönche wirk-

ten und wieviel realistischer und zukunftsorientierter sie dachten als die Parteiführer.

Die Zivilverwaltung von Köln (also den deutschen Teil der Verwaltung) hielt er für ziemlich korrupt. Die Mitglieder der Zivilregierung machten sich das Leben so angenehm wie möglich und versuchten, sich in öffentlichen Institutionen einzurichten, die von den Kirchen und Krankenhäusern unterhalten wurden, um die Versorgung ihrer Familien sicherzustellen und ihren Frauen das Schlangestehen um die Zuteilungen zu ersparen. Er habe selbst gehört, wie ein Mitglied der Zivilregierung zu seinem Arbeitgeber sagte: «Na, Ihre Frau muss doch nicht etwa um Lebensmittel anstehen?» Bender äusserte sein Missfallen über diese Leute und meinte, sie seien dem normalen Leben in Köln zu weit entrückt, um noch Verständnis für die Probleme ihrer Mitbürger aufbringen zu können.

Ein schwieriges Problem. Es liegt auf der Hand, dass die deutschen Verwaltungsbeamten von den Besatzern in gewissem Umfang begünstigt werden müssen; aber genau diese Begünstigung gibt ihnen in den Augen vieler Deutscher das Stigma der Kollaboration und hält viele idealistisch gesinnte Deutsche davon ab, mit uns zusammenzuarbeiten.

Unser Gespräch wandte sich der Kultur zu. Bender bewunderte Professor Kröll, der sich darum bemühte, das Musikleben wieder in Gang zu bringen, fügte aber hinzu: «Mit Kultur hat das allerdings nichts zu tun. Die Nazis wussten genau, dass sie nur ein paar gute Filme und gute Konzerte produzieren mussten, um weiter behaupten zu können, Deutschland sei ein Land der Kultur. Jeder glaubt doch heute noch, Film und Musik seien gleichbedeutend mit Kultur. In Wahrheit aber beginnt Kultur mit einer Kenntnis von Wissenschaften und Künsten, die dem Menschen einen Sinn für den Wert der freien Entfaltung ihres Denkens und einer kritischen Geisteshaltung vermitteln. Musik besänftigt.

Sie erschafft eine abgeschlossene, selbstgenügsame Innenwelt, die mit der äusseren nicht in Konflikt tritt. Selbst wenn sie revolutionär sein will, wie bei Beethoven, lässt sie sich zu Bedingungen ausserhalb der Musik nur sehr ungenau in Beziehung setzen und vermittelt allenfalls einen vagen revolutionären Enthusiasmus, der sich auf jeden beliebigen Gegenstand richten kann. Die Nazis erkannten das sehr genau, vereinnahmten die beiden Traum-Künste Musik und Kino, pflanzten sie Hitlers Umsturzvisionen auf und nannten das Ganze dann Kultur.»

Für grundfalsch hielt er die typisch deutsche Vorstellung, dergemäss Kultur so etwas wie ein riesiger Trinkbecher sei, den man im ganzen deutschen Volk herumreichen müsse, damit jeder einen kleinen Schluck davon nehmen könne. «Kultur ist nicht für die Massen», sagte er, «sondern nur für die *happy few*. Für Deutschland trifft das noch mehr zu als für andere Länder. Die deutsche Kultur hat im Leben des Volkes nämlich nicht so tiefe Wurzeln geschlagen wie die französische, italienische oder spanische Kultur. Die deutsche Kultur begann unvermittelt am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Hinzu kam, dass die deutsche Philosophie der Literatur Goethes, Schillers und Hölderlins vorausging und sie stark beeinflusste. Deshalb ist selbst in der besten deutschen Literatur etwas Abstraktes und Theoretisches zu spüren, was sie für die Massen weniger interessant macht, als es in anderen Literaturen der Fall ist. Gebildete Franzosen können La Bruyères *Charaktere* mit Gewinn lesen. Aber wie verschwindend wenige Deutsche sind überhaupt in der Lage, den *Faust* zu verstehen?»

## VIII

### WUPPERTAL

Die Schwierigkeiten mit meinem Wagen nahmen kein Ende. Jeden Morgen beim Frühstück und nochmal abends erstattete mir mein Fahrer Bericht: Keine Fortschritte. Nach ein paar weiteren Tagen hielt ich es für das Beste, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und mit dem für die Reparatur zuständigen Quartermaster Sergeant zu reden. Also machte ich mich eines Morgens zusammen mit meinem Fahrer zu Fuss auf den Weg zur Werkstatt, die ausserhalb von Bonn lag.

Unterwegs unterhielt ich mich lange mit ihm. Es war mir unangenehm, dass ich nichts für ihn zu tun hatte. Er sagte mir, er habe die Nase voll davon, jeden Tag nur zur Werkstatt zu gehen und zuzuschauen, wie die Mechaniker am Wagen arbeiteten. Jedes einzelne Teil, das auch nur im Geringsten anfällig zu sein schien, hätten sie überprüft und ausgetauscht. Praktisch handle es sich um einen neuen Motor, und trotzdem wolle er nicht laufen. Theoretisch müsse der Wagen in perfektem Zustand sein, tatsächlich aber benehme er sich genau so wie vor einer Woche. Seiner Meinung nach kämen die Schwierigkeiten vom Vergaser – dem einzigen Teil, das noch nicht ersetzt war.

Seine Laune wurde etwas besser, als er mir erzählte, wie gut er sich abends in der Gesellschaft eines netten achtzehnjährigen Mädchens amüsiere. Ich spürte eine gewisse Verpflichtung, etwas dazu zu sagen und fragte ihn, ob er denn ‚Vorsichtsmassnahmen‘ träfe, «um das Mädchen nicht in Schwierigkeiten zu bringen.» Er schaute mich erstaunt an, wurde rot und sagte: «Ich rühr’ sie gar nicht an. Das käme mir

überhaupt nicht in den Sinn. Das fänden weder sie noch ich gut, Sir.» Seine Antwort verblüffte mich einigermassen. Er halte es für falsch, meinte er, ein Mädchen mit einem Baby zurückzulassen, zumal in solchen Zeiten. Ich stimmte ihm zu, und er sagte: «Manchmal, Sir, wenn ich die Zeitungen lese, ärgert es mich richtig, was man unseren Jungs hier draussen unterstellt, wenn sie fraternisieren. In Wirklichkeit machen nur ganz wenige das, was die glauben. Ich persönlich würde nicht mal im Traum dran denken. Aber sogar mein Mädchen daheim denkt genau das.»

Er erzählte mir, wie er eines Abends mit einem Kumpel und zwei Mädchen zusammen zum Jahrmarkt nach Bonn gegangen war. Auf dem Rückweg, als sie ihre Mädchen nach Hause brachten, gerieten sie an ein paar Deutsche, die einige andere deutsche Mädchen angriffen, weil sie mit unseren Männern fraternisiert hatten. Also liessen sie sich mit den Deutschen auf eine saftige Schlägerei ein, retteten die Mädchen und begleiteten auch die nach Hause.

In der Werkstatt hatten die Mechaniker sich bereits wieder unter meinem Wagen versammelt, den sie als ihren «bedenklichsten Fall» betrachteten. Er stand in einem ähnlichen Ruf wie einst Rudi Bach im Krankenhaus in Bonn. Einige Teile, sagten sie, habe man neunmal geprüft, und gestern sei man sechzig Meilen weit gefahren, um einen Vergaser aufzutreiben. Ich blieb, und sie erklärten mir in allen Einzelheiten, was sie unternommen hatten. Schon zum dritten Mal experimentierten sie jetzt an der Benzinpumpe. Als sie damit fertig waren, machten wir eine Probefahrt. Er lief zwar, aber nur unter dauernden Fehlzündungen, und aus dem Vergaser schossen blaue Stichflammen.

Auch der Quartermaster Sergeant sprach über den Wagen mit fast ebenso grosser Anteilnahme, wie die Ärzte im Krankenhaus über Rudi Bach geredet hatten. Er werde «ihn schon

durchkriegen», und ich könne mich darauf verlassen, dass alles Erdenkliche getan werde; so leicht wolle man sich nicht geschlagen geben.

Am Nachmittag suchte ich zusammen mit meinem Fahrer einen Transportoffizier auf; inzwischen war nämlich der Punkt erreicht, wo ich jemanden brauchte, der sowohl die Fahruntüchtigkeit meines Wagens bezeugte als auch die Notwendigkeit, Ersatz zu beschaffen. Dieser Transportoffizier war ein junger Mann mit einem sehr weissen Gesicht und tiefliegenden Augen. Ich bat meinen Fahrer, im Warteraum zu bleiben, und redete mit dem Offizier. Er war verständnisvoll und stellte mir viele Fragen zu meinem Humber. Ich sagte: «Mein Fahrer ist im Nebenraum, vielleicht möchten Sie mit ihm sprechen?» Ein ganz neuer Ausdruck trat in das Gesicht des Transportoffiziers, und er antwortete kurz angebunden «Ja».

Mein Fahrer kam herein, und der Offizier richtete sich schroff an ihn: «Sind Sie der Fahrer dieses Offiziers?» – «Yes, Sir.» – «Und hat der Wagen eine Panne?» – «Yes, Sir.» – «Nun gut, falls wir hierzu etwas unternehmen können, wäre es gut, wenn Sie in meinem Dienstzimmer erst einmal strammstehen würden.» – «Yes, Sir.»

Der Offizier bekam nur wenig aus meinem Fahrer heraus, der sich plötzlich ganz dumm stellte und die ganze Zeit, während er in Habacht-Stellung stand, gleichwohl seitlich an mir vorbei durchs Fenster schaute und dabei mit einem sehnsuchtsvollen Blick, als wolle er durchs Fenster fliegen, leise die Luft aus dem Mundwinkel blies.

Schliesslich rief der Offizier einen Colonel an, mit dem er in einem Ton sprach, der sich wiederum völlig unterschied sowohl von dem, den er mir gegenüber gebrauchte, als auch von dem, den er meinem Fahrer gegenüber anschlug. Der Colonel solle die Werkstatt anrufen und dort etwas Dampf machen.

Als wir sein Büro verliessen, explodierte mein Fahrer: «Ein Guards' Officer! Ein Wachoffizier! Ein Wachoffizier! Die verdammte Wache! Wenn Sie nicht dabei gewesen wären, Sir, hätte ich ihm meine Meinung gesagt.» Ich sagte ihm, wie froh ich war, dass er nichts gesagt hatte, weil es mir peinlich gewesen wäre, mich gegen ihn stellen zu müssen. «Das ist es ja gar nicht», sagte er. «Aber wenn ich mit ihm allein gewesen wäre, hätte es keinen Zeugen gegeben und ich hätte ihm sagen können, was ich wollte, und er hätte mir nie etwas beweisen können. Guards! Die Guards! Wachoffiziere!»

Am nächsten Morgen fuhr ich in einem Stadtwagen und mit einem deutschen Fahrer über Köln nach Wuppertal, durch Dörfer und kleinere Städte, die vom Krieg fast unberührt geblieben waren. Hier gab es zauberhafte Architektur, Fachwerkhäuser, die viel hübscher aussehen als unsere elisabethanischen, und Häuser, deren Wände mit blauem Schiefer verkleidet waren, die wie abgerundete Fischschuppen aussahen. Wuppertal ist eine Industriestadt in einem sehr engen Tal. Eigentlich besteht es aus mehreren Städten, die an der Wupper entlang zu einer grossen Stadt zusammengewachsen sind. Wuppertal hat eine bemerkenswerte, über der Wupper verlaufende Schwebebahn, deren Konstruktion durch schräg von beiden Ufern aufsteigende Stahlstützen getragen wird. Die Wagen hängen an auf dem Dach angebrachten Drehgestellen unter der Schiene. Der grösste Teil dieses Trägersystems hat den Krieg unversehrt überstanden.

In Wuppertal absolvierte ich meinen üblichen Bibliotheksrundgang. Ich meldete mich beim kommandierenden Offizier, einem Frankokanadier, an, der mich sofort an den Bürgermeister verwies. Von ihm erfuhr ich, dass ein gewisser Dr. Van der Biele der Bibliotheksdirektor sei, den die Militärregierung aber abgelehnt hatte, weil er während des Krieges die Verteilung von Kriegsbüchern organisiert hatte.

Er selber stellte sich jedoch hinter Van der Biele, der gar keine andere Wahl gehabt habe, als diese Kriegsbücher zu verteilen. Dieser Bürgermeister machte auf mich nicht den niedergeschmetterten, verstörten Eindruck wie die meisten anderen seiner Kollegen, die ich kennengelernt hatte. Er war ein grauhaariger, energischer Geschäftsmann mit einem federnden Gang.

Ich sagte ihm, die Entscheidung liege bei der Militärregierung und dass, falls diese ihre Haltung gegenüber Van der Biele nicht ändere, jemand anderes gefunden werden müsse. Darauf schickte er mich zu Stadtrat Dr. Bragard, der mir die Stadtbibliothek zeigte, wo ich Dr. Springmann kennenlernte, den Stellvertreter Van der Bieles.

Später konnte ich feststellen, dass der Bildungsoffizier, ein Captain Heslop, die Bibliothekssituation gut im Griff hatte und mein Besuch eigentlich überflüssig war. Dies traf für das gesamte Ruhrgebiet zu, wo im kulturellen Bereich Offiziere tätig waren, die voller Energie und guter Ideen alles taten, um Bibliotheken wieder zu öffnen, Zeitungen herauszugeben und Konzertaufführungen und andere Veranstaltungen zu unterstützen.

Dr. Springmann sah traurig, alt und sanft aus, und ich mochte ihn. Die Bibliothek ist ein grosses, quadratisches Gebäude aus Granit und Beton im Stil von 1907. Stadtrat Dr. Bragard war ein kleiner autoritärer Mann mit zusammengespreizten Lippen in einem weissen Gesicht, der sofort, kaum dass wir angekommen waren, damit anfang, Dr. Springmann herumzukommandieren. Im Nachbarraum klingelte das Telefon, und Dr. Springmann verliess den Raum. Zwei Minuten später schob Dr. Bragard seinen wütenden kleinen Kopf durch die Tür und brüllte: «Dr. Springmann! Dr. Springmann! Warum lassen Sie denn den Offizier warten?» Als Dr. Springmann zurückgekehrt war, sagte Dr. Bragard zu mir: «Dr. Springmann

hat natürlich nicht die wissenschaftliche Qualifikation, die man von einem Wuppertaler Bibliotheksdirektor erwartet.»

Danach fuhr ich zum Mittagessen ins Offizierskasino, das ausserhalb von Wuppertal in angenehmer ländlicher Umgebung liegt. Seine Mitglieder waren in der Mehrzahl Zivilbeamte der Militärregierung. Einer von ihnen führte mich auf sein Zimmer, damit ich mich frisch machen konnte. Dort schauten sich einige Offiziere Photographien an. Auf einer glaubte ich einen mit Schlamm gefüllten Sack erkennen zu können, und während ich mich wusch, überlegte ich, worum es sich handeln könnte. Es erinnerte entfernt an eine menschliche Gestalt. Später entnahm ich den Bemerkungen der Offiziere, dass man ungefähr fünf Meilen vom Kasino entfernt in den Wäldern ein Massengrab von Russen, Polen und Franzosen entdeckt hatte. Es gab mehrere weitere Photos, manche von einzelnen Leichen, einige von ganzen Leichenbergen.

Danach gingen wir zum Mittagessen. Die Offiziere beklagten sich bitter darüber, dass man einigen ihre Wagen weggenommen hatte, um sie (so schien es wenigstens) deutschen Geschäftsleuten zu geben. «Glauben Sie mir», sagte einer, «die Deutschen müssen uns doch für Dummköpfe halten. Manchmal frage ich mich, ob wir sie oder sie uns besiegt haben. Viele von denen glauben doch, sie könnten diese englischen Dummköpfe noch immer übers Ohr hauen.»

Dass man ihnen die Autos weggenommen hatte, schien jeder irgendwie mit der Entdeckung des Massengrabes in Verbindung zu bringen, obwohl es schwerfiel, den Zusammenhang zu sehen. Es fielen auch Bemerkungen, dass man es wahrlich satt habe, englische Geschäftsleute vor deutschen Geschäftsleuten dienen zu sehen.

Einige Photos zeigten den Bürgermeister, mit dem ich noch am Morgen gesprochen hatte, sowie einige andere bekannte Wuppertaler neben den Leichen. Bei Veröffentlichung

der Photos sollten die Leser ihren Bürgermeister und andere Funktionäre erkennen, um bestätigt zu bekommen, dass die Photos echt waren. Es war ausserordentlich, das leere, ausdruckslose, widerstrebende Gesicht des Bürgermeisters auf der Photographie mit seinem energischen, geschäftsmässigen Auftreten von heute Morgen zu vergleichen. Auf dem Photo wirkten er und seine Kollegen fast selbst wie Tote. Die Offiziere berichteten mir, der Bürgermeister habe nach der Entdeckung sofort behauptet, nichts von dem Grab zu wissen. Beim Verhör gab er dann zu, sich zu erinnern, sagte aber, dass es «damit seine Ordnung» gehabt habe: es handle sich um die Leichen «krimineller Elemente», die man aus guten Gründen erschossen habe. Das Grab war jedoch nicht gekennzeichnet oder in irgendeiner Weise amtlich bestätigt. Ein anderes Grab in der Nähe, das achtundachtzig Leichen enthalten soll, ist bisher noch nicht entdeckt worden.

Auf dem Rückweg bot sich mir ein ganz ungewöhnlicher Anblick. Jedes der grossen Gebäude auf dem Bergrücken über Wuppertal ist zerstört worden. Sie liegen weit verstreut und sind viele hundert Yards voneinander entfernt.

Gerade als ich im Zentrum von Bonn ankam, hielt ein anderer Wagen plötzlich vor meinem an, und ein Offizier mit einem rundlichen Gesicht sprang heraus. Er ging auf meinen Fahrer los, zögerte aber, als er mich sah, und sagte: «Ich wollte grade Ihrem Fahrer 'ne Zigarre verpassen wegen gefährlichen Fahrens. Ich dachte, ich hätte es nur mit dem Boche zu tun. Ich habe nicht gesehen, dass ein englischer Offizier dabei ist.» Ich sagte nichts dazu, und wir fuhren weiter. Die einzige Gefahr war durch diesen Offizier entstanden, der plötzlich vor uns anhielt.

Von einem Deutschen erfuhr ich, dass Wuppertal zwei der schlimmsten Luftangriffe des ganzen Krieges erlebt hatte. Bis dahin war es überhaupt nicht bombardiert worden, dann wurde

es in zwei Angriffen ausgelöscht. Die Menschen wussten nicht, wie man sich bei einem Angriff zu verhalten hatte; beim ersten wurde zum erstenmal flüssiger Phosphor über Deutschland abgeworfen. Die Menschen liefen wie Fackeln durch die Straßen, von den Flammen des flüssigen Phosphors eingehüllt. Einige sprangen in die Wupper, um die Flammen zu löschen, und ertranken. Der Deutsche fügte hinzu, es sei die Besonderheit dieses Angriffs gewesen, dass einzelne Flugzeuge alle grossen Gebäude auf dem Berg über dem Tal zerstörten, eins nach dem anderen, in mehreren Angriffen.

Überall in Europa gibt es diese schrecklichen geheimen Gräber, die die Deutschen hinterlassen haben und die durch gezielte Suche oder durch Zufall entdeckt werden. Ein Offizier berichtete mir über eine ähnliche Entdeckung während der Befreiung Hollands im März 1945. Er hatte einen Freund, einen jungen Arzt, gescheit und tolerant. Er war deshalb überrascht, als er erfuhr, dass dieser junge Mann persönlich dafür gesorgt hatte, dass seiner jüngeren Schwester, die siebzehn Jahre alt war, die Haare abrasiert wurden, nachdem sie einmal abends mit einem deutschen Offizier im Auto ausgefahren war. Der Offizier fragte seinen Freund, wie er dies habe tun können. Ein paar Tage später bat ihn der holländische Arzt, zu einer Polizeistation zu gehen, um einen der führenden Kriminologen Hollands zu treffen. Auf der Polizeistation verhörte der Kriminologe, ein älterer Mann mit langem weissem Bart, einen holländischen Kollaborateur. Um sein Leben zu retten sagte der Kollaborateur, er wolle ihnen einige Dinge zeigen, die sie interessieren würden. Er führte sie an eine Stelle mitten in den Dünen und sagte: «Graben Sie hier.» Die Stelle sah unverdächtig aus, aber sie fingen an zu graben, und zwei bis drei Fuss tief unter dem Sand fanden sie eine Leiche. Im Lauf der nächsten Tage grub die Polizei insgesamt fünfundsiebzig Leichen aus.

Der Kriminologe sagte, es handle sich dabei in der Mehrzahl um Leichen von Menschen, die noch lebten, als man sie begrub. Man hatte ihnen einfach die Beine gebrochen oder auf den Kopf geschlagen und sie lebendig begraben. Die meisten waren Ärzte, Lehrer, Journalisten, Schriftsteller und von den Nazis festgehalten worden, die in den letzten Tagen der Okkupation den Kopf verloren, und sich Tausender Gefangener auf diese Weise entledigten.

## IX

### GOEBBELS

Das Auto machte weiterhin Kummer. Eines Tages war es dann doch soweit, dass wir damit bis nach Aachen kamen und auch fast den ganzen Weg zurück bis wenige Meilen vor Bonn, wo wir liegenblieben und abgeschleppt werden mussten.

In Aachen erledigte ich alles in der üblichen Reihenfolge. Ich erfuhr, dass der Bibliothekar in Kriegsgefangenschaft war, ein Fräulein Würz aber die Bibliotheksleitung übernehmen sollte. Da man in Aachen schon eine ganze Menge Nazibücher weggeworfen hatte, nahm ich mir Exemplare von einigen Werken von Goebbels, Romanen von Ernst Jünger sowie Otto Dietrichs *Mit Hitler an die Macht* mit. Mittlerweile habe ich viel Zeit damit verbracht, diese Bücher zu lesen.

Für junge Menschen muss Goebbels ein mitreissender Schriftsteller sein. Die Faszination der Nazibewegung macht er auf grelle, aber wirkungsvolle Weise spürbar. Auch heute noch wird man von Passagen seines Tagebuchs gepackt, wie etwa jener, in der er die Empfindungen der Naziführer in dem Augenblick beschreibt, als sie 1933 die Macht übernahmen:

*30. Januar 1933.* Es ist fast wie ein Traum. Die Wilhelmstrasse gehört uns. Der Führer arbeitet bereits in der Reichskanzlei. Wir stehen oben am Fenster, und Hunderttausende und Hunderttausende von Menschen ziehen im lodernen Schein der Fackeln am greisen Staatspräsidenten und jungen Kanzler vorbei und rufen ihnen ihre Dankbarkeit und ihren Jubel zu.

Mittags sassen wir alle im Kaiserhof und warteten. Der Führer war beim Reichspräsidenten. Eine unbeschreibliche Spannung nahm

uns fast den Atem. Draussen standen die Menschen zwischen Kaiserhof und Reichskanzlei und schwiegen und harrten. Wie wird es drinnen?

Unsere Herzen werden hin und her gerissen zwischen Zweifel, Hoffnung, Glück und Mutlosigkeit. Wir sind zu oft enttäuscht worden, um uneingeschränkt an das grosse Wunder glauben zu können.

Stabschef Röhm steht ewig und ununterbrochen am Fenster und beobachtet den Ausgang zur Reichskanzlei. Hier muss der Führer herauskommen. Man wird es seinem Gesicht ansehen können, ob es gelungen ist.

Peinigende Stunde des Wartens. Endlich biegt ein Wagen um die Ecke des Eingangs. Die Massen rufen und grüssen. Sie scheinen zu ahnen, dass die grosse Wendung bevorsteht oder gar schon eingetreten ist.

Der Führer kommt!

Einige Minuten später ist er bei uns im Zimmer. Er sagt nichts, und wir alle sagen auch nichts. Aber seine Augen stehen voll Wasser. Es ist so weit!

Der Führer ist zum Kanzler berufen. Er hat bereits in die Hand des Staatspräsidenten seinen Eid abgelegt. Die grosse Entscheidung ist gefallen. Deutschland steht vor seiner historischen Wende.

Wir alle sind stumm vor Ergriffenheit. Jeder drückt dem Führer die Hand, und es ist, als würde unser alter Treuebund hier aufs Neue beschlossen.

Wunderbar, wie einfach der Führer in seiner Grösse, und wie gross er in seiner Einfachheit ist.

Wenn man ein solches Buch aufschlägt und eine Seite wie diese in einer öffentlichen Bibliothek in Deutschland oder im Ruhrgebiet liest; wenn man in einer alten Illustrierten die Bilder taumelnder Massen betrachtet, die den örtlichen Naziführer umjubeln (ohne dass auch nur auf einem einzigen dieser Gesichter eine Spur von Zweifel erkennbar wäre), hat man ein Gefühl, als wäre man unversehens auf ein Massengrab gestossen. Selbst die Ruinen der Reichskanzlei in Berlin erinnern

an Empfindungen, die denen in den Tagen lautstarken Jubels ähneln. Der Tag des Triumphes gleicht hier dem Tag des Sturzes, der Tag der Schamlosigkeit gleicht dem Tag von Scham und Schande.

In der gesamten nationalsozialistischen Literatur stösst man auf einen Widerspruch, der viele Beobachter verwirrt, der in Wirklichkeit jedoch ein Schlüssel zum Verständnis der ganzen Bewegung ist. Es ist der Widerspruch von äusserster Verlogenheit und äusserster Offenheit. Es ist immer wieder verblüffend, wie die Nazis die kompliziertesten Lügen erzählen, nur um sie danach mit dem grössten Stolz selbst blosszustellen. Das erhellendste Beispiel für dieses paradoxe Verhalten ist Hitlers berühmter Satz, man müsse, um die Menschen zu täuschen, ihnen die grösstmögliche Lüge erzählen; denn je grösser die Lüge, desto begieriger würde sie geglaubt.

Zunächst scheint es erstaunlich, dass Hitler seine Methode selbst in so flagranter Weise entlarvt, bis man erkennt, dass er damit ein Beispiel genau jener Methode gibt, die er empfiehlt. Wenn Menschen Lügen glauben wollen, und seien sie noch so gross, dann werden sie auch die Wahrheit nicht glauben, und sei sie noch so unabweisbar, solange sie sie nicht glauben wollen. Hitler wusste genau, dass nichts seinen «Massen» so sehr schmeichelte wie eben sein Reden von den «Massen»: Denn manchmal konnten sie sich nach Belieben als grosse, grossherzige Massen gefallen, und manchmal gefiel es ihnen, sozusagen vertraulich und persönlich angesprochen zu werden und sich in der Verachtung der Massen auf der Seite Hitlers zu wähnen. Niemand nämlich will sich als Teil einer «Masse» sehen, es sei denn, es schmeichelt ihm. So spielten Hitler und Goebbels mit ihren Anhängern ein Doppelspiel.

Das Spiel ging vor allem darum, eine hysterische Spannung zu erzeugen und zu halten. Genau deshalb lässt Goebbels

sogar im Tagebucheintrag vom 30. Januar 1933, dem Tag seines grössten Triumphes, einen Unterton von Katastrophenstimmung durchklingen: «Wie wird es drinnen?» – «Es ist fast wie ein Traum» – «Unsere Herzen werden hin und her gerissen», schreibt Goebbels, und bedient sich durchweg der Spannung zwischen Unheil und Triumph. Noch in den Momenten ihrer grössten Zuversicht ist etwas vom Risikobewusstsein und der Atemlosigkeit der Nazis spürbar.

Natürlich wäre alle propagandistische Genialität umsonst gewesen ohne den unbedingten Glauben, der den brutalen und unvereinbaren Widersprüchen in den Methoden der Nazis die innere Bindung gibt. Echt ist hier der Glaube an Extremismus als Selbstzweck; der Glaube an das eigene Schicksal, führe es zu Sieg oder Katastrophe; und echt ist die Kameraderie, die jene Atmosphäre schuf, die den Nazis eingab, ihre Taten seien allesamt durch das Blut ihrer Märtyrer und die reinigende Kraft ihres Gefühls geläutert.

Die gemeinschaftliche Schuld Deutschlands ist ein offenes Geheimnis in den Schriften und Reden von Hitler und Goebbels. Die Schuld besteht darin, dass man sich von den Reden der Schlange hat in Bann schlagen lassen und kein Bewusstsein mehr von den Werten hatte, die der Versuchung entgegenwirken können. Goebbels' Tagebücher und sein *Kampf um Berlin* konnten nur, so will es scheinen, bei Lesern von Detektivromanen und Kindermärchen auf Widerhall stossen. Doch obgleich die Werke anderer Nazischriftsteller unbeachtet blieben: Goebbels und Hitler wurden mit Sicherheit gelesen.

Das von der Detektivliteratur übernommene Element in Goebbels' *Kampf um Berlin* ist die unausgesetzte Jagd eines rücksichtslosen und «wissenschaftlich» vorgehenden Nazidetektivs auf kommunistische oder jüdische Verbrecher, die gehetzt und vernichtet werden müssen, auch wenn die Polizei

(unter jüdischen Polizeiführern wie Bernhard Weiss, dem stellvertretenden Polizeipräsidenten von Berlin) auf der Seite des Verbrechers steht und gegen den Nazidetektiv arbeitet, der das Gesetz in die eigenen Hände genommen hat. Und wie von Detektivgeschichten bekannt, will sich auch hier der Detektiv nicht zum Heiligen stilisieren. Er wendet die Methoden seiner Gegner an; vor allem geht er «wissenschaftlich» vor und hat eine Menge von Theorien, zugleich jedoch, als läge darin kein Widerspruch, auch eine gesunde Abneigung gegen blasse Theoretiker; er versteht sich selbst als Mann der Praxis, der praktische Ziele erreicht.

Es gibt einen Nazi-Illustrator namens Mjoelnir, dessen Arbeiten ein genaueres Hinsehen lohnen. Seine Illustrationen, die den Kampf der Nazis gegen Juden und Kommunisten darstellen, würden in ein Abenteuerbuch für Knaben oder in die Bücher Karl Mays passen. Sie haben aber nicht das Niveau von Sherlock Holmes. Goebbels hat aufrichtige Bewunderung für Mjoelnir, in dem er einen Meister von «gottbegnadetem Künstlertum» erblickt.

Das Märchenelement des Nazi-Mythos reicht tiefer als bis zur Ebene von *Boys' Om Paper* und von Amateur-Detektiven. In ihm ist Hitler der Prinz, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, sind Kommunisten und Juden dagegen die bösen Geister, die Kräfte des Untermenschlichen, die nicht als Menschen betrachtet zu werden brauchen. Ihrer Forderung nach Anerkennung als Menschen stattzugeben wäre in der Tat gleichbedeutend damit, sich von ihnen verführen zu lassen. Hier wird wie im Märchen einer alles verschlingenden Grausamkeit der Schauplatz bereitet, und die Naziliteratur macht daraus nicht den geringsten Hehl.

Ein weiteres Element dieses Schrifttums ist seine vulgäre Niedertracht und Gemeinheit. Am abstoßendsten ist die widerwärtige Bauernfängerei, mit welcher die Nazis den Leser in ihre Geheimnisse einweihen, besonders wenn sie von ,propa-

ganda' reden, jenem Begriff, der universell (und nicht nur von den Nazis) als eine Art ehrlicher Unehrllichkeit verstanden wird. Goebbels schreibt: «Propaganda hat nur ein Ziel, und in der Politik gibt es nur ein Ziel: Die Massen zu gewinnen. Jedes Mittel, das diesem Zweck dient, ist gut. Alles, was diesem Zweck schadet, ist schlecht.»

Diese und vergleichbare Passagen in *Mein Kampf* führen die Behauptung ad absurdum, die Gefolgschaft der Nazis sei von den Naziführern getäuscht worden. Hitler und Goebbels haben keinem ihrer Anhänger eine Chance zu dieser Ausrede gegeben. Beide übertrafen sich selbst darin, genau dies zu vereiteln, so dass es vielleicht gar nicht aus der Luft gegriffen ist, diese schuldbeladenen Seelen könnten von dem Verlangen getrieben worden sein, ihre Gefolgsleute in die eigene Verdammnis mitzureissen und ihre eigene Schuld auf sie abzuwälzen. Die Propaganda der Nazis war bewusste und vorsätzliche Täuschung, von Leuten betrieben, die sagten, «wir werden uns jetzt selbst hinters Licht führen», und für Leute gemacht, die sehen konnten, dass das Etikett «Gift» auf der Flasche klebte. Jedem, der Nazi-propaganda «einnahm», muss bewusst gewesen sein, dass er sich unter Drogen setzte wie jemand, der Opium nimmt.

Das Erschreckendste und auch in höchstem Masse Verführerische an Goebbels' Schriften ist ihr Ton überpersönlicher Gewissheit, den Goebbels gewiss nicht allein aus sich selbst bezieht. Er entstammt vielmehr dem Hochgefühl, das Böse liefern zu können, auf das Hunderte und Tausende von Deutschen gewartet haben.

Die Macht dieses Bösen besteht darin, dass es auf eine tiefe Quelle zurückgeht und völlig unverfälscht ist. Alle späteren Arbeiten Goebbels' sind einerseits so gesättigt mit Propaganda und andererseits so offiziell im Ton, dass es schwerfällt, dieses Ursprüngliche von der «Parteilinie» zu unterscheiden. Man muss auf Goebbels' erstes Werk zurückgreifen, einen zu-

rückgreifen, einen 1929 veröffentlichten Roman mit dem Titel *Michael*, um zu sehen, dass der wahre Goebbels in wesentlichen Zügen der Nazi-Goebbels ist, von seinen Tagen als rebellischer Student in Heidelberg bis zu seinem dramatischen Tod 1945 in der Reichskanzlei.

*Michael* ist ein Roman in Form eines Tagebuchs. Es ist ein Buch von äusserster Subjektivität, und seine Charakterzeichnung greift selten über den chaotischen jungen Helden hinaus, der gegen alles und jeden aufbegehrt und auf der Welt nach etwas sucht, das so ungestüm und disziplinos ist wie er selbst. Ein Roman ist *Michael* nicht, und selbst als expressionistisches Dokument erhebt es sich selten über das Niveau eines Schulmädchen-Tagebuchs. Manche Passagen darin haben das folgende lyrische Niveau:

*Am offenen Fenster:  
Ein letztes Hauchen  
Von müdem Vogelsang  
Und duftendem Flieder  
Trägt mir der Abendwind  
Ins Zimmer  
Ich kann nicht schlafen!*

Sehr wenig ereignet sich in *Michael*, Der Held ist ein junger Student, voller Erinnerungen an 1918, der in Heidelberg studieren soll (tatsächlich aber überhaupt nichts studiert). Er hat Liebesaffären und Freundschaften. An den Beziehungen zu den Menschen, denen er seine Aufmerksamkeit schenkt, fällt zweierlei auf. Erstens, dass die anderen an seinen «Dämon», sein Genie glauben sollen. Und zweitens, dass sie seine Widersacher sind. Diese beiden leidenschaftlich empfundenen Regungen – zusammen mit seinem leidenschaftlichen Nationalismus und seinem ewig rastlosen Verlangen, die Beschränktheit seiner Existenz im Nachkriegs-Deutschland auf der Woge ei-

nes ungeheuren Gefühls zu übersteigen – erlauben ihm nicht, sich Menschen um ihrer selbst willen zuzuwenden und lassen keinen Raum für Selbstkritik. Von einer Gefühlskrise in die andere gleitend, erfasst ihn gelegentlich das Gefühl des Scheiterns und der Verzweiflung. Und doch erfüllt ihn ein starker Glaube an sich selbst, und wenn man fragt, wie ein solcher Mensch einen solchen Glauben haben kann, lautet die Antwort, dass sich ihm im Erlebnis ständiger Unruhe die Wirklichkeit seiner eigenen Existenz versichert; vor allem anderen fordert er vom Leben dies: zu leiden, dem Wahnsinn zu gehören, die höchste Ekstase zu erfahren.

Es ist schwer vorstellbar, dass irgendein Leser *Michael* für etwas anderes gehalten hat als für das Buch eines Verbrechers, das für Verbrecher geschrieben ist; und ich glaube nicht, dass irgendjemand mit einem Funken Verstand es anders hätte verstehen können. Es gehört, wie auch *Mein Kampf*, in die Kategorie von Nazibüchern, die von dem Dilemma unserer Kultur und unserer Literaturkritik beträchtlich profitierten. Jeder ernsthafte Kritiker, der es nach literarischen Kriterien beurteilte, fand es wertlos. Um uns vor Büchern wie *Mein Kampf*, *Michael* und einer Flut von Gangster- und Kriminalliteratur zu schützen, brauchen wir eine neue kritische Wissenschaft, die solche Literatur als gesellschaftliche Phänomene analysiert. Bis jetzt haben sich nur wenige an dieser Art von Kritik versucht. (Zu den wenigen in England zählt George Orwell.)

Die Handlung von *Michael* ist dürftig. Michael arbeitet im Bergwerk und wird von herabstürzender Kohle erschlagen, nicht ohne zuvor in den Bierkellern Münchens die Wahrheit des Nationalsozialismus erkannt zu haben. Es sind die Beobachtungen, Prophezeiungen und Intuitionen in *Michael*, die einen gewissen Eigencharakter vermitteln.

Was ist echt an diesem Roman? Er ist voll von übler Propaganda und Ideen, die man genau so wenig ernst nehmen

kann, wie Friedrich Gundolf, der berühmte Heidelberger Professor, das schaurige Versdrama des jungen Goebbels über Jesus ernst nehmen wollte, dessen Entstehung in *Michael* beschrieben wird. Viele mögen in dem Gefühl der Niederlage, des Aufbegehrens gegen die Dekadenz der Nachkriegsjahre, der nationalen Demütigung, das Eigenständige in *Michael* erkennen. Ich glaube aber, dass es etwas viel Schlichteres, aber auch Tieferes ist, nämlich das Gefühl der Langeweile in der modernen Zivilisation. Man kann schwerlich sagen, dass die materiellen Bedingungen, die dieser Roman uns vorführt, die chaotische Gewalttätigkeit der zum Ausdruck gebrachten Gefühle rechtfertigen kann; denn es sind Gefühle, die viele Tausende junger Deutscher teilten. Frustrierter Nationalismus geht hier jedoch Hand in Hand mit dem Gefühl eines *ennui*, wie man ihn von Baudelaire, Carlyle, Wagner und vielen anderen europäischen Künstlern kennt. Michael rebelliert gegen den Sozialismus genauso wie gegen den Kapitalismus. Dass er seine Mit-Deutschen sehr liebte, oder überhaupt jemanden ausser sich selbst lässt sich kaum behaupten. Er spürt eine Isolation, die für Nationalisten und Patrioten der Vergangenheit nicht typisch war. Der deutsche Nationalismus zieht ihn immer noch an, weil aus ihm der letzte Krieg hervorging, der dem Chaos in seiner eigenen Seele gleicht, und er spürt in diesem Nationalismus die einzige Kraft, die noch einmal ein grosses Chaos hervorbringen könne, möglicherweise ein apokalyptisches Chaos – oder den deutschen Triumph, in dessen Zeichen die ekstatischen Krieger, die nur leben, um ihre eigenen Grenzen in Orgien der Selbstvergewisserung hinter sich zu lassen, die Welt niedertreten werden.

Wäre ein Buch wie *Michael* als Dokument veröffentlicht worden, geschrieben von einem gewöhnlichen Mörder nach einem Verbrechen, für das er gehenkt wurde, hätte es für beträchtliches Aufsehen sowohl unter Kriminologen wie in der

Öffentlichkeit gesorgt. Doch dieses Buch, das einer der grössten Mörder der Geschichte vier Jahre, bevor die Nazis an die Macht kamen, schrieb, ist nie ausserhalb Deutschlands diskutiert worden. Das Exemplar in meinem Besitz ist die neunte Auflage (41'000 Stück). Anders als die meisten Bücher von Nazis hatte es immer seine Leser, wie die Leihkarte im hinteren Buchdeckel ausweist. Zwischen 1940 und 1943 wurde es aus der Bibliothek in Aachen durchschnittlich einmal in zwei Monaten entliehen.

## X

### ZEITUNGEN

Am 20. September liess mein Humber schwache Anzeichen der Besserung erkennen, und ich unternahm den Versuch, nach Düsseldorf zu fahren. Nach sehr schnellen vier Meilen blieb er in einem Wolkenbruch auf der Autobahn zwischen Bonn und Köln stehen. Mein Fahrer befand, die Treibstoffpumpe sei defekt und stieg aus, um sie zu reparieren. Nachdem er sie auseinandergenommen und schliesslich wieder montiert hatte, kam kein Benzin mehr durch den Schlauch aus dem Tank. Er nahm den Tankdeckel ab und blies in die Öffnung. Der Tank stand wohl unter Druck, und Benzin spritzte ihm in Augen, Mund und Nase. Für zehn Minuten war er praktisch blind. Drei kleine deutsche Jungen beobachteten diese Szene und gerieten ausser sich vor Vergnügen. Sie wälzten sich vor Lachen auf dem Boden und während wir missmutig eine Stunde in unserem Wagen warteten, öffneten sie den Gesichtsausdruck meines Fahrers nach, als er rücklings auf die Strasse fiel. Plötzlich schien die englische Besatzung wie alle anderen Besatzungen zu sein: Man konnte sich ähnliche Szenen mit kleinen Franzosenjungen vorstellen, die sich über ein paar todernste deutsche Offiziere kaputtlachten, deren Mercedes bei der Besetzung Frankreichs liegen geblieben war.

Zwei Stunden später wurden wir nach Bonn abgeschleppt. Mein Fahrer sollte Zurückbleiben, um den Humber wieder flott zu machen, während ich versuchte, so gut wie möglich nach Düsseldorf zu kommen. Es gelang mir abermals, den Bonner Transportoffizier zu überreden, mir zum letzten Mal einen seiner Stadtwagen zu leihen. In Düsseldorf war ich ohne Auto noch hilfloser als in Bonn.

Zwei Tage lang blieb mir nichts als zu lesen, herumzulaufen, Briefe zu schreiben und nachzudenken.

Colonel D., der früher Journalist war und jetzt Mitglied des Casinos ist, lud mich freundlicherweise zu mehreren Tagungen über die Wiederbelebung der deutschen Presse ein, die in verschiedenen Städten des Ruhrgebiets stattfanden. Von der Bedeutung der Tagungen abgesehen, kam mir das insofern gelegen, als ich mich wenigstens stundenweise mit den Problemen der Bibliotheken in den Grossstädten des Ruhrgebiets befassen konnte.

Die erste Tagung, an der ich teilnahm, fand nicht im Ruhrgebiet, sondern in Düsseldorf selbst statt und galt nicht der Gründung einer Zeitung, sondern den Problemen der *Rheinischen Revue*, eines der wenigen Blätter, die bereits unter deutscher Herausgeberschaft erschienen. Die deutschen Herausgeber waren niedergedrückte, müde Männer, die gleichwohl mit den britischen Offizieren heftig über ihre Sicht der Dinge stritten. Der Chefredakteur, Dr. Vogel, vertrat mit Nachdruck seinen Wunsch nach mehr Leserkritik in der *Revue*. Er klagte, dass nach Montgomerys Ankündigung, den Deutschen mehr Redefreiheit zu gewähren, seine Leser kein Verständnis dafür aufbrächten, dass ihre Beschwerden über die deutsche Zivilverwaltung (nicht etwa über die Militärregierung) nicht veröffentlicht würden. Diese Leute, sagte er, würden sich das natürlich so erklären: «Montgomery ist für die Redefreiheit. Es können also nur die deutschen und nicht die britischen Herausgeber sein, die für die Zensur verantwortlich sind.»

Man stellte ihm ein grösseres Mass an Bewegungsfreiheit in Aussicht. Dann sagte Dr. Vogel, die Deutschen wüssten kaum etwas über das, was in Deutschland während der vergangenen zehn oder zwölf Jahre geschehen sei. Es sei zum Beispiel wichtig für die Deutschen, am Jahrestag des Kriegsausbruchs in der deutschen Presse etwas darüber zu erfahren, was

wirklich im September 1939 geschehen war. Das grösste Interesse gelte dabei deutschen Führungsfiguren wie Göring oder Hess.

Die britischen Presseoffiziere waren anderer Meinung. Einer betonte nachdrücklich, Nachrichten müssten frisch sein, also von der Gegenwart handeln; die Vergangenheit solle darin keine Rolle spielen. Deutschlands jüngste Vergangenheit werde umfassend dargestellt werden, sobald entsprechende Rückblicke und Bücher erschienen; in jedem Fall aber werde der Nürnberger Prozess die Deutschen mit Einzelheiten über die Taten der Naziführer versorgen.

Dr. Vogel sagte, man habe die *Rheinische Revue* kritisiert, weil sie angeblich viel «konturloses kulturelles Zeug» bringe. Er verteidigte vehement seine Linie. Wir sahen uns einige Ausgaben der *Rheinischen Revue* an und hatten den Eindruck, dass «Kultur» vor allem durch Photographien von Kühen, die am Rheinufer weideten, und sentimentalene Rheingedichten repräsentiert wurde. Auch klang ein sehr gefühlvoller Unterton von rheinischem Separatismus in den kulturellen Beiträgen der *Rheinischen Revue* an. Dazu gab es einen Fortsetzungsabdruck von Joseph Conrads *Taifun*, der viel Platz beanspruchte, denn die *Rheinische Revue* war während der vergangenen drei Monate nur einmal wöchentlich erschienen. Jeder der Anwesenden bedauerte den Abdruck von *Taifun*, aber keiner war dafür verantwortlich. Ein Stabsoffizier einer benachbarten Stadtverwaltung hatte die Redaktionsbüros angerufen und gesagt, kein ordentliches Blatt könne ohne eine Fortsetzungsgeschichte auskommen, und drängte auf eine solche in der ‚*Rheinischen Revue*‘, so kam es, dass *Taifun* gedruckt wurde.

Dr. Vogel beklagte auch, nicht nur den Launen der örtlichen Militärgötter ausgesetzt zu sein, sondern auch gewissen einflussreichen Journalisten aus Hamburg, die dafür eintraten,

das Erscheinungsbild der gesamten deutschen Presse zu verändern. Einer solchen Idee könne er nicht zustimmen. Seiner Meinung nach könnten die Deutschen am besten durch Blätter umerzogen werden, an die sie gewöhnt waren. Für «Boulevard-Journalismus» seien sie niemals zu gewinnen.

Von dieser Tagung nahm ich einen seltsamen Eindruck von dem gehetzten Leben eines deutschen Zeitungsherausgebers mit. Ich fühlte mich gänzlich ausserstande, in diesem Streitfall über die Aufmachung der Zeitungen Partei zu ergreifen. Insgesamt hielt ich die englischen Vorstellungen für vernünftig. Und vielleicht sprach doch etwas dafür, den deutschen Zeitungen ein neues Format zu geben, das nicht mehr so auffällig einem lutherischen Traktat in Fraktur ähnelte.

Während der nächsten Woche nahm ich an mehreren Tagungen in Ruhrstädten teil, die alle der Gründung von Lokalzeitungen dienten. Auf diesen Treffen sollten Kommissionen gebildet werden, die verschiedene politische Parteien und Konfessionen repräsentierten, um in jeder Stadt eine gemeinsame Zeitung herauszugeben. Jeder Richtung sollte in der Zeitung ein bestimmter Raum gegeben werden, um die verschiedenen Standpunkte darstellen zu können.

Entsprechend setzte sich die Versammlung in Wuppertal aus einem Sozialdemokraten, einem Kommunisten, einem Christlichen Demokraten, einem Zentrums-Mann, einem evangelischen Pastor und einem katholischen Pfarrer sowie dem Oberbürgermeister zusammen, ausserdem noch aus zwei weiteren Personen, für deren Anwesenheit es keine erkennbaren Gründe gab. Der Herausgeber der Zeitung sollte ein Mann sein, der ruhig einer Partei angehört durfte, aber bereit sein musste, parteiliche Belange zurückzustellen, um die Zeitung wirklich repräsentativ für jede Meinungsrichtung machen zu können.

Colonel D. leitete diese Sitzungen geschickt. In Wuppertal eröffnete er eine Sitzung, indem er einige der Anwesenden aufforderte, über ihre Tätigkeiten seit 1933 zu berichten. Der Christdemokrat gab an, vor Hitlers Machtergreifung ein Nationaler gewesen zu sein, vor allem aber an die Notwendigkeit eines christlichen Staates geglaubt zu haben. Als die Nazis an die Macht kamen, habe er gehofft, die Bewegung im christlichen Sinn beeinflussen zu können. Er habe jedoch festgestellt, dass die Partei gänzlich in Opposition zu christlichen Vorstellungen stand, so dass er seinen Beitrittsantrag zurückgezogen habe, bevor man ihn angenommen hatte. Dann erging er sich in langen und ziemlich gestelzten Ausführungen über sein Verhältnis zur Partei, um zu beweisen, dass er von den Nazis verfolgt worden sei.

Zwei oder drei andere Mitglieder der Gruppe vom rechten Flügel und vom Zentrum lieferten ähnliche Berichte über sich. Einer hielt sich viel auf die Weigerung zugute, die schwarz-weiss-rote Nationalflagge von seinem Haus herunterzuholen, so dass man dreissig Mann bei ihm vorbeigeschickt habe, um sie ihm wegzunehmen. Nur der Kommunist schien völlig unkompromittiert zu sein und sich nicht im Geringsten veranlasst zu fühlen, sich für seine Vergangenheit zu entschuldigen. Er hatte es nicht nötig, einen langen Bericht von sich zu geben, weil er während seines gesamten Berufslebens in völliger Opposition zu den Nazis gestanden und viele Jahre in einem Konzentrationslager verbracht hatte. Die Kommunisten, sagte er, unterstützten in gutem Glauben die Demokratie und seien gegenüber den Besatzungsmächten loyal.

Colonel D. wollte wissen, ob ich auch einige Fragen stellen wollte. Mich interessierte der Kommunist, und ich fragte ihn, wann denn die Kommunisten wieder zum Kommunismus zurückzukehren und in ihr Programm andere Erklärungen auf-

zunehmen gedachten als nur die, dass sie mit den Besatzungsmächten Zusammenarbeiten wollten. Er sagte, nach seiner Überzeugung werde der Kampf zwischen Kapitalisten und Proletariat, der vorläufig durch die Niederlage überschattet sei, «früher oder später» in seiner klassischen Form wieder aufgenommen werden; dann würden sich die Kommunisten erneut am Kampf für die Freiheit des Proletariats beteiligen.

Alle Delegierten sahen müde und hungrig aus bis auf zwei fette und zufrieden dreinschauende römisch-katholische Priester, die mit allem einverstanden zu sein schienen, was gesagt wurde.

Auf der Tagung in Wuppertal wurde beschlossen, bei der Herstellung der geplanten Zeitung zusammenzuarbeiten. In Essen gingen die Meinungen fast völlig auseinander. Der Sozialdemokrat erklärte feierlich, seine Partei könne die vorgesehene Druckerei nicht akzeptieren, auch wenn sie die Einzige in Essen sei, die den Krieg überstanden hatte. Der Kommunist Dr. Renner, der Flüchtling, Antifaschist und Gefangener der Vichy-Regierung in Frankreich gewesen war und den man später an Hitler ausgeliefert hatte, bemerkte trocken, dass eine Zeitung, die gänzlich gegensätzliche Standpunkte darstellen solle, überhaupt keinen Standpunkt repräsentiere.

## XI

### FEUER UND BLUT

Der Humber erholte sich vollständig, und auch mein Fahrer erschien in Düsseldorf, so dass wir unsere Erkundungsfahrten zu den Bibliotheken des Ruhrgebiets fortsetzen konnten. Er war sehr guter Stimmung. Er hatte eine Werkzeugtasche aus Ziegenleder dabei und trug ein Paar deutscher Feldstiefel, die ihm ein Schuhmacher geliehen hatte, der ihm gegen ein paar Zigaretten gerade seine eigenen Schuhe reparierte. Diese Stiefel hielt er für viel besser als seine englischen, und wenn er wolle, könne er sie im Tausch gegen fünfzig Zigaretten behalten.

Der Wagen fuhr uns tadellos nach Bonn, wo wir zu Mittag assen, bevor es nach Aachen weiterging. Dort wollte ich nachprüfen, ob meine Anweisungen für die Bibliothek ausgeführt worden waren. Es war alles in Ordnung. Es war spät, als wir Aachen verliessen, und bereits dunkel, als wir durch die Außenbezirke Kölns fuhren. Wir fuhren über ein tiefes Schlagloch, und es gab einen schrecklichen Schlag. Nach etwa einer Meile hörten wir ein schleifendes, kratzendes Geräusch auf der linken Wagenseite, das sich verstärkte, als wir in eine ziemlich scharfe Kurve bogen. Wir stiegen aus und sahen, dass sich das linke Vorderrad fast vollständig gelöst hatte. Nur noch zwei Muttern waren übrig, und die Radbolzen stark verbogen. Wir nahmen eine Mutter von einem anderen Rad, zogen die beiden verbliebenen wieder an und fuhren langsam weiter nach Bonn.

Einen Tag verbrachte ich damit, Ernst Jüngers Roman *Feuer und Blut* zu lesen. Dieser Roman, 1929 erschienen (im selben Jahr übrigens wie Goebbels' *Michael*), ist eines der besten Kriegsbücher, die ich kenne, aber auch eins, das ich als

zutiefst abstossend empfand. Es beschreibt ein einziges dramatisches Ereignis: Den deutschen Angriff vom März 1918 und seine Auswirkungen auf einen Teil der deutschen Streitkräfte. Die Handlung des Romans ist so sauber aufgebaut und beschrieben wie eine hochempfindliche Maschine. Ihre Form, ihre Härte und ihr kalter Glanz stehen einem unentwegt vor Augen. Das Drama besteht darin, dass in eine kraftvolle, automatisierte Bewegung von Material zur Front und in die Schlacht Gefühle eindringen. Nichts könnte passender sein als das Bild von Männern als Teile einer arbeitenden Maschine, deren Antriebskraft sich der Kontrolle der Männer entzieht – obwohl diese immer noch Gefühle haben.

Für Jünger ist der moderne Krieg der erhabenste Moment, in dem der Mann das Geheimnis seiner eigenen Existenz entdeckt, nicht in Distanz, sondern in Beziehung zu modernen Erfindungen, moderner Technik, moderner Industrie – und im Widerstreit mit ihnen. Nur im Krieg könne sich die moderne Menschheit an den von ihr geschaffenen Maschinen messen. Wenn man das Wort «Material» in der Bedeutung versteht, mit der es in dem Schlagwort «Materialschlacht» verwendet wird, könnte man sagen, dass die moderne Zivilisation insgesamt eine Sache des Materials ist. Jedoch gebe es ein tiefes Unbehagen an unserer Zivilisation; es habe seine Ursache darin, dass in Friedenszeiten das geistige Leben unserer Zivilisation in keinem Bezug mehr zu seiner Abhängigkeit von diesen modernen materiellen Bedingungen steht. In ihren geheimsten Gedanken komme den geistig wachsten Menschen eine bittere, verstörende Einsicht, dass sie lediglich das Produkt materieller Bedingungen seien, an denen sie sich niemals würden messen können. Weder könnten sie also jemals ihre innere Unabhängigkeit von diesen Bedingungen beweisen, noch wüssten sie andererseits, wie sie dem «Material» das abgewinnen könn-

ten, was zu einer umfassenderen Realisierung ihrer Existenz führen könne.

Krieg ist der Moment, in dem der Mann aufs Vollständigste in den Kampf des Materials eintritt und ihn ausschöpft; ausserdem ist er der Moment, in dem er jenen schmalen Bezirk seines Mutes, seiner Isolation, seiner Existenz entdeckt, in dem er nicht vom Material abhängig ist. Im Krieg wird er selbst zum Werkzeug der Maschine, und die Maschine wird zum Werkzeug seines Willens. Dies ist sein «geheimer Sinn», der für Jünger den Krieg rechtfertigt; und Krieg rechtfertigt sich in seinen Augen als Selbstzweck. Jünger hat kein Mitleid mit den Opfern des Krieges und kaum Gespür für die Rechtmässigkeit des Krieges. Der ganze Roman *Feuer und Blut* ist eine anhaltende Vision, in der Männer in jenem Augenblick ihrer eigenen Existenz gewahr werden, da sie zutiefst eins mit der Gewalt geworden und dem Widerstreit der materiellen Kräfte der modernen Zivilisation gänzlich ausgesetzt sind:

Hier deckt das Zeitalter, aus dem wir stammen, seine Karten auf. Die Herrschaft der Maschine über den Menschen, des Knechtes über den Herrn wird offenbar, und ein tiefer Zwiespalt, der schon im Frieden die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen zu erschüttern begann, tritt auch in den Schlachten tödlich hervor. Hier enthüllt sich der Stil eines materialistischen Geschlechts, und die Technik feiert einen blutigen Triumph. Hier muss eine Rechnung beglichen werden, die längst verjährt und vergessen schien, und wenn wir ‚da hinein‘ mussten, so wird das schon seinen guten Grund haben. Wenn wir vielleicht auch keine Schuld hatten – das Schicksal kennt keine persönliche Haftung; es steht hoch über Fragestellungen dieser Art ... Das haben wir auch kennengelernt, dieses Gefühl, dass der Mensch dem Material überlegen ist, wenn er ihm die eigene Haltung entgegenzustellen hat, und dass sich kein Mass und Übermass der äusseren Gewalten ausdenken lässt, das den Widerstand eines mutigen Herzens brechen kann.

Um dies aber erfahren zu können, muss sich ein Mann zuerst mit dem Material identifizieren, dann gegen immer noch mehr Material kämpfen, um schliesslich vom Material vernichtet zu werden. Diese Vorstellung lässt wenig Raum für Mitleid mit den Bewohnern einer Landschaft, die in eine Höllenszenarie verwandelt wurde, auf dass der deutsche Soldat seine eigene Existenz an den dämonischen Gewalten messen könne, die er herbeibeschworen hat. Es bleibt auch nicht mehr viel Raum für den Kriegsgrund. Der Feind muss unbeirrbar von einer Allianz aus Material und Vernichtungswillen niedergeschlagen werden, die unwiderstehlich ist:

... eine Gewissheit ist in uns allen zugleich wach geworden: dass der Feind mit einem einzigen Riesenschlag zu Boden geworfen ist. Unser Feuersturm ist so überwältigend, dass man sich keine Kraft vorzustellen vermag, die ihm standhalten kann. Und das erfüllt uns mit einer tollen Fröhlichkeit. Wir drängen aus dem Stollen heraus, aus der Sicherheit, auf die wir eben noch so viel Wert legten, und tanzen wie die Besessenen im flackernden Licht des Grabens umher. Ja, wir sind auch besessen, besessen von dem überwältigenden Willen, der sich in dieser Feuerlandschaft offenbart, und wir können nicht mehr auf unsere Sicherheit achten, ob wir es wollen oder nicht.

Der schreckliche Schock besteht natürlich darin, dass es einen anderen Willen und anderes Material gibt, die noch überwältigender sind als der eigene Vernichtungswille. Wenn das «Unglück» kommt, kommt es als etwas Unglaubliches, weil es den Glauben an das Böse zerstört, das weiss, dass es Berge versetzen kann. Das Mysterium besteht darin, dass dämonisch besessene Männer mit ungeheuren Materialreserven und absolutem Selbstvertrauen mit einer hartnäckigen Wirklichkeit Zusammenstössen, die sich ihrem Willen nicht beugt, sondern sie im Gegenteil von sich schleudert und vernichtet. Ernst Jüngers

Schrei «Die Welt ist hart und bitter» kommt tief aus dem Herzen, obwohl er selbst nur jene preist, die ihr Leben dafür gaben, die Welt noch härter und bitterer zu machen und die in der von ihnen selbst geschaffenen Landschaft aus Blut und Feuer zu solchen Überlegungen fähig sind:

Die glühenden Gefilde, die uns erwarten, hat noch kein Dichter in seinen Träumen geschaut. Da sind eisige Kraterfelder, Wüsten mit feurigen Palmeninseln, rollende Wände aus Feuer und Stahl und ausgestorbene Ebenen, über die rote Gewitter ziehen. Da schwärmen Rudel von stählernen Vögeln durch die Luft, und gepanzerte Maschinen fauchen über das Feld. Und alles, was es an Gefühlen gibt, vom grässlichsten körperlichen Schmerz bis zum höchsten Jubel des Sieges, wird dort zu einer brausenden Einheit, zu einem blitzartigen Sinnbild des Lebens zusammengeballt. Singen, Beten und Jubeln, Fluchen und Weinen – was wollen wir mehr?

Ein Dichter hat von einer solchen Landschaft geträumt. Es war John Milton, als er sich in die Gefühle Satans versetzte, der, aus dem Himmel verstossen, bei der Ankunft in seiner selbstgeschaffenen Hölle ausrief:

Hail, horrors, hail,  
 Infernal world, and thou, profoundest hell,  
 Receive thy new possessor: one who brings  
 A mind not to be changed by place or time.  
 The mind is its own place, and in itself  
 Can make a heav'n of hell, a hell of heav'n.

(Heil, Schrecken, Heil,  
 Teufliche Welt, und du, die tiefste Hölle,  
 Empfange deinen neuen Herrn: der einen Geist  
 Bringt, den nicht Ort noch Zeit verändert.  
 Sein eigener Wohnort ist der Geist und kann in sich  
 Himmel aus Hölle machen, Hölle aus dem Himmel.)

## XII

### STUDENT AULACH

Da ich gezwungen war, mich länger in Bonn aufzuhalten, als ich wollte, traf ich eines Morgens den Studenten Aulach wieder und machte einen Spaziergang mit ihm. Er bemühte sich noch immer darum, auszuwandern und die deutsche Staatsbürgerschaft aufzugeben. Über die Deutschen war er gut informiert, denn er arbeitete als einer der ihren ständig mit ihnen zusammen, und ihm sagten sie Dinge, die sie einem Ausländer gegenüber nicht äussern würden. Er meinte, die Nazis würden wieder ziemlich frech, er glaube aber nicht, dass sie eine ernstzunehmende Bewegung repräsentierten. Laut Aulach verfolgen sie die Linie, alles, was wir tun, schlecht zu machen. Wenn wir zum Beispiel Nahrungsmittel nach Deutschland schicken, dann angeblich nur deshalb, um die Arbeiter gerade am Leben zu halten, während deren Arbeit es uns ermögliche, mehr aus Deutschland herauszuholen, als wir hineinsteckten. Er sagte, wir würden viel Holz aus den Wäldern schlagen, doch sei es eine grobe Übertreibung zu behaupten, wir würden Deutschland systematisch entwalden.

Aulach wollte mir sein Lieblingsversteck in Bonn zeigen, einen verlassenen Landesteg am Rhein. Auf dem Weg dorthin – durch den Staub und die Trümmer der unbelebten Gebiete in Flussnähe – sagte er, dass er die Ruinen Deutschlands hasse. «Ich habe keine Beziehung zu ihnen. Es sind nicht *meine* Ruinen, die man mir persönlich weggenommen hat, und ich bin auch nicht im Geringsten an ihrem Wiederaufbau interessiert.»

Wir erreichten den Landesteg, der sehr hübsch gelegen ist. Hier kann man sich auf einer kleinen Halbinsel, die von dem

in den Strom ragenden Schwimmer der Landebrücke gebildet wird, hinlegen, umweht von erfrischenden Brisen und umgeben von fließendem Wasser, das den feuchten, stechenden Geruch Bonns wegspült: Der Unterschied ist deutlich wahrnehmbar. Er komme oft hierher, sagte Aulach, und liege hier manchmal nachts alleine bis zwei oder drei Uhr morgens. Was für Gedanken ihm da wohl durch seinen schönen, knochigen, einsamen, trotzigem, intelligenten, ziemlich verrückten Kopf gingen? Aulach ist von Interesse, nicht weil er in irgendeiner Weise «typisch» wäre, sondern als ein Geist, der in diesem Nachkriegs-Deutschland über seinen Gedanken brütet, genau so, wie nach dem letzten Krieg die Nazis ihre nihilistischen Ideen ausbrüteten. Die Deutschen sind sehr ideenbetont, vor allem aber sind sie eine zerebrale Masse, in der es von dumpfen, schwermütigen Ideen brodeln. Aulach selbst befindet sich in einem Zustand der Gärung, der höchst ansteckend ist für die passive deutsche Masse, die so von Gefühlen ihres Verletztseins, von Selbstmitleid, Grausamkeit, Bitterkeit und latenter Wut erfüllt ist.

Ich erzählte ihm, ich hätte gerade Ernst Jüngers *Feuer und Blut* und Goebbels' Roman *Michael* gelesen. Jünger, so sagte Aulach, sei nicht nur ein Autor für die Nationalisten, sondern genieße auch bei den Kommunisten ein gewisses Ansehen wegen seiner wilden Radikalität, in der sich, weil sie im Kern antibürgerlich sei, kommunistische und nationalistische Ideen berührten. Ich sagte, dass ich Jünger für diabolisch hielte und in *Feuer und Blut* ein Meisterwerk sähe, das aus den Abgründen einer Höllenerfahrung hervorgegangen sei. Aulach erwiderte: «Ich kann dem nicht widersprechen. Jünger ist ein Teufel, und ich verstehe soviel von Teufeln, dass ich diabolische Bücher nicht im Geringsten verurteilen kann.»

Als er dies sagte, empfand ich eine seltsame, erregende Sympathie für ihn. «Was meinen Sie mit Teufel?» wollte ich wissen. «Ein Teufel», entgegnete er, «ist eine Person, die sich ihrer selbst als eines einzigartigen Bestandteils der Existenz bewusst ist. Zu existieren und Teil der menschlichen Existenz zu sein ist wichtiger für ihn als die Gesellschaft und wichtiger als die ganze Welt. Die meisten Menschen sehen sich ja als Teil ihrer gesellschaftlichen Umwelt, ihres Berufs, ihrer Klasse und so weiter. Sie denken nicht viel darüber nach, dass sie existieren. Ein Teufel steht deshalb weitgehend *ausserhalb* seiner Umwelt. Im Innersten verachtet er die gesamte politische und gesellschaftliche Struktur unserer Zeit. Er erkennt zum Beispiel, dass Demokratie genau so schlecht ist wie Faschismus; und sollte sie doch anders sein, dann ist sie vielleicht gerade ein Prozent besser, und das ist so wenig, dass es sich gar nicht lohnt, darüber zu reden. Der ganze Konflikt jedenfalls, der uns als Kampf zwischen den politischen Systemen dargestellt wird, gehört für ihn nicht der Wirklichkeit an. Wenn etwas daran wirklich ist, dann ist es die Tatsache des Kampfes selbst – Gewalt, Hass, Zerstörung und das Chaos, das daraus folgt.»

Er verabscheue die Nazis, sagte Aulach, weil sie keine ehrlichen Teufel seien. Hitler habe eine diabolische Seite, die er bewundere, weil Hitler den Schwindel der bürgerlichen Gesellschaft durchschaut habe. Gleichzeitig aber sei Hitler weder ehrlich zu sich selbst noch seinen Freunden treu gewesen. «Ein wahrer Teufel erkennt in der Welt einige andere Teufel an, Menschen, die alle gegebenen Formen von Gesellschaft verachten. Sie sind bereit, alle äusserlichen politischen Strukturen zu zerstören, um die Wahrnehmung ihres eigenen Seinszustands zu intensivieren. Sie liefern Städte und ganze Länder ans Schwert, aber bleiben sich selbst treu und stehen füreinander ein. Ein wahrer Teufel sieht in der Mehrheit der Menschen lediglich Institutionen ausserhalb seiner selbst, der er nicht

mehr Achtung entgegenbringen muss als einem Finanzunternehmen oder einem Tierschutzverein. Ein echter Teufel beweist sich dadurch, dass er anderen Teufeln gegenüber loyal ist. Die Nazis haben diese Probe nicht bestanden.»

Darauf sagte ich ihm, dass ich zehn Jahre älter sei als er und zwar seine Empfindungen begreifen, aber nicht glauben könne, dass die Gesellschaft als Ganzes der Verachtung einiger Weniger geopfert werden dürfe, die sich, berechtigt oder nicht, für authentischer hielten als andere Menschen. Auch Leid sei etwas Reales – sogar das Leid unaufrichtiger Menschen und solcher, denen es an der Begabung fehlt, ehrlich zu sich selbst zu sein. Und es sei die Pflicht derer, die die weitgehende Vergleichen menschlichen Strebens sähen, trotz alledem Schrecken und Leid zu lindern.

Aulach hatte dafür kein Verständnis: «In Ihren Gedichten, die Sie mir gezeigt haben, fiel mir auf, dass Sie manchmal einfach von der Erfahrung des Lebendigseins schreiben und von Ihrem eigenen, innersten Erleben Ihrer selbst als eines einsam im Universum stehenden Individuums. Solange Sie so schreiben, erfüllt Sie Verzweiflung an der Gesellschaft, der jeder religiöse oder politische Glaube fehlt. Sobald Sie aber versuchen, vielleicht aus Gewissensgründen, eine konstruktive Idee in Ihr Schreiben zu tragen, scheitern Sie.»

«Trotzdem», sagte ich, «muss man nach konstruktiven Ideen suchen. Im Gefühl der Verzweiflung angesichts des Bösen muss man nach dem Guten Ausschau halten, um es der Verzweiflung und dem Bösen entgegenzustellen.»

«Diese Alternative von Gut oder Böse existiert nicht. Es gibt nur Wahrheit und Unwahrheit. Die Wahrheit ist diabolisch, kraftvoll und zerstörerisch. Das sogenannte Gute ist nur eine Fassade aus Unwahrheiten. Gesellschaftliche Ziele wie Demokratie, Fortschritt, Wiederaufbau und Umerziehung, von

denen Sie reden, wollen doch nur Routine erzeugen, und zwar in der irrigen Annahme, es läge etwas Konkretes und Dauerhaftes in Nationen, Parteien, Unternehmen und Maschinerien, die imstande sind, das Leben von Menschen zu absorbieren und sie dahin zu bringen, sich nur noch als Teil einer Struktur zu sehen, die nichts mit der innersten Wirklichkeit ihrer Existenz zu tun hat. Das ganze Gerede über Richtig und Falsch ist ein Versuch, uns loyal zu machen gegenüber etwas, das nichts mit der Wahrheit über uns selbst zu tun hat; diese aber ist: dass man lebendig ist und sterben wird, und dass man niemandem treu zu sein braucht ausser sich selbst.»

Ich musste zurück zum Transit-Kasino, und Aulach begleitete mich. *En route* sagte er: «Ich habe kürzlich einen Essay über die Bedeutung der Atombombe geschrieben.» «Und worin liegt ihre Bedeutung?» fragte ich. «Es ist sehr bezeichnend», antwortete er, «dass neunzig Prozent ihrer Erfinder Juden waren. Wir sind den Juden gar nicht dankbar genug dafür. Die Atombombe ist die letzte Kulmination des jüdischen analytisch-destruktiven Genies, das nichts erschaffen, sondern nur zerstören kann. Sie wird zum Dritten Weltkrieg führen, der die unerledigte Aufgabe dieses Krieges vollenden wird.» – «Und worin besteht diese?» – «Die ganze unnatürliche, dekadente Zivilisation der Grossstädte zu vernichten. Aus den Ruinen unserer Zivilisation werden Menschen hervorgehen, die unserem Materialismus für immer entsagt haben.»

### XIII

#### ERNST JÜNGER

Zwei Tage nach dem Gespräch mit Aulach war mein Wagen wiederhergestellt, und wir fuhren nach Hannover. Ein kleines Missgeschick nur gab es unterwegs: einen Platten nach einer halben Stunde Fahrt. Kaum dass das Auto seinen Platten hatte, wurde es schnell dunkel, was ziemlich unangenehm war, weil wir fast genau unter einer Brücke stehen geblieben waren. Hier hatten wir hinreichend Gelegenheit, das Fahrverhalten der Leute zu beobachten, die unter dieser Brücke hindurchfuhren und uns fast gerammt hätten. Im Allgemeinen fuhren die Amerikaner in ihren Jeeps am riskantesten.

Auf dem Weg nach Hannover schaute ich zum letztenmal und nur für ein paar Minuten in den Bibliotheken von Dortmund, Bochum und Essen vorbei. Meine Bibliotheksarbeit fing an, mich zu belasten, denn infolge des wiederholten Ausfalls meiner Beförderungsmittel waren meine Nachforschungen oberflächlich und meine Erhebungen äusserst unvollständig geblieben. Es gab wirklich ganze Tage, an denen ich gar nicht an Bibliotheken gedacht hatte. Natürlich lag in den häufigen Pannen meines Humber eine Erklärung. Aber irgendwie war das nicht ganz überzeugend. Denn gelegentlich schien mir die Bibliotheksarbeit selbst ziemlich absurd; im Grunde waren die Bibliotheken nämlich durchaus imstande, auch ohne meine Intervention wieder zu öffnen. Alles, was man von mir erwartete, etwa das «Aussieben» der Bibliothekare und ihrer Bücher, konnten die örtlichen Vertreter der Militärregierung offenbar besser. Ausserdem konnte ich mich nie entscheiden, ob ich dem Verfahren, die Bibliotheken von Nazibüchern zu «säu-

bern», zustimmen sollte oder nicht. In gewissem Sinn schien es mir belanglos, weil eine solche Säuberung nur durch die Unmöglichkeit gerechtfertigt wurde, sie gründlich durchzuführen. Soll heissen: Die Nazibücher tatsächlich zu vernichten oder sie den Deutschen vollständig wegzunehmen hätte ich für eine falsche Politik gehalten, die sich aber glücklicherweise nicht realisieren liess. Deshalb beschränkte man sich darauf, einige Nazibücher aus den Regalen zu nehmen und sie anderswo unterzubringen; und das schien nur in einem sehr allgemeinen Sinn wünschenswert zu sein. Wirklich engagieren konnte ich mich dafür nicht.

Nur sehr schweren Herzens liess mein Fahrer das Mädchen zurück, mit dem er in Bonn ein platonisches Verhältnis gehabt hatte. Er hatte sich nicht nur mit ihr, sondern auch mit ihrer Familie gut verstanden. «Das komische daran ist, dass ich nichts falsch machen kann, soweit es sie betrifft. Was ich auch mache, ihnen ist es recht. Sowas ist mir noch nie passiert.» Und da er kein Wort Deutsch und sie kein Wort Englisch kann, ist es bemerkenswert, wie gut sie miteinander auskamen. Sie schien ihre Zeit meistens in Tränen über die stets drohende Abreise meines Fahrers verbracht zu haben, die sie aber dank der Launen des Humber nicht immer ganz so ernst nehmen musste.

In Dortmund stattete ich dem Oberbürgermeister einen kurzen Besuch ab. Als ich zum Wagen zurückkehrte, zeigte mir mein Fahrer zwei Zigarren, die er im Tausch gegen eine Zigarette bekommen hatte – ein erstaunliches Schwarzmarktgeschäft. Der Oberbürgermeister hatte mir von dem Beschluss berichtet, in Dortmund zunächst einmal überhaupt nichts zu bauen. Dies war ihr erster Schritt auf dem Weg zum Wiederaufbau. Grund dafür waren Millionenschäden an dem unterirdischen System aus Rohren, Abwasserkanälen und Kabeln; es wäre sinnlos gewesen, oberirdisch etwas zu verändern, bevor

man festgestellt hatte, inwieweit diese unterirdischen Schäden behoben werden konnten.

Die völlige Verwüstung Dortmunds bedrückte mich den ganzen Tag, während wir über das schöne Land fuhren. Gegen Abend näherten wir uns Hannover, und die reifen Felder glühten unter einem grau werdenden Himmel, als hätten sie alles Tageslicht wie ein Schwamm aufgesogen und atmeten es jetzt in die Dämmerung aus. Infolge des Platten erreichten wir erst lange nach dem Abendessen die Nachrichtenkontrolleinheit, wo man uns höflich empfing, obwohl wir nicht erwartet wurden.

Am folgenden Tag gab es Schwierigkeiten, für den völlig durchlöcherten Schlauch meines Wagens Ersatz aufzutreiben. Die meiste Zeit des Tages sass ich herum und wartete und wusste nicht, wo ich mich aufhalten konnte, da ich mein Zimmer mit einem anderen Offizier teilte und alle Zimmer gerade gereinigt wurden. Es war sehr kalt. Ich las in einer Ausgabe von *Palgrave's Golden Treasury* und wurde überrascht von Wordsworths *Ruth, or the Influences of Nature*. Es erschien mir plötzlich als ein Gedicht, in dem der Dichter viel mehr als beabsichtigt von sich preisgegeben hat. Wie der Student Aulach gesagt hätte: Wordsworth ist in diesem Gedicht tatsächlich vom Teufel fasziniert.

Mein Wagen wurde erst um halb fünf fertig, zu spät also, um noch nach Hamburg zu fahren, wo ich an diesem Tag eigentlich hatte sein wollen. Aber mir fiel das Schreiben ein, das mir jemand in Paris für Ernst Jünger mitgegeben hatte. Er wohnt nur zwanzig Minuten von hier. Also stieg ich ins Auto und fuhr zu seinem Wohnsitz, einem reizvollen, gutshofähnlichen Pfarrhaus neben einer Kirche. Man führte mich in ein behagliches Zimmer mit Ledersesseln und wundervollen Büchern an den Wänden. Ernst Jünger kam herunter und begrüßte mich. Während er den Brief las, beobachtete ich ihn. Er ist

von eher kleiner Statur, in bequemen Tweed gekleidet, mit jenem sonnengetönten, gefurchten, lebhaften Gesichtsausdruck unter dem grauen Haar, den man von Landbewohnern kennt und der sich dem Altern entzieht. Seine Lippen sind schmal und von Linien eingefasst, die an eine Peitsche erinnern.

Er sagte: «Oben habe ich Besuch von zwei Freunden. Würde es Ihnen etwas ausmachen, dazuzukommen?»

Bei den Freunden handelte es sich um einen Herrn B. von K. und einen Herrn Weimann, der, glaube ich, Dramatiker ist. B. von K. hat kalte, graue Augen, eine blass-lachsrosa Gesichtsfarbe, rotblondes Haar, einen wohlgeformten Mund und einen ungewöhnlich festen Blick. Weimann ist dunkelhäutig, mit dunklem Haar und einem ledergegerbten, zerknitterten, freundlichen Gesicht wie ein Bergführer. Bei ihnen war auch eine Frau, die ich (vielleicht irrtümlicherweise) für Frau Jünger hielt. Sie sassen um einen runden Tisch, auf dem Kaffee, brotähnlicher Kuchen und ein paar Scheiben dünn mit einer Fleischpaste bestrichenes Brot lagen. Ein Feuer verbreitete angenehme Wärme.

Jünger fragte mich, ob ich noch einmal nach Paris käme. Als ich bejahte, sprach er davon, einigen Leuten dort Grüße zu schicken und erwähnte die Namen mehrerer französischer Schriftsteller, denen er sich in Erinnerung bringen wollte.

Ich sagte ihm, dass es unwahrscheinlich sei, dass ich Montherlant sehen würde (der einer dieser Schriftsteller war), da man ihn wegen seines Verhaltens während der Okkupation für kompromittiert hielt. Ich sei selbst unsicher, was ich davon halten solle, respektiere aber die Haltung meiner französischen Freunde. Jünger reagierte ziemlich ungeduldig: «Das ist kindisch, und die Franzosen müssen darüber hinwegkommen. Sie müssen lernen, etwas vernünftiger zu sein, und sich eine reifere Einstellung zu diesen Dingen zu eigen machen.» Es überraschte mich einigermassen, Jünger so ausführlich und zuversicht-

lich über die Franzosen sprechen zu hören, als erwarte er, selbst bald wieder in Paris zu sein. Die meisten intelligenten Deutschen scheinen sich nämlich damit abgefunden zu haben, dass es ihnen noch viele Jahre nicht möglich sein wird, mit Anstand ins Ausland zu reisen.

Die Unterhaltung wurde allgemeiner, aber mir gingen Jüngers Bemerkungen über Frankreich nicht aus dem Kopf, und es wurde mir klar, dass die Nazis leider ein Erbe hinterlassen hatten, das Deutschland zum Objekt eines Hasses mache, der es in die Isolation führe. Jünger stimmte dem zu, warnte aber, dass unser Hass auf Deutschland das Erbe der Nazis auf ganz Europa übertragen würde – denn dann hätten die Nazis Europa dazu gebracht, Deutschland so zu hassen, wie Deutschland die Juden gehasst habe.

Ich sei ein Gegner der Isolation Deutschlands, erklärte ich; Deutschland sei nach dem letzten Krieg zu tief in die Isolation geraten, besonders seine Kultur, die europäischer hätte werden können. Und es war ja wirklich so, dass sich Schriftsteller und Künstler eine Internationalisierung wünschten und dies auch zeigten, darin vom Ausland aber nicht genügend bestärkt und unterstützt wurden. Was nach dem letzten Krieg in Deutschland in eine kraftvolle europäische Kulturbewegung hätte überführt werden können, blieb zaghafte und ziemlich dem Dekadenten verhaftet; am Ende geriet auch die Kultur selbst unter den Einfluss des Nationalismus.

Wie ich mir die Eingliederung und Wiedererstarkung der deutschen Kultur im Nachkriegseuropa denn vorstelle? Zum Beispiel in Form einer internationalen Zeitschrift, antwortete ich, in der die besten deutschen neben englischen, französischen und möglicherweise auch russischen Autoren publizieren. In dieser Zeitschrift könnten die spezifischen deutschen Fragen, die das ganze Europa angehen – etwa Probleme der

deutschen Philosophie, des deutschen Machtdenkens, der deutschen Geschichte und ähnliches – zusammen mit anderen europäischen Fragen freimütig und ernsthaft von Denkern aller Nationen diskutiert werden. Auf diese Weise würde man deutsche Autoren mehr oder weniger in die Gesamtheit der europäischen Bewegung einbinden können und sie mit europäischen Massstäben der Kritik konfrontieren. Zu den negativen Erscheinungen nach dem letzten Krieg gehöre gerade das niedrige Niveau der literarischen Kritik in Deutschland und das Fehlen einer Wechselbeziehung zwischen deutschen Leistungen wie etwa dem Expressionismus und spezifischen Leistungen in Frankreich, Amerika und England. Jünger war begeistert von dieser Idee und sprach sich dafür aus, die Zeitschrift in drei Sprachen erscheinen zu lassen. Er glaubte, dass sich jetzt grosse Möglichkeiten eröffneten, weil Deutschland in der Stimmung sei, Führung von aussen anzunehmen. Für die deutsche Perspektive, sagte ich, mochte dies zutreffen; das restliche Europa sei aber vielleicht noch nicht in vergleichbarem Mass gewillt, mit Deutschland zusammenzuarbeiten. Auch wenn es einige Engländer und Franzosen gebe, die bereit wären zu Beziehungen auf einer intellektuellen Ebene, hielte ich es gleichwohl für klug, die tiefen Gefühle der einfachen Menschen zu respektieren, die auf Grund deutscher Taten schreckliches Leid erdulden mussten. Es gilt abzuwarten und geduldig zu sein und zu begreifen, dass Deutschland am Ende wieder Teil der europäischen Familie werden muss.

B. von K. äusserte seine völlige Zustimmung. Was ihm besonders am Herzen läge, sei die Neuorientierung der deutschen Jugend an religiösen Werten im Rahmen einer neuen Jugendbewegung.

Wenn andere Völker Verständnis für Deutschland entwickeln sollen, sagte ich, sei es zuallererst nötig, dass Deutsche

sich zu ihrer eigenen Schuld bekennen. Damit meinte ich nicht, dass man das deutsche Volk als Ganzes schuldig sprechen dürfe auf Grund der Annahme, jeder sei für alle Verbrechen gleichermaßen schuldig. Das Problem der Schuld solle sich nicht als umfassende Anklage, sondern als umfassende Frage stellen; die Frage, wann und wo und wie und in welchem Mass einzelne Deutsche sich schuldig gemacht haben und nicht, ob alle Deutschen unterschiedslos schuldig sind.

Darauf Jünger: «Ja, aber es hängt auch von Ihren Erwartungen an die Form ab, in der wir unsere Schuld zugeben sollen und davon, was Sie unternehmen werden, wenn wir sie zugeben. Wir können sie nicht zugeben, wenn Sie sie auf die Formel bringen ‚Du bist schuldig und deshalb bin ich berechtigt, dir deine Briefftasche wegzunehmen’.»

Und Weimann: «Wir sollten nicht so viel reden von *den* Deutschen, *den* Engländern, *den* Franzosen und so weiter. Vielmehr sollte jeder Deutsche sein eigenes Gewissen erforschen, ob er nicht für einige der Naziverbrechen verantwortlich ist, auch wenn er nie etwas von Belsen oder Buchenwald gehört hat.» Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: «Als Engländer, der jetzt Deutschland bereist, haben Sie vielleicht den Eindruck, die Deutschen wollten gegenüber den Engländern nicht das Schuldbekenntnis ablegen, das die Engländer für alle diese Massengräber fordern, die Sie entdecken. Während der Luftangriffe auf Berlin habe ich oft in öffentlichen Schutzräumen geschlafen und war erstaunt, wie ganz normale Berliner, die in ihren Bunkern die Bomben fallen hörten, immer wieder sagten: ‚Wir haben es so gewollt. So haben wir gegen die Juden gehandelt, und das kommt jetzt als Strafe über uns’.»

Alle stimmten sie darin überein, dass die Deutschen in den späteren Kriegsjahren das Verderben erkannten, das sie über sich gebracht hatten. «In gewisser Weise», sagte Weimann,

«hat es Vorteile, inmitten dieser Ruinen zu leben. Besitz ist angenehm, aber freier ist man ohne ihn. Jetzt sind wir frei und haben die Möglichkeit des geistigen Wiederaufbaus.»

Frau Jünger (?) sagte, Hitler habe einen grossen Trumpf auf seiner Seite gehabt, nämlich die Ungerechtigkeit des Versailler Vertrags. Falls dies zutreffe, erwiderte ich, dann könne sich genau dasselbe wiederholen. Viele schlimme Dinge geschähen in Deutschland und viele würden noch geschehen: Sollten die Deutschen sie aber als «Ungerechtigkeiten» betrachten, ohne den Zusammenhang zu ihren Ursachen herzustellen, würde dadurch nur ein neuer nationaler Groll entstehen.

Jünger: «Genau. Aber irgendwo muss Schluss sein. Wir müssen jetzt aufhören mit diesem ganzen Hass, ein für alle Mal.»

Es wurde Zeit für mich zu gehen, und Jünger geleitete mich die Treppe hinunter und durch den Garten zu meinem Wagen. Als wir allein waren, sagte ich: «Ich habe vor Kurzem Ihren Roman *Feuer und Blut* gelesen. Ich halte ihn für ein Meisterwerk, empfand ihn aber auch als sehr schockierend. Er sieht im Krieg das einzige Ziel des modernen Lebens.» – «So ist es, und es ist die Wirklichkeit», erwiderte Jünger. «Er handelt von etwas für mich ausserordentlich Wichtigem, einem der wirklichsten Dinge in meinem Leben.» Er erwähnte, dass er im letzten Krieg zwei der höchsten Auszeichnungen für Tapferkeit erhalten habe, und in diesem Krieg ebenfalls eine sehr hohe Auszeichnung: Dieses Mal aber dafür, dass er jemandem das Leben gerettet habe. «Haben Sie Ihre Sichtweise verändert, seit Sie *Feuer und Blut* geschrieben haben?» fragte ich. «Gewiss habe ich das. Aber dies alles war eine notwendige Entwicklungsstufe in meiner Erfahrung des Lebens. Mit zwanzig ist der Mann ein Krieger: Ich war damals zwanzig.»

## XIV

### HAMBURG

Von Hannover ging es am nächsten Tag weiter nach Hamburg, mit einem kurzen Zwischenhalt in Kirchhorst, um ein Photo von Ernst Jünger zu machen. Er war guter Dinge und schien sich zu freuen, dass ich ihn photographieren wollte. Ich bat ihn auch, mein Exemplar von *Auf den Marmorclippen* zu signieren, den Roman, den man als eine Satire auf die Nazis interpretiert hat. Ich erzählte ihm aber nicht, dass die Bibliothekarin der Aachener Bücherei es mir gegeben hatte, weil sie nicht wusste, ob sie es im Regal lassen sollte, und weil sie zudem mehr Exemplare hatte, als sie brauchen konnte.

Ausserhalb von Celle bekam das Auto wieder seine urtümlichen Anfälle feuerspuckender Fehlzündungen. Der Fahrer reinigte den Vergaser, worauf der Motor wieder lief, wenn auch nicht besonders gut und zu nicht mehr als vierzig Meilen in der Stunde gut war. Von diesem Humber scheine ich mir eine ganze Lebensphilosophie erworben zu haben. Von ihm habe ich gelernt, dass es nicht wirklich darauf ankommt, zu einer bestimmten Zeit ein Ziel zu erreichen; dass ich Mahlzeiten und Verabredungen versäumen kann, dass ich geduldig sein muss und dass die aus einer Reiseverzögerung entstehenden Leerräume in meinem Leben oft zu Begegnungen von grösstem Interesse führen. Die Seiten dieses Journals standen nicht im Zeichen meines eigenen Willens, sondern im Zeichen der Widerpenstigkeit meines Humber, die mich für viele Tage in Bonn festhielt, wenn ich Statistiken von Bibliotheken im Ruhrgebiet hätte erstellen sollen.

Langsam rollten wir durch ein Land büschelförmiger spitzwipfliger Waldungen und düsterer Heide. Alle paar Mei-

len sahen wir Wracks von Panzern und Fahrzeugen am Strassenrand, gelegentlich auch die grossen Aluminiumkörper abgestürzter Flugzeuge in den Feldern, und wir sahen viele Gräber, oft deutscher Piloten, umgeben von Wrackteilen ihrer Kampfflugzeuge.

Um zwei Uhr nachmittags erreichten wir Hamburg, zu spät für meinen Fahrer, um in seinem Kasino noch ein Mittagessen zu bekommen, aber gerade noch rechtzeitig für das meine. Neben dem Offiziersclub in Paris ist das Atlantic Hotel das grossartigste Offizierskasino, in dem ich jemals war. Zu ihm gehören auch sehr pompös wirkende Offiziere.

Die erste Person, die mir über den Weg lief, war ein emigrierter jüdischer Freund, der Deutschland besuchte, um einen Bericht über den Zustand der Universitäten zu schreiben. Die Rückkehr nach Deutschland hatte ihn offensichtlich sehr erschüttert. Vor allem, sagte er, sei er sich nie zuvor seines Judentums so bewusst gewesen. Im Allgemeinen habe er den Eindruck, dass die Gefolgsleute des Alten Testaments sich als gerechter erwiesen als die des Neuen. Während der vergangenen Tage habe er verstanden, was «Auge um Auge, Zahn um Zahn» bedeute. Dieses harte Gesetz sei jetzt ersetzt worden durch das edle christliche Gebot, «auch die andere Wange hinzuhalten». Das jüdische Gesetz sei befolgbar. Ein Auge um ein Auge und ein Zahn um einen Zahn können erzwungen werden; danach dürfe die Barmherzigkeit beginnen. Das Christentum mit seinen an Idealen orientierten Geboten habe nie gewusst, wann man aufhören musste. Statt nach den wahren Urhebern der Verbrechen zu suchen und sie dann nach unbarmherzigem jüdischem Recht zu bestrafen, liessen wir eine ganze Nation bestrafen.

Meinen Emigrantenfreund schienen die Deutschen ebenso zu bedrücken wie die Besatzungsmächte. Er erzählte von einem Besuch bei einer reizenden und sympathischen deutschen

Familie, grösstenteils junge Leute, am Abend zuvor. Alle seien der Meinung gewesen, die Belsen-Prozesse seien Propaganda und die Kramer und anderen zur Last gelegten Verbrechen menschlich unmöglich. Bei der Vorbereitung der Belsen-Prozesse habe man geglaubt, durch eine demokratische Justiz die Deutschen davon zu überzeugen, dass wir wirklich für eine unparteiische Untersuchung aller Aussagen und die Anhörung der Verteidigung stünden. Diese Wirkung sei aber überhaupt nicht eingetreten. Die Mehrheit der Deutschen hielt die Prozesse für ein Komplott; sie zögen sich nur aus einem Grund in die Länge, weil die Angeklagten so viel zu ihren Gunsten zu sagen wüssten, und wir hätten ihre Aussagen einfach nicht ganz unterdrücken können – genau so wenig wie die Nazis die Verteidigung beim Reichstagsbrand-Prozess. Sie hielten unsere Methode, Prozesse zu inszenieren, für stümperhaft, genau wie die Nazis kurz nach der Machtergreifung stümperhaft vorgegangen seien. Wenn diese Angeklagten wirklich schuldig seien und wir das wüssten, so fragten diese Deutschen, warum führten wir in dieser ganzen Sache keine schnelle Entscheidung herbei und verurteilten sie?

Zum Glück konnte er auch ermutigendere Geschichten erzählen. So hatte er zum Beispiel eine Irrenanstalt besucht, die von einem gewissen von B. geleitet wurde, der allen Versuchen der Nazis, seine Patienten für wissenschaftliche Experimente zu benutzen, widerstanden hatte. Mein Freund hatte ihn gefragt, wie er dem Druck der SS standhalten könne, und dieser Mann, mit der Erscheinung eines Heiligen und einem langen weissen Bart, habe geantwortet: «Gott baute sehr hohe Mauern um unsere Anstalt und hat uns beschützt. Wir haben uns einfach geweigert.» Dann fügte er hinzu: «Wir haben den Fehler gemacht, die SS zu sehr zu hassen. Sie waren bemitleidenswerte Menschen, denen wir mehr Liebe und mehr Gebete hätten widmen sollen.»

Im Kasino in Hamburg traf ich auch Boyman, den Filmregisseur. Eines Abends, nach dem Essen, war er in einer überschwenglichen Stimmung und rief aus: «Junge, was für ein Tag! Junge, was für Aufnahmen!» Ihm zufolge war alles in Deutschland wunderbar. Das Militär leiste phantastische Arbeit. Als ich ihn fragte, wie das zu verstehen sei, antwortete er: «Sieh dir den Verkehr an. Sieh dir die Schilder an. Sieh dir die Telephonleitungen an.» Er war in Berlin gewesen und meinte, die Plünderungen, Vergewaltigungen und Erschiessungen durch die Russen würden «masslos übertrieben», vor allem vom *Daily Telegraph* und anderen antirussischen Quellen.

Es war schwierig, darüber zu diskutieren. Was heisst denn überhaupt «masslos übertrieben»? Offensichtlich ist doch alles, was passiert und Aufsehen erregt, in einem gewissen Sinn masslos übertrieben. Alles hängt, glaube ich, davon ab, ob es einen kümmert oder nicht. Auf diese Art von Auseinandersetzung kann ich mich nicht weiter einlassen. Vielleicht übertreibe ich, wenn ich sage, dass die Tausende heimatloser Menschen, die Ruinen, die Flüchtlinge, die Verzweiflung, der Hunger mir Alpträume bereiten – aber ich habe keine statistischen Zahlen, um das Bild in meinem Kopf zu belegen.

Boyman sagte auch, er glaube nicht daran, dass dieses Jahr Tausende von Menschen in Berlin verhungern werden. Er habe das amtlich vom Oberbürgermeister selbst. Er könne sich vorstellen, dass ein paar Tausend in den Lagern für *Displaced Persons* sterben, schien dies aber für recht unerheblich zu halten. (Wenn er ein Deutscher wäre, würde er wahrscheinlich aus denselben statistischen Gründen auch Belsen für unerheblich halten.)

Das Gespräch kam dann auf das Thema «russische Demokratie gegen westliche Demokratie» (ein unergiebiges Stoff). Boyman meinte, wir hätten in England nur ein beschränktes

Mass an politischer Demokratie. Die Russen hätten eine «ökonomische Demokratie». Viel schien er auch davon zu halten, dass die Russen über das grosse Privileg verfügten, einen Abgeordneten, mit dem man unzufrieden ist, abzuberauben. Diese Möglichkeit der Abberufung sei höchst bedeutsam, meinte er, und zeige nur, um wieviel demokratischer das Sowjet-Parlament sei als unseres.

Er stellte auch fest, um wieviel individualistischer die Russen seien im Vergleich zu uns: «Gibt es etwas Lächerlicheres als zu behaupten, sie seien keine Individualisten, und sich dann über ihre Plündereien zu beklagen?» fragte er. «Beklagen wir uns nicht genau darüber, dass sie sich um vieles individualistischer verhalten als unsere Truppen? Sie widersetzen sich ihren eigenen Offizieren und wir sagen, sie seien keine Individualisten! Dabei sind wir es, denen es an der Freiheit zu individuellem Verhalten fehlt.»

Es fiel mir sehr schwer, die beiden Systeme zu vergleichen. Als ich später darüber nachdachte, schien mir der Unterschied in der jeweiligen Summe des ausgeübten Terrors zu liegen. Terror bedeutet die zerstörerische Unterdrückung des Rechts auf individuellen Ausdruck der eigenen Persönlichkeit. Jedes Rechtssystem ist in einem gewissen Mass eine Form der Terrorisierung, in England aber wird dieser Terror öffentlich praktiziert und im Rahmen von Rechtsformen, die allgemein anerkannt sind. Es gibt vergleichsweise wenig politischen Terror. In Russland gibt es zweifellos mehr Terror, und er ist unbestimmter in der Anwendung und nimmt politische Gestalt an. Die Freiheit von Rede und Schrift in England ist der Beweis dafür, dass gegen diese Freiheit kein Terror gerichtet wird. Die Einschränkung dieser Freiheit in Russland ist der indirekte Beweis für einen Hintergrund des Terrors. In dem Masse, in dem wir politischen Terror gegen die Meinungsfreiheit ausgeübt ha-

ben (wie zum Beispiel in Indien), ist das Empire direkt vergleichbar mit Russland.

Leute wie Boyman aber lässt die Frage politischen Terrors kalt. Sie argumentieren, dass in einem Staat, dem alle Produktionsmittel gehören und der sie auch verwaltet, «ökonomische Demokratie» herrscht, weshalb ihnen Meinungsfreiheit unwichtig scheint. Darüber lässt sich nicht diskutieren, denn entweder misst man der Meinungsfreiheit zentrale Wichtigkeit zu oder eben nicht. Ein Blick auf den gegenwärtigen Zustand Zentraleuropas legt indessen nahe, sie für wichtig zu halten.

Im Atlantic Hotel war ich in einem Zimmer mit drei Betten untergebracht. Die erste Nacht schlief ich allein. In der zweiten Nacht belegten ein amerikanischer Jude und ein Neuseeländer die beiden anderen Betten. Bevor der Neuseeländer ankam, führte der amerikanische Jude ein langes geschäftliches Gespräch mit einem polnischen Juden, der zu diesem Zweck die vergleichsweise Ungestörtheit unseres *chambre à trois* aufgesucht hatte. Es ging um ein Buch über Belsen, das irgendjemand fast fertiggeschrieben hatte und von dem der Amerikaner das Manuskript besass. Er sagte, es müsse unverzüglich fertiggestellt und veröffentlicht werden, «weil sonst niemand mehr ein Interesse daran hat». Der polnische Jude sagte darauf: «Ach nein, die Leute werden sich doch sicherlich auch in ein paar Monaten noch dafür interessieren?» Der Amerikaner aber meinte abwägend: «Vielleicht wird es immer ein gewisses historisches Interesse behalten, aber niemand wird in sechs Monaten darüber noch etwas lesen wollen.»

Es ist erstaunlich, in welchem Mass Neuseeländer und Australier immer Cockneys bleiben. Das lässt einen die Unmöglichkeit der *Reeducation* der Deutschen in einem realistischeren Licht sehen. Man würde erwarten, dass die grossen offenen Räume Australiens und Neuseelands, ihre Berge, ihre Wasser-

fälle, ihre Seen und ihr antipodischer Burgunder sie «umerzogen» hätten. Nichts dergleichen.

Der Amerikaner wachte am Morgen um zehn vor sechs höchst geräuschvoll auf, wurde um sechs geweckt und erklärte, dass er bereits wach sei, wurde um zehn nach sechs angerufen und bekam um viertel nach sechs die Stiefel gebracht. Der Neuseeländer wachte um sieben auf, erhob sich, massierte sich mit ruhigen Bewegungen die Kopfhaut und stiess dabei die ganze Zeit heftig Luft aus, ohne jemals erkennbar einzuatmen. Man würde doch annehmen, dass einer, der in jenen weiten Räumen aufgewachsen ist, in tiefen Zügen die herrliche Luft einatmen würde. Aber dieser Kiwi hatte immer noch die Angewohnheit des Londoners, in Stössen eine widerlich neblige Atmosphäre aus seiner stickigen Brust zu schieben.

Die Hamburger Innenstadt war notdürftig geflickt und nicht allzu schwer beschädigt. Ich blieb im Umkreis der Alster, vermied die riesigen Hafenanlagen, Sankt Pauli und so weiter und versuchte, etwas von der Stimmung jenes Hamburgs ins Gedächtnis zurückzurufen, das ich im Sommer und Herbst des Jahres 1929 kennengelernt hatte. An einem klaren Tag ist Hamburg eine der schönsten Städte Europas. Die ganze Woche hindurch trug die Alster die wundervollste Farbe: ein blendendes Blau von so seidiger Zartheit, dass sie wie ein Teich aus Himmelblau wirkte, durch den sanft die Flügel weisser Segel glitten. Und die Nächte waren noch schöner; über den spitzen Häusersilhouetten glänzte der sternklare Himmel wie schwarzer Marmor, durchbrochen von gleissenden Lichtpunkten; und dann das Sternbild des Grossen Wagen, das sich inmitten vieler Lichtreflexe spiegelte, eingetaucht ins weiche Gewebe des Sees.

Ich hatte Herrn B. von K., den ich bei Ernst Jünger kennengelernt hatte, versprochen, ihn in seinem zeitweiligen Domizil in der Hamburger Vorstadt zu besuchen. Eines Nachmit-

tags machte ich mich auf. Diese Vorstadt, Oltmarschen, besteht aus Häusern, die sich inmitten von Wäldern und grünen Feldern zu verlieren scheinen. Nie sieht man mehr als zwei, drei Häuser auf einmal. Neben B. von K. waren auch Weimann anwesend sowie Herr und Frau Ellbrechter, die Gastgeber von K.s.

Von K. sagte, seit unserem letzten Gespräch sei ihm eine Bemerkung von mir nicht mehr aus dem Kopf gegangen, dass man die Deutschen zu Europäern machen müsse. «Vielleicht haben Sie ja recht. Nun, in den letzten siebenzig Jahren hat Deutschland Europa in drei Kriege verwickelt, die mit der Zerstörung eines grossen Teils von Europa endeten. Vielleicht sollten wir die Idee einer deutschen Nation völlig aufgeben. Wir haben uns als unfähig erwiesen, unseren Platz in Europa einzunehmen, und statt schöpferisch zu sein, haben wir zerstört. Aber auch wenn wir die Idee von Deutschland aufgeben, werden wir doch immer Deutsche bleiben. Was wir von Ihnen erwarten ist die Hoffnung, in fünf, in zehn, vielleicht auch in fünfzehn Jahren als Männer und Frauen unseren Platz einnehmen zu können, unter den gleichen Bedingungen wie die Männer und Frauen des übrigen Kontinents.»

Drei Jahre, sagte er, habe er an der Ostfront gekämpft und genug gesehen, um heute den Russen das Recht zuzugestehen, alles, was sie nur wollten, den Deutschen wegzunehmen. «Ich selbst habe wirklich alles verloren», sagte er. «Ich hatte grosse Ländereien in Ostpreussen; alles was ich besessen habe, war dort. Heute lebe ich in zwei Zimmern mit meiner Frau und meinen drei Kindern. Aber das ist gut so. Zu spüren, dass ich einen Neuanfang in meinem Leben machen kann, nach allem, was ich erlebt habe: das ist ein Gefühl der Befreiung, ja sogar des Glücks. Nichts ausser dieser radikalen Veränderung meiner Lebensumstände hätte mir die Hoffnung schenken können,

dass ich vielleicht meinen Beitrag dazu leisten kann, ein neues Europa zu bauen.»

Ich wollte gern wissen, was er erlebt hatte, aber er meinte, das lasse sich kaum erzählen. «Sie haben zweifellos von den schrecklichen Zerstörungen gehört», fuhr er fort, «und sie haben auch gehört von Dingen, von denen ich zwar selbst nichts wusste, die ich aber nicht bezweifle, wie Belsen und Buchenwald. Diese Dinge rechtfertigen jedes Mass an Vergeltung. Sollen die Russen nehmen, was sie wollen. Sollen sie die Maschinen aus den Fabriken holen und aus den Häusern Geräte bis hin zum kleinsten elektrischen Schalter. Wir dürfen uns nicht darüber beklagen. Vielmehr sollten wir froh sein über jede Form der Entschädigung, die wir leisten können. Gleichwohl sind gewisse Voraussetzungen zu erfüllen, wenn es eine Zukunft geben soll, in der wir eine konstruktive Rolle spielen. Eine Voraussetzung lautet, dass es unter Ihrer Besatzung kein Buchenwald und kein Belsen geben darf. Unter gewissen Gesichtspunkten wäre natürlich selbst dies zu rechtfertigen. Dennoch: Wenn jetzt wieder Tausende von Menschen verhungerten und in Lagern umgebracht würden, wird der Hass, der durch uns hervorgerufen wurde, nie ein Ende finden. Deshalb müssen Sie Ihre Rache auf die wahren Kriminellen beschränken, die für die deutschen Lager verantwortlich sind; und entschädigen müssen Sie sich, indem Sie sich von unserem Eigentum nehmen, was immer Sie wollen. Aber tun Sie nicht, was wir getan haben.»

Ob ihm etwas von Lagern auf unserer Seite bekannt geworden sei, wollte ich von ihm wissen.

«Die Russen können unseren gesamten Besitz in Ostpreussen haben», sagte er, «aber wenn ich höre, dass Tausende von Menschen herdenweise vertrieben werden und ohne Obdach sind, wenn ich von vielen ähnlichen Dingen höre, dann habe ich die Befürchtung, Sie könnten in zwei oder drei Jahren eines

schönen Morgens aufwachen und erkennen, genau wie wir es erkennen mussten, dass auf Ihrem Gewissen die Last des Mordes an Tausenden von Menschen liegt. Und vielleicht wird es Ihnen dann so gehen wie mir heute, dass Sie sich verantwortlich fühlen, auch wenn Sie fast nichts von den Vorgängen gewusst haben.»

«Und hinzu kommt noch», fuhr er fort, «dass wir so lange nicht wissen können, wo wir stehen in Deutschland, solange Sie keine politische Vorstellung anbieten. Es geht nicht nur einfach darum, wie hart sie gegen uns vorgehen, sondern darum, dass Sie die Grenzen Ihrer Massnahmen abstecken, und dass wir uns darauf verlassen können, dass Sie sie nicht überschreiten werden. Es wäre viel besser, harte Bedingungen aufzuerlegen und sich an sie zu halten, als überhaupt keine Bedingungen zu formulieren, um dann vielleicht ganz unerwartete Milde zu üben. Worauf es nämlich wirklich ankommt, ist nicht Ihre Milde oder Ihre Härte, sondern ob Sie uns die Möglichkeit geben, im Licht einer Gewissheit zu leben, oder uns dazu verdammen, in einem andauernden Nebel von Angst zu verharren.»

Dann sprach von K. von jenen Menschen in Deutschland, die immer noch an christliche Grundsätze der Lebensführung glaubten. Er hielt Deutschland einer religiösen Wiedergeburt fähig, die aber nur durch die Hingabe einzelner Menschen erreichbar sei.

Als die Briten in Deutschland ankamen, sagte er, hätten viele Menschen zu ihnen wie zu Rettern aufgeschaut. Jetzt habe sich eine gewisse Enttäuschung breitgemacht. Auch wir seien nur Menschen, erwiderte ich, und natürlich sei es psychologisch fast unvermeidbar gewesen, dass die Deutschen erwarteten, in uns entweder Teufeln oder vollkommenen Wesen zu begegnen. Die Engländer hätten eine ähnliche Einstellung gehabt gegenüber den Deutschen, die sich in ihr Land flüchteten. Viele Menschen waren bereit, ihnen zu helfen, aber unter

der Bedingung, dass sie sich wie Märtyrer oder Heilige benähmen. Als sich jedoch herausstellte, dass diese Flüchtlinge auch nur Menschen mit menschlichen Fehlern waren, nahmen dieselben Leute, die ihnen anfänglich beistanden, dies als Vorwand, ihre Hilfe einzustellen. Genau so fänden die Deutschen, die in den Briten Erlöser sehen wollten, jetzt einen Grund, enttäuscht von ihnen zu sein, nachdem sie festgestellt hatten, dass es sich um normale Menschen handele.

Von K. lächelte, und er stimmte mir darin zu, dass diese Situation unvermeidlich gewesen sei. Mich interessierte, in welcher Weise sich die Enttäuschung äusserte, und Frau Ellbrechter begann sofort aufzulisten: Beispiele von verbrannten Möbelstücken, vergewaltigten Frauen, Offizieren, denen man die Auszeichnung von den Uniformen reisse und ähnliches mehr. Von K. hielt solche Vorkommnisse für unvermeidlich und nicht besonders gravierend. Was stärker ins Gewicht falle, sei die saloppe Haltung gegenüber den Nazis, während man sich gegenüber jenen Deutschen, die sich um eine gute Zusammenarbeit mit den Alliierten bemühten, misstrauisch zeige. Er selbst zum Beispiel sei in einem bestimmten Kreis zuständig für das Bildungswesen. Die Militärregierung wolle ihm aber nicht gestatten, Lehrer auszuwählen, die in der Wehrmacht Offiziere oder Unteroffiziere gewesen waren. Dies bedeute, dass er nicht das erforderliche Personal auftreiben könne, um den Lehrbetrieb fortsetzen zu können. Die Militärregierung könne ihm androhen: «Wenn Sie uns täuschen und Nazilehrer wählen, werden wir Sie erschiessen.» Er sei sich ganz sicher, von seinen Lehrern nicht enttäuscht zu werden, wenn man ihm nur diesen Freiraum lassen und ihm vertrauen würde; er seinerseits würde die Alliierten nicht enttäuschen.

Was er über seine Schwierigkeiten bei der Lehrersuche erzählte, amüsierte mich, weil es mir, nur ein paar Schritte von

der Ellbrechterschen Haustür entfernt, treffend von zwei Schulkindern illustriert worden war. Die Kinder hatten mich neugierig angestarrt, und da ich etwas zu früh war, sprach ich sie an. Sie sagten: «Wir lernen Latein und Biologie in unserer Schule.» – «Und sonst lernt Ihr nichts?» – «Nein», antworteten sie. «Wissen Sie, unsere Lehrer in Geschichte, Geographie, Englisch und Mathematik sind alle rausgeschmissen worden.»

Von K. sagte, dass beim Aufbau des neuen Deutschland auch Wehrmachtsoffiziere eine Rolle spielen müssten, weil es unter ihnen die besten Köpfe des Landes gebe. Nicht alle, die den Kriegsdienst hätten umgehen können, seien zwangsläufig die besten Freunde der Demokratie, und sie hätten den Kriegsdienst nicht immer nur deshalb vermieden, weil sie gute Demokraten waren. Er sei selber Offizier gewesen, habe ein Regiment kommandiert, und das Vertrauen seiner Männer habe ihn mit Stolz und Glück erfüllt. Die Tatsache, dass er Offizier gewesen war, zeigt, dass es Ausnahmen von unserer Regel geben sollte, keine Offiziere einzusetzen.

Von K. vermittelte einen Eindruck von Männlichkeit, Geradlinigkeit und Verantwortungsbewusstsein, der heute in Deutschland ungewöhnlich scheint. Er hatte sich auf eine bescheidene und unverkrampte Art in seine Situation geschickt und tat sein Bestes, um mit den Briten zusammenzuarbeiten. Um sich scharte er eine Gruppe von Menschen, die die Einsicht verband, «bei Null beginnen» zu müssen. In die Idee einer solchen Gruppe setzte ich nicht so viel Vertrauen wie in den Mann selbst. Er stammte aus einer alten, auch ausserhalb Deutschlands bekannten Familie, und wie gut seine Absichten auch sein mochten, er würde sehr klug und vorsichtig sein müssen, aufrichtig und bereit, sich selbst zurückzustellen, um sich aus der Einflusssphäre des alten preussischen Nationalismus zu befreien.

Ein paar Tage nach unserer Begegnung in Hamburg besuchte ich ihn in dem Haus in der Nähe von Bunde, wo seine Familie unter vielen anderen evakuierten Familien lebte. Er lud mich ein, die sehr einfache Mahlzeit mit ihnen zu teilen; es gab Suppe, dann Kartoffeln. Nach dem Essen machten wir einen Spaziergang, und auch jetzt sprach er wieder von seinem Glauben, dass einige wenige hervorragende Persönlichkeiten in Deutschland viel dazu beitragen könnten, das Land, mit dem restlichen Europa zusammenzuführen; und er sprach über sein Vertrauen in die deutsche Jugend. Er zeigte mir eine Sammlung von Gedichten aus Manuskripten, die die Soldaten im Krieg untereinander herumgereicht hatten. Sie waren mit grossem Pathos geschrieben. Und dann zeigte er mir noch einen von ihm verfassten Artikel, der den Titel trug: *Gedanken zum Thema: Warum haben wir den Krieg verloren?* Dieser Artikel war völlig kompromisslos. Im Kern ging es um die Gegenüberstellung des Bösen und des Guten im zeitgenössischen Deutschland, wobei er sich bei der Darstellung des Bösen harter unmissverständlicher Worte bediente und nicht vor Hinweisen auf die Konzentrationslager und die Lügenpropaganda zurückschreckt:

Die vergangenen Jahre und dieser grausame Krieg haben fast alles, was wir für dauerhaft und heilig hielten, dem Zusammenbruch nahegebracht: Wahrheit und Menschlichkeit, Vernunft und Gerechtigkeit. Wir lebten in einer Welt des Wahnsinns. Für viele unter uns kam es nicht überraschend, als eines Tages der Wahnsinn in einen Fiebertraum überging, in dem diese arme europäische Menschheit versank: fanatisch, betäubt und irrsinnig.

Andererseits hat es aber vielleicht nie zuvor eine Zeit gegeben, in der die Menschen so viel innere Bereitschaft und so viel Wissen für die Aufgabe mitbrachten, gemeinsam an der Rettung ihres Landes und ihrer Kultur zu arbeiten. Viele Menschen haben vor der zunehmenden politischen und geistigen Verheerung der letzten Jahre die

Augen nicht verschlossen. Und in noch mehr Menschen hat der völlige Zusammenbruch am Ende des Krieges, der jetzt seine bitteren Narben auf ihren Körpern hinterlässt, solchen Gedanken den Boden bereitet. Die Mehrheit der Menschen ist physisch nämlich empfindlicher als geistig.

Darüber hinaus ist ein grosser Teil des deutschen Volkes heute bereit, die Schuld auf sich zu nehmen für das, was geschehen ist. Und ist dieses Bewusstsein einer Schuld nicht schon ein ethischer Wert an sich, der Hoffnung gibt und der zu einem Neubeginn führen kann?

Das Dokument schloss mit einem Aufruf zur Rückbesinnung auf christliche Werte und zur Rückkehr in die Kirchen.

## XV

### BERLIN

Eines Tages übergab man mir im Hamburger Atlantic Hotel die Nachricht, meine Frau (die Pianistin Natascha Litvin) werde für die Malcolm Clubs der Royal Air Force in Deutschland Konzerte geben. Da meine Mission mit dem Besuch Hamburgs beendet war, reisten wir gemeinsam nach Hildesheim, Bückeburg und Celle sowie verschiedene andere Orte, wo sie konzertierte. Dieses Arrangement bedeutete einen ziemlich abrupten Bruch in der Folge meiner deutschen Impressionen. Die Royal Air Force führt ein Leben, das von dem anderer Streitkräfte, die sich in die Verwaltung Deutschlands teilen, sehr isoliert ist. Sie leben in ihren riesigen, von der Luftwaffe übernommenen Stützpunkten; sie sprechen ihren eigenen, hochentwickelten Slang, und immer und überall begleitet sie die Gewissheit, dass sie zu ihren Flugzeugen und nicht zu dem Ort gehören, wo man sie stationiert. Viele Piloten werden sehr empfindlich, wenn es um die Zerstörung der deutschen Städte geht, und reagieren manchmal aggressiv, manchmal beschämt. «Erst machen wir uns all die Mühe und zerstören deutsche Städte, und dann pöppelt die Militärregierung die Deutschen wieder auf!» ist eine dieser typischen Bemerkungen. Ich lernte einen australischen Piloten kennen, der sein Ressentiment auf die polnischen *Displaced Persons* ausdehnte. «Ein paar von denen haben die Frechheit besessen, erst ein warmes Essen zu fordern und dann mit Streik zu drohen. Unter den Nazis hätten die nicht im Traum daran gedacht zu streiken.» Die Frauen übertreiben natürlich noch das gereizte Verhalten der R.A.E. Daneben hört man in der R.A.F. aber auch Bedenken und Zweifel gegenüber unserer Politik der Bombardements.

Mein allgemeiner Eindruck war der, dass sich die R.A.E in einer besonders unglücklichen Situation befindet, weil sie mehr mit ihrer Vergangenheit beschäftigt ist als mit den Aufgaben, denen sie sich jetzt uneingeschränkt stellen müsste, im Unterschied zur Militärregierung, die gänzlich in den Problemen der Gegenwart aufgeht. Man muss viel Verständnis aufbringen für die Ängste und schmerzhaften Erfahrungen dieser Männer, die im modernen Leben eine schwierige Stellung haben: Unsere Zivilisation erwartet von ihnen, ein paar Jahre ihres Lebens Helden zu sein und danach Bankangestellte oder etwas Ähnliches zu werden.

Nach einer Woche mit Konzerten in der Provinz fuhren wir nach Berlin. Begleitet wurden wir von einem weiblichen Offizier, die der Reise nervös entgegensah: Erst eine Woche zuvor, erzählte sie, seien zwei ihrer Offizierskollegen, die ahnungslos über Potsdam nach Berlin wollten, von Russen zwei Tage lang festgehalten und ins Kreuzverhör genommen worden. Als wir uns Berlin näherten, goss und stürmte es, und die eintönige, herbe, grau-grüne Ebene von Brandenburg schien sich mit dem strömenden Himmel zu vermischen, so wie der Himmel eine Unzahl grauer Streifen widerzuspiegeln schien; Gras, nasse Pigmente und verschleierte Ansichten von Kiefernwäldern. Um nicht dem Schild «To Potsdam» zu folgen, verliessen wir die Hauptroute. Danach waren alle Schilder in Russisch, und sie schienen ausschliesslich nach Potsdam zu weisen. Unsere Begleiterin wurde immer nervöser, und in dem grauen Wetter auf der Ringstrasse um Berlin kamen wir uns vor wie in einem Flugzeug, das in strömendem Nebel über dem Flugplatz kreist. An einer Tankstelle stieg ich aus und redete mit ein paar Deutschen, die mir den Weg nach Berlin erklärten, ohne dass man dabei durch Potsdam musste. Wir waren über die britische Zone hinaus und durch die russische gefahren und durch die amerikanische Zone nach Berlin zurückgekehrt. Ber-

lin machte einen weniger zerstörten Eindruck auf mich, als ich erwartet hatte, doch als wir uns der Mitte der Stadt näherten, bot sie das gleiche Bild der Verwüstung wie alle anderen deutschen Grossstädte.

Wie kann man dieses Bild der Verwüstung beschreiben? Es wirkt, als wäre eine Stadt ein Organismus, der weiterlebt, obwohl man sein Herz schon vernichtet hat. Nur am Rand der deutschen Städte gibt es noch Leben. Ihre Mitte ist zerbrochen und geschwärzt wie die Mitte eines zerrissenen Herbstblatts, dessen Schwarz aber immer noch von einem schwachen Grün umgeben und von wenigen Adern durchzogen wird.

Berlin ist – oder war – eine eigenwillig angelegte Stadt mit zwei Zentren, die voneinander durch verschiedene Bahnanlagen, Kanäle und die Spree getrennt sind. Dementsprechend hat es zwei Prachtstrassen: Das pompöse, preussische Unter den Linden und den verführerisch glitzernden Kurfürstendamm. Diese beiden völlig verschiedenen Entwürfe dessen, was man sich unter einem «Westend» vorstellt – einerseits grossspuriger Versuch eines gekünstelten griechischem Klassizismus, andererseits babylonische Hure –, diese beiden Entwürfe liegen gewissermassen in zwei verschiedenen Schlafzimmern wie zwei Mattressen der einen Berliner Seele, voneinander getrennt durch ein riesiges Netz von Bahnlinien, die überspannt werden von ein paar gewaltigen Brücken. Beide falschen Idole liegen jetzt in Trümmern, und die Brücken sind fast alle eingestürzt, so dass man ein halbes Dutzend provisorischer Brücken und Umleitungen ausprobieren muss, um von einem zertrümmerten Zentrum Berlins ins andere zu gelangen.

Der Riss zwischen diesen beiden gleichermassen falschen «Westends» war kennzeichnend für ganz Berlin. Nie gab es eine Stadt, der in solchem Grad die Fähigkeit zur Spontaneität fehlte. Alles an Berlin schien angestrengt und falsch und gele-

gentlich stürzte es sich heftig ins Phantastische. Der Dom, das Schloss und all die Denkmäler zum Ruhm preussischer Siege zum Beispiel oder die Siegesallee mit ihren Standbildern: sie waren entweder komisch oder verrückt – je nach dem, wie man es sehen wollte. Zugleich waren sie Ausdruck geistiger Verirrungen, die für die ganze Stadt bezeichnend waren. Sie liessen es nicht zu, als Liebhabereien gesehen zu werden, als ästhetische Experimente oder individuelle Exzentrik, wie die Art Nouveau der Pariser Metro oder Gaudis unvollendete Kathedrale von Barcelona.

Der Geist, der sich in dem Gegensatz zwischen Unter den Linden und Kurfürstendamm offenbart, hatte nämlich ganz Berlin unterwandert. Selbst die Mietshäuser am Halleschen Tor oder im Ostend mit ihren Stuckverzierungen oder Betonfassaden ergingen sich in Improvisationen über die Themen Schlachtbeil, Cherub und vollbusige Siegesgöttin, während riesige Kaufhäuser und Restaurants sich prahlerisch über die ärmeren Strassen erhoben und den protzigen Glanz von Kurfürstendamm und Wittenbergplatz nachahmten.

Als ich 1930 in Berlin lebte, wohnte ich zur Untermiete. Die damalige Suche nach einem Zimmer in der Umgebung des Noliendorfplatzes (nicht weit vom Kurfürstendamm) bescherte einem gelegentliche Einblicke ins Innere von Häusern, die zeigten, wie makaber die Variationen über den preussischen Stil sein konnten. Nie werde ich die Wuchtigkeit Berliner Portikos vergessen, die Mächtigkeit der Eingangshallen, die Entschlossenheit, mit der man selbst einen Zimmerofen in einen Stil zwang, der sich von seiner Massivität einen Freispruch vom Vorwurf der Angeberei versprach. Ein Zimmer, das man mir einschliesslich Frühstück für etwa ein Pfund pro Woche anbot, war in einem freiherrlichgotischen Mischstil gestaltet und völlig verkleidet mit geschnitztem Zedernholz, und es roch und wirkte wie das Innere einer grossen Zigarrenkiste.

Auf einem Podium an einem Ende des Raums standen die Figuren von vier Rittern in schimmernder Rüstung.

Auf Zimmersuche in einer grossen Stadt zu sein wird natürlich immer etwas tief Befremdliches bleiben. Dabei durchlebt man ähnliche Empfindungen wie bei der Lektüre von Schauergeschichten Edgar Allan Poes. Poe hatte begriffen, dass die Vorstellung von Geistern unabdingbar an Stil, Mode, Architektur und die altmodische Möblierung eines Zimmers gebunden ist.

Die Architektur in Stadtteilen wie Charlottenburg und Wilmersdorf hat mir immer angst gemacht: Ihre monotonen Wiederholungen überspannter, in verschiedenen Formen gegossener Figuren, in denen sich immer dasselbe unausgegorene Ideengut von Krieg und Fruchtbarkeit wiederholt. Nichts hat mir je ein solches Gefühl des Verlorenseins, des Ausgeschlossenseins und der Beklemmung vermittelt, wie diese langen Berliner Strassen aus grauen Häusern, die von oben bis unten mit Figuren und Mustern bedeckt waren, an jedem Haus dieselben. Dann, am Ende dieser Strasse vielleicht oder in einer Lücke zwischen den Häusern oder auf einem Platz, hinter dem die Strasse schnurgerade weiterlief, stand da ein grosses dekoratives Gebäude, mit Löwen und Turm verziert oder, ähnlich aggressiv, in modernistische Schlichtheit gehüllt: stand da, wie das letzte Wort in Sachen Leere und Trostlosigkeit.

Und dennoch mochte ich Berlin. Es gab sogar Dinge an dieser Stadt, die mich bezaubern konnten, wie zum Beispiel der Tiergarten und vor allem der Grunewald, wo ich fast jeden Nachmittag mit Christopher Isherwood spazierenging. Was mich in Berlin hielt, war meine grosse Bewunderung für Isherwood, das ungebrochene Vergnügen an seiner Unterhaltung und seiner Selbstdramatisierung, die mich in einen Zustand versetzten, in dem ich mir kaum je die Frage stellte, ob ich überhaupt irgendwo anders hätte sein wollen. Und als er mich

dann schliesslich spüren liess, dass er meiner bewundernden Gesellschaft müde zu werden begann, ging ich fort und kehrte ausser als Besucher nie mehr zurück.

Aber es gab auch andere Gründe, warum ich Berlin mochte. In diesem Lebensabschnitt schien mir Berlin «realer» als jede andere Stadt. Für mich war sie die *reductio ad absurdum* der gegenwärtigen Lage, und ich spürte eine innere Notwendigkeit, in mir selbst die fadenscheinigen Wirklichkeiten der Zeit zu begreifen, in der ich lebte, ehe ich reif wäre für die tieferen Traditionen Frankreichs und Italiens und die Tragödie Spaniens. Alle meine Berliner Erfahrungen waren sehr «gegenwärtiger» Natur. Berlin war eine Stadt, wo Tradition der Karikatur und Verhöhnung diente, wo Handeln ausschliesslich im Sinn von Macht begriffen wurde – gewaltige Macht zum Guten oder zum Bösen. Ich glaube auch nicht, dass die Möglichkeit zum Guten im Geringsten ausgeschlossen war. Die Ungeheuerlichkeit des von Deutschland hervorgebrachten Bösen überwältigt uns heute so, dass die Behauptung schwerfällt, es habe nach dem letzten Krieg in Deutschland ein grosses Potential zum Guten gegeben. Und doch glaube ich, dass es so ist: Dass Tausende von Menschen, die das von ihnen sogenannte «Neue Deutschland» der Weimarer Republik und der Sozialdemokratie unterstützten, eine grosse Hoffnung erfüllte und die frohe Bereitschaft, ihre eigenen Interessen einer guten Sache zu opfern, genau wie später einer schlechten.

In dieser Stadt ohne Stil und ohne Tradition war mit Händen zu greifen, dass ihre Bürger das Bewusstsein teilten, tagaus in jeder Hinsicht nahe eines Nullpunktes zu leben. Stärke wie Schwäche der Berliner resultierte aus dem Gefühl, jederzeit eine völlig neue Art von Leben beginnen zu können, weil sie nämlich nichts hatten, von dem aus sie hätten beginnen können. Sobald in den ersten Nachkriegsjahren Schwierigkeiten auftauchten, die sich vor die Ideen vom Neuen Leben oder

vom Neuen Deutschland zu schieben schienen, wurde das wie die Rückkehr zum Nichts empfunden. Es war eine verhängnisvolle Überzeugung, dass man sich, sobald eine bestimmte Methode versagte, gleich wieder zum Ausgangspunkt zurückgeworfen sah (was sich so prompt in der Inflation abzeichnete); dass Tradition und Idealismus nicht so stetig wuchsen, dass es sich gelohnt hätte, für sie zu kämpfen: diese Überzeugung liess viele Deutsche, die gar keine Nazis waren, zu deren leichten Opfern werden. Bekommen und mit Vorahnungen hörte ich 1932 zwei Bemerkungen, die den Glauben an die unvermeidliche Rückkehr zum Nullpunkt illustrieren. Die eine Bemerkung stammt von einem bekannten doktrinären Marxisten: «Sieben Jahre lang müssen wir ein Naziregime ertragen, damit es selbst die Katastrophe herbeiführt, aus der Deutschland nur durch eine sozialistische Revolution gerettet werden kann.» Die andere Bemerkung war in Berlin in den Tagen von Brünnings Notstandsverordnung oft zu hören: «Schlechter als jetzt kann es nicht mehr werden. Wir können es genausogut mit Hitler probieren.» Die Deutschen der Nachkriegszeit litten unter ihrer Unfähigkeit, die Wahrheit von Edgars Beobachtung in *King Lear* würdigen zu können:

And worse I may be yet: the worst is not  
 So long as we can say ‚This is the worst‘.  
 (Es kann noch schlimmer gehn; ‚s ist nicht das Schlimmste  
 Solang man sagen kann: ‚Dies ist das Schlimmste‘.)

Und wiederum mit ihm könnten sie jetzt nachdenklich fragen:

O gods! Who is't can say, ‚I am at the worst?‘  
 I am worse than e'er I was.  
 (Gott, wer darf sagen: Schlimmer kann's nicht werden?  
 'S ist schlimmer nun als je.)

Wir wohnten im Savoy, dem Hotel für Berlin-Besucher, das zwischen Zoologischem Garten und Kurfürstendamm liegt. Nach dem Dinner machte ich mich alleine auf und ging den Kurfürstendamm hinunter und dann entlang der Taentzienstrasse bis zum Wittenbergplatz. Ich wollte mir die Stimmung des Berlins, das ich gekannt hatte, in Erinnerung rufen. Die Gedächtniskirche bildet eine Insel zwischen einander kreuzenden Strassen. Zur einen Seite lag das Café, das man Café am Zoo nannte, wo ich oft sass und schrieb, während ich einen Fruchtsalat ass oder einen Kaffee trank; jenseits war das berühmte Romanische Café, das den Ruf hatte, Treffpunkt der künstlerischen und literarischen Bohème Berlins zu sein. Dieses Café und seine Gäste hat Hitler besonders gehasst, und nur der Himmel weiss, in welche Ecken der Erde und des Universums es die Schar seiner leicht affektierten Gäste, die einst mit ihren Ideen und kleinen Lastern hier ihre Auftritte hatten, jetzt verschlagen hatte. Auf der linken Seite der Taentzienstrasse hatte es ein schickes Barrestaurant gegeben – zu schick, als dass ich's mir hätte leisten können –, vor dessen Eingang Tag und Nacht zwei aussergewöhnlich schöne Pagen in grünen Uniformen Wache standen, die sich stundenweise ablösten. Auf der anderen Seite der Taentzienstrasse und in den Strassen, die von ihr wegführten, lagen der Nachtclub Femina und ein, zwei andere Schlupfwinkel des Lasters. Diese Etablissements waren nicht lasterhafter als andere derartige Örtlichkeiten in anderen Städten der Welt, waren aber berüchtigt, weil sie jedem Passanten offen standen; viele Berlin-Besucher haben ihr krudes Milieu kennengelernt. Seit den Zeiten von Tacitus hat einer der Beiträge Deutschlands zur Zivilisation darin bestanden, dem Rest der Welt im Vergleich mit den Deutschen ein Gefühl der Tugendhaftigkeit zu vermitteln. Sogar die in Berlin lebenden Ausländskorrespondenten hatten die Möglich-

keit, sich gelegentlich von ihrer eigenen Keuschheit in Erstaunen versetzen zu lassen durch einen Besuch in einer von diesen Berliner Bars; danach verfassten sie dann einen entrüsteten Artikel, mittels dessen sich auch ihre Leser eine Vorstellung von derlei verruchtem Glamour machen konnten.

Die Gesamtheit aber dieser eingespielten, aufeinander abgestimmten Lebenswelt, in der die Strassen schimmernden Schienen glichen, bekannten und berechenbaren Gleisen, ob sie nun zum Guten oder Schlechten führten – dies alles war verschwunden. Die Konturen, die ich durch die Dunkelheit sah, waren zerbrochene, schartige Ränder; als einzige Geräusche hörte man nur Knattern und Flattern; die zwei oder drei Menschen, die auch jetzt wieder in diesen Strassen umgingen, waren amerikanische Soldaten auf dem Weg zur Bar auf dem Kurfürstendamm, wo man sich aus Höflichkeit einen Drink kauft und ihn aus Selbstachtung nicht trinkt. Die Ruine der Gedächtniskirche – in ihrer Glanzzeit die hässlichste Kirche ausserhalb von Maida Vale – besass jetzt die enorme Würde nackter Gewölbebogen und zerschmetterter Säulen, die den Ruinen vielleicht aller Kulturen ihre besondere Grossartigkeit geben. Ich ging nicht sehr weit. Als ich den Wittenbergplatz erreichte mit dem riesigen Skelett des KaDeWe zu meiner Rechten – dem Selfridges von Berlin –, wurde mir klar, dass es überall so aussah wie hier, dass ein ungeheures Leichentuch des Immergleichen das Gesicht Berlins ausgelöscht und zugedeckt hatte, und dass nichts mehr von dem geblieben war, was ich einmal kannte.

Am nächsten Morgen ging ich denselben Weg im Tageslicht. Die Tauentzienstrasse schien eine Küste grauer Klippen und Gesteins, aufgerissen und zerschrammt und teilweise schon niedergelegt von Winden und Gezeiten. Die ganze Stadt lag gebrochen und dem Wetter ausgesetzt am Boden, und die wenigen Läden, die etwas zu verkaufen hatten, die wenigen

noch bewohnten Mietshäuser hatten die hilflose Winzigkeit von Elendsquartieren, um die herum das Verderben lauerte.

Meine Frau und ich besuchten die Mutter eines befreundeten Emigranten. Aber eine andere Frau öffnete uns die Tür, und als wir nach Frau— fragten, tritt sie zunächst ab, sie zu kennen. Dann aber sagte sie, sie sei aufs Land gezogen. Wir brauchten fast eine halbe Stunde, um sie davon zu überzeugen, dass wir nur gekommen waren, um Grüsse und ein paar kleine Geschenke zu überbringen. Wir verabredeten, zu einem späteren Zeitpunkt wieder vorbeizuschauen, wenn Frau – zu Hause wäre. Als wir sie dann später trafen, schien sie so müde und alt, dass wir sie kaum nach ihren Erfahrungen in Berlin fragten, über die sie nicht klagte, und redeten lieber mit ihr über ihren Sohn.

Später zogen wir durch die Ruinenfelder der Stadt, um jene Bilder in uns aufzunehmen, die für unsere Zivilisation eine so neue Erfahrung sind, obwohl sie schon Erkennungszeichen anderer untergegangener Kulturen waren: Nicht die Ruinen einer vergangenen Kultur sondern die Ruinen unserer eigenen Epoche, die uns schlagartig das Gefühl vermitteln, in einen nomadischen Lebensabschnitt einzutreten, wo Menschen durch die Wüsten der Jahrhunderte wandern und erleben, wie die Welt, die frühere Generationen für uns erbaut haben, schon versinkt, während wir noch leben. Schon sind Reichstag und Reichskanzlei Sehenswürdigkeiten, zu denen heute Schaulustige kommen, wie vielleicht auch noch in fünfhundert Jahren. Sie sind die Schauplätze eines so vollständigen Zusammenbruchs, dass sie jetzt schon von der Patina des Fremden überzogen sind wie die Relikte aller Endkatastrophen; etwas Dramatisches und Gespenstisches geht von ihnen aus, während sie sich in ihr Geheimnis zurückziehen scheinen und alles unserer Phantasie anheimstellen. Die letzten Tage von Berlin sind zum Gegenstand von Spekulationen ge-

worden wie die letzten Tage eines Reiches einer längst vergangenen Epoche; man nähert sich diesen Ruinen mit demselben Staunen, derselben angespannten Phantasie wie dem Kolosseum in Rom.

Der Reichstag ist eine riesige leere Hülle, unter einer zentralen Kuppel, umgeben von Galerien und Nebenkuppeln, innen und aussen brandgeschwärzt und von den Sockelleisten bis zu den Decken von den krakeligen, fremd wirkenden Inschriften russischer Soldaten bedeckt, die ihn triumphierend besetzen. Noch immer durchstreifen ihn die Invasoren mit gaffendem Staunen, stehen draussen auf der Strasse. Wie alle grösseren Ruinen in Deutschland (zum Beispiel der Kölner Dom), ist er ein Hauptumschlagplatz des Schwarzmarktes geworden, wo jemand an dich herantritt und dir gegen Zigaretten eine Kamera oder Filme oder sonst etwas verkaufen will. Über Nacht ist ein ganzes Geschlecht von Ruinenführern aufgetaucht, die dir bereitwillig die Stelle zeigen, wo Hitler stand, und dabei voller Verachtung seine Worte wiederholen. Das Gebäude ist nur noch Ruine, alles Leben, das sich in seinem Umkreis angesiedelt hatte, wurde über Nacht ausgelöscht, und alles wirkt jetzt so fremd, als wäre der Hohlraum unter diesen Kuppeln noch vor wenigen Monaten nicht nur von Stimmen und von Menschen erfüllt gewesen, sondern auch von einer Sprache und einer Denkweise, die heute nur noch Gegenstand von Gerüchten und ungläubigen Staunens sind.

Die Wirkung der Reichskanzlei lässt sich genauer beschreiben. Denn während der Reichstag nur mehr leere Hülle eines Theaters ist, dessen Bühne und Kulissen und Schauspieler vernichtet und vergessen sind, war die Reichskanzlei noch voller Hinweise, ja beinahe noch voller Fussspuren. Dort potenzierte sich der Eindruck von Zusammenbruch und Chaos. Dort gab es noch Räume, in denen knietief Papier lag, wenn auch alles einigermaßen Wichtige weggeschafft worden war

und sich in den verbleibenden Papiermassen meist nur verschiedenste Formulare oder unbenutzte Karteisysteme fanden. Die Polizisten, die die Reichskanzlei bewachten – Angehörige derselben Truppe, die die Nazis beschützt hatte –, waren nun Schausteller und Kundenschlepper geworden. Mit grinsenden Gesichtern zeigten sie uns die Unterkunft der Familie Goebbels und Hitlers Empfangshalle mit einigen Stühlen, deren Polsterung herausgerissen war. Das Skelett eines venezianischen Glaskandelabers, von dem die Glasperlen gestohlen worden waren, war aus der Decke gerissen und berührte, noch an einem Draht hängend, den Boden. Ein langer Tisch aus sehr edlem Holz sowie ein anderer mit Intarsien aus seltenen Steinen hatten überlebt. Hitlers Schreibtisch mitsamt der schweren Marmorplatte hatte man aus einem der Fenster dieses Raumes in den Garten geworfen. Die Putzfrauen, die für die Pflege der Reichskanzlei verantwortlich waren und immer noch ihren Dienst versahen, verbargen unter ihren Kitteln Hämmer, mit denen sie kleine Stücke von der gelben Marmorplatte des Schreibtischs abschlugen, um sie als Souvenirs gegen ein paar Zigaretten zu tauschen. Die Polizisten boten uns verstohlen Eisernerne Kreuze, Mutterkreuze, Medaillen für gute Führung, und ähnliches an, für fünf, drei oder zwei Zigaretten, je nachdem.

Noch in ihrem heruntergekommenen Zustand war zu sehen, dass der grösste Stolz, die Hauptzierde der Reichskanzlei ihre Hektare tomatenroten Marmors gewesen sein müssen. Seitlich hatte sie einen sehr langen, breiten und hohen Korridor mit hohen Fenstern zum Innenhof, in dem ein paar ausgebrannte Panzer standen.

Aus dem Hauptgebäude führte man uns über den Garten zu Hitlers Bunker. Der Garten war eine einzige Wüstenei aus Schlamm und Lehm voller Splitter und Scherben, Glas, Bomben, Keramik, Marmor und ähnlichem, so wie die Ebene vor

Mykene in der Nähe des Agamemnon-Grabes übersät ist mit zweieinhalbtausend Jahre alten Tonscherben. Der Bunker selbst war ein wohldurchdachter, aber alles andere als pompöser Unterstand, der im Tiefgeschoss mehrere Räume enthielt, die auf zwei Suiten verteilt waren: eine für Hitler und Eva Braun, die andere für die Familie Goebbels. Über Hitlers Bett waren noch Regale voller Bücher über Architektur. In den letzten Monaten seines Lebens hatte Hitler seine Architekturstudien wieder aufgenommen.

Als wir die Reichskanzlei verliessen, kam mir der Gedanke, der psychologische Schlüssel zum Verständnis des Nationalsozialismus und seiner Macht über seine Gefolgschaft könne darin zu finden sein, dass Hitler, sozusagen bevor er Hitler wurde, der Architekturstudent war, der die Prüfungen nicht bestand, die ihn zum Architekturstudium an der Universität Wien qualifiziert hätten; und dass Goebbels, sozusagen bevor er Goebbels wurde, der Student an der Universität Heidelberg war, der ein schlechtes Versdrama über das Leben Christi schrieb. Der Architekt, der nichts errichtet hatte, verwandelte die Grundmauern der Städte Deutschlands in Staub. Der Prophet, der Gott nicht verstehen konnte, war ein Agent Satans geworden in einer Gesellschaft, in der der Herrschaftsbereich des Satanismus sich bis dahin auf ein paar Seiten bei Baudelaire und Dostojewski beschränkt hatte.

Diese beiden waren nicht einfach Tyrannen, die ihre Zeit hatten und dann wieder verschwanden und grosse materielle Zerstörungen und grosses körperliches Leid hinterliessen – Zerstörungen, die man reparieren kann, deren Urheber schliesslich nur noch Erinnerungen sind. Was sie ein für allemal zerstörten, ist die Illusion des modernen Bürgertums, der Mensch als soziales Wesen habe nicht die Wahl zu treffen zwischen Gut und Böse. Sie stürzten fast die gesamte deutsche Mittelklasse – zusammen mit grossen Teilen der Mittelklassen

Europas und der restlichen Welt – in physische und moralische Verdammnis, indem sie sie dazu zwangen, wirklich böse zu sein und sich auf ganz und gar sündige Taten einzulassen. Jetzt ist die Welt entsetzt über die Erkenntnis, dass die Gesellschaft sich nicht nur für die Freiheit, sondern auch für das Gute entscheiden muss.

Wenn wir aufrichtig sind, müssen wir uns eingestehen, dass politische Freiheit uns deshalb erträglich und willkommen schien, weil es uns gar nicht in den Sinn kam, dass sie uns mit der Verantwortung konfrontieren könnte, zwischen Gut und Böse zu wählen. Frei waren wir, insofern wir an das *laissez-faire* glaubten, an ein überholtes Modell der Evolution, das uns nahelegte, uns nur einfach auf das freie Spiel der Kräfte und der widerstreitenden Interessen zu verlassen, um automatisch zu den besten Ergebnissen zu kommen. Für diese Ergebnisse war niemand verantwortlich; niemand war verantwortlich für den Fortschritt. Ob als Reformers oder selbst als radikaler Erneuerer, die eigene Kraft ging auf in einer Totale konkurrierender Kräfte, die zusammen die allgemeine Richtung des gesellschaftlichen Fortschritts bestimmten, so dass man mit einiger Berechtigung sagen konnte, dass selbst Reformgegner wie die Konservativen als Repräsentanten einer dieser vielen gesellschaftlichen Kräfte soviel zum Fortschritt beitrugen wie die Progressiven.

Freiheit bedeutete also Freiheit zum Zweck individueller Selbstverwirklichung innerhalb eines grossen Systems, das ausserhalb der Kontrolle durch den Einzelnen stand. Die Verbindung von gesellschaftlichem Automatismus und der Idee der Freiheit des Individuums stellte sich den grössten Denkern des neunzehnten Jahrhunderts als beunruhigendes Rätsel. In einem gewissen Sinn empfanden sie diese Freiheit als etwas Bedrückendes, weil sie ihnen die Möglichkeit ganzheitlichen moralischen Handelns in ihrer Gesellschaft verwehrte. Diese Niedergeschlagenheit musste ihnen andererseits wie Egoismus

vorkommen, solange sie an der Vorstellung festhielten, der gesellschaftliche *laissez-faire* – Automatismus sei grundsätzlich fortschrittlich. Sowohl Sozialoptimismus als auch Sozialpessimismus der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts sind nicht überzeugend und setzen sich in ihrer Willkürlichkeit dem Vorwurf der Subjektivität aus. Solange man Fortschritt als Automatismus begreift, jenseits der Steuerungskompetenz durch den Einzelnen oder gar einer Gruppe, kann man sich nicht mit einer progressiven Gesellschaft in ihrer Gesamtheit identifizieren, wie man sich etwa mit einer Kirche oder mit der Französischen Revolution identifizieren kann. Innerhalb des Ganzen kann man sich nur mit partiellen Bewegungen identifizieren. Genau dies ist bei den überzeugendsten Autoren der Epoche zu beobachten: Dickens zum Beispiel vermittelt uns den Eindruck, Optimist zu sein und auf der Seite des Fortschritts zu stehen; und tatsächlich identifiziert er sich leidenschaftlich mit öffentlichen Anliegen, von denen innerhalb des Gesamtautomatismus des Fortschritts die wirklichen Anstöße ausgehen, wie etwa der Reform von Strafrecht und Strafvollzug.

Gleichwohl provozieren die Melancholie Tennysons, der *ennui* Baudelaires und der Pessimismus Thomas Hardys den Vorwurf des Subjektivismus. Im Grunde verlangen sie vom Zeitalter des Fortschritts menschlichen Trost, einen Lebenssinn, und diese bereitzustellen ist nicht Aufgabe einer solchen Gesellschaft. Der Zweck der Gesellschaft ist es – darin stimmen der normale Geschäftsmann und der Fortschrittsapologet überein – eine wachsende Zahl von Menschen mit wachsenden materiellen Leistungen für wachsende materielle Ansprüche zu versorgen. Wenn daneben Bedarf an geistigem Trost und anderen Sinngebungen besteht, mögen sich die Menschen anderswo hinwenden, vielleicht an die Dichter. Warum beklagen sich die Dichter, wenn ihnen die Gesellschaft doch nur das vor-

enthält, was sie der Gesellschaft geben sollten? Die Aufgabe des Dichters besteht darin, Schönheit zu erschaffen, vielleicht noch Glauben, so wie Henry Fords Aufgabe darin besteht Autos herzustellen.

Die moderne Gesellschaft mache den Menschen nicht glücklich, antworten die Dichter darauf. Im neunzehnten Jahrhundert konnte man dem mit einiger Berechtigung entgegenhalten, es sei dies ein einseitiges und subjektives Urteil. Baudelaires *ennui*, Tennysons schwarze Melancholie, Hardys Pessimismus, Dostojewskis Morbidität tat man als untaugliche Lebenskritik ab, als persönliche Sichtweisen. (Die unsicheren Grenzverhältnisse zwischen subjektiven und gesellschaftlichen Urteilen in der modernen Literatur erklären und entschuldigen die grosse Neugier, die man heute den Biographien der Künstler entgegenbringt: Die Menschen wollen erfahren, ob die Gesellschaft oder die Künstler selbst schuld an ihrem Unglück waren.

Dass die nationalsozialistischen und faschistischen Führer oft enttäuschte Künstler waren, ist zutiefst aufschlussreich. Goebbels' intuitive Einsicht, dass die Nazis im politischen Leben das vollbrachten, was Dostojewski nur in der Literatur vermochte, ist profund. Wie billig, erbärmlich und zynisch die Nazis auch waren: es gelang ihnen, etwas zu sein, was das Zeitalter des *laissez-faire* nie war, das heisst, wirklich böse. Sie logen soziales und politisches Handeln in scheinbar moralisches, in Wirklichkeit aber unmoralisches Handeln um; sie erteilten dem verantwortungslosen amoralischen Automatismus des fortschrittsgläubigen Industriezeitalters eine Absage. Als Menschen waren sie sich selbst Mittelpunkt ihres gesellschaftlichen Handelns und Mittelpunkt eines Universums, in dem vielleicht nicht für die Idee eines Himmels, aber wenigstens für die Idee der Hölle Platz war; sie verdammten und zerstörten sich selbst und mit sich einen grossen Teil der Welt. In ihnen war Satan

Fleisch geworden, und die Bruchstücke von Hitlers Schreibtisch, die ich mitnahm, besaßen eine Bedeutung, die sie zu unheiligen Reliquien macht in genau dem Sinn, in dem andere Reliquien heilig sind.

So kann ich mir erklären, warum diese entsetzlichen Männer mich nicht nur im Wachen, sondern viele Jahre lang auch in meinen Träumen verfolgten. Und in meinen Träumen habe ich sie nicht einfach nur gehasst und weggestossen. Ich habe dort mit ihnen gestritten, habe mit ihren Geistern gerungen, und an den Stätten, wo ich sie erkannte, habe ich Blut und Tränen vergossen. Die Orte, wo ich diese Tränen opferte, waren nicht nur Schauplätze materieller Zerstörung. Im Traum erschienen sie mir als die Altäre eines ungeheuren Opferrituals, an dem alle Nationen hatten teilnehmen müssen. Von der Finsternis jener Geister schien die ganze Welt verdunkelt zu sein, und als sie sie verließen, erhob sich aus ihrer Asche die Drohung einer noch tieferen Finsternis, allumfassend und immerwährend. Zugleich jedoch gab es nicht den geringsten Zweifel, dass die einzige Antwort auf diese Vergangenheit und diese Gegenwart nur die bewusste, vorsätzliche und ganz und gar verantwortungsvolle Entschlossenheit sein kann, unsere Gesellschaft auf die Wege des Lichts zu führen.

*26. März 1946*